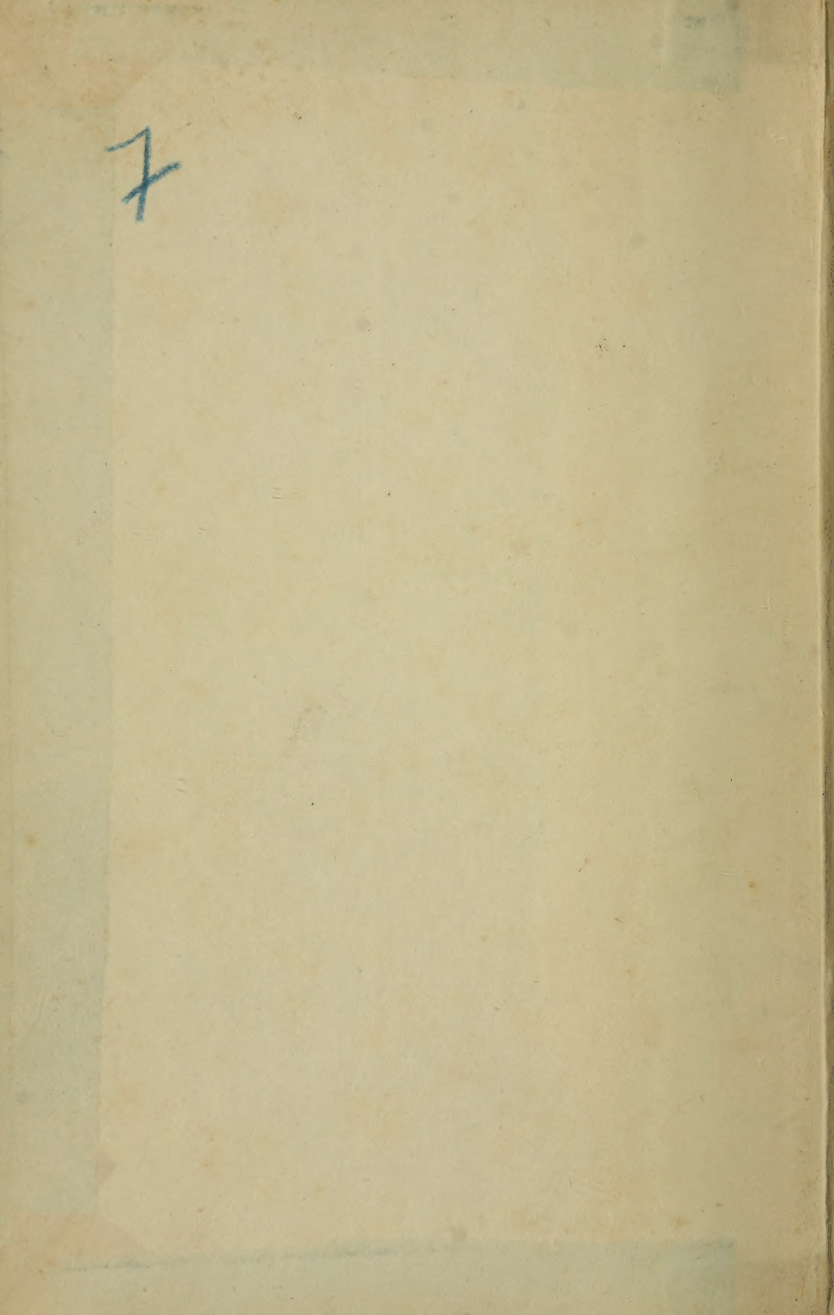



7

Memoiren

eines

Wasserarztes.

Von

Carl Munde,

Dr. Phil., Inhaber der K. S. Lebens-Rettungs-Medaille a. w. B.

Suum cuique.

Zweiter Band.

Dresden und Leipzig,

in der Arnoldischen Buchhandlung.

1844.

N. B.
Von Seite 241–277 sehr bezeichnend für die Pfaffen.

Berichtigung.

Im ersten Bande dieser Memoiren habe ich den Herrn von Broizem aus Dresden, einer falschen Nachricht folgend, irrthümlicherweise als todt erwähnt. Ich habe mich so eben überzeugt, daß der Herr Appellationsrath noch lebt, obgleich er sich fortwährend in einem leidenden Zustande befindet.

Dresden am 21. Juli 1844.

Dr. Munde.

Inhalt des zweiten Bandes.

— Gründe dazu. — Ein Luftschloß! — Reise nach Gotha, Reinhardsbrunn und Liebenstein. — Ich werde den Herzögen von Gotha und Meiningen vorgestellt. — Rückkehr nach Elgersburg und Abschluß der Contracte. — Eine Lebensrettung. — Der Herzog. — Reise nach Carlsbad, um den Grafen Woronzow zu sprechen. — Ich komme zu spät. — Raubanfall an der böhmischen Grenze. — Antwort des Grafen auf mein Gesuch, mich der gegen ihn übernommenen Verbindichkeiten zu entheben. — Noch ein Mal Rußland. — Der Oekonomie-Director St. — Abgang nach Elgersburg. — Das Schwarzathal. — Düstere Ahnungen. — Warnungen. — Kühler Empfang. — Kurze Geschichte der Elgersburger Anstalt. — Ich erhalte von der Regierung die Erlaubniß zur hydriatischen Praxis und werde als herzoglicher Badedirector angestellt. — Verwickelte Verhältnisse, in denen die Anstalt sich befindet. — Die Spielklike. — Mädchen für die Gäste gehalten. — Unzucht und Völlerei. — Ich fange an, Unkraut auszujäten, und treffe dabei auf Hindernisse. — Aenderungen in der Diät. — Meine Maßregeln machen mir Feinde. — Charakteristik einiger derselben. — Lieutenant von G—r. — Major S. — Junker Kröger. — Der Oekonom. — Referendar Gift. — Der Kammerherr. — Der Hofmeister. — Gräfers. — Advocatenkniffe. — Unnütze Nachgiebigkeit. — Unkluges Verzichtleisten auf das Recht, die Gäste willkührlich zu entlassen. — Piutti's stilles Wirken. — Sein Mangel an Vertrauen zur Wassercur an sich selbst, trotz seiner Ostentation desselben. — Meine Kopfgicht kommt wieder und verschlimmert meine Lage. — Meine bisherige Standhaftigkeit beginnt zu wanken, als man Einen nach dem Andern meiner Freunde von mir losreißt. — Entschluß, Elgersburg zu verlassen. — Der Regierungsrath G—e vermittelt eine Auseinandersetzung. — Piutti's Klugheit. — Abdankung. — Nothwendigkeit derselben. — Planmäßiges Handeln meiner Feinde. — Kluge Freundschaftsbezeigungen Piutti's. — Uebermüthige Freude über das Gelingen seines Planes. — Idee, noch Medicin zu studiren. — Anerbie-

Vierzehntes Capitel.

Inhalt. Andere Gründe, welche mich zur Reise nach Gräfenberg auffordern: Beginnende Zweifel. Ehrenberg's Ansichten. Hoffnung, Prießnitzen zu einigen Verbesserungen zu bewegen. Umarbeitung meines Buches. Brief des Herrn von M—y. — Nothwendigkeit einer Veränderung in meiner Anstalt: das Klappern der Mühle. Uebles Benehmen des Müllers. Gefahr für einen Gebildeten, mit einem Bauer einen Vertrag auf die Dauer zu schließen. Meine eigne schlechte Wohnung. Gelegenheit zum Ankaufe eines Grundstücks. — Ueberzeugung von dem Gelingen meines Planes: Lage. Wasser. Mulde. Mein Buch. Die Wasserpost. Die Freiberger Geselligkeit. — Prinz Johann. — Reise durch Schlesien. — Mein Buch an der Grenze zurückgewiesen. — Friedberg. — Meine Gefühle bei dem Wiedersehen des Gräfenbergs. — Ankunft.

Außer dem im letzten Capitel angeführten Grunde, gab es noch einige andere Ursachen, welche mich zu einer zweiten Reise nach Gräfenberg veranlaßten.

Trotz meiner unveränderten freundschaftlichen Gesinnungen gegen Prießnitz hatten doch die an mir selbst gemachten traurigen Erfahrungen, die glücklichen Resultate einiger auf Studien und Nachdenken gestützten Abänderungen in der Cur, welche ich in meiner Anstalt versuchte und die ich zum Theil schon angedeutet habe, so wie die vielen mir bekannt gewordenen mißglückten Curen auf dem Gräfenberge, einige Zweifel an Prießnitzens Geschicklichkeit und redlicher Absicht aufsteigen lassen, die ich

nicht immer ganz unterdrücken konnte. Ein Brief, den ich in der vierten und fünften Auflage meiner Beschreibung von Gräfenberg (in Letzterer Seite 316 — 329) mitgetheilt habe, und das Erscheinen von Dr. Ehrenberg's Ansichten rüttelten gewaltig an meinem bisherigen eisenfesten Glauben. Es war meine feste Ueberzeugung geworden, daß die Diät vor Allem in Gräfenberg einer gründlichen Reform bedürfe, und daß die Cur im Allgemeinen viel zu heroisch gebraucht, viel zu sehr übertrieben würde. Auch manche Klage über Prießnitzens Theilnahmlosigkeit, über seinen Eigennutz, über so manche schlechte Einrichtung in seiner Anstalt, die ich nur als zu gegründet anerkennen mußte, kam zu meinen Ohren. Ich fühlte den Drang in mir, über alle diese Dinge mit Prießnitz zu sprechen und entweder mich zu überzeugen, daß man ihm Unrecht thue, oder ihn zu bewegen, diejenigen Aenderungen in seiner Methode und Anstalt einzuführen, welche mir zum Wohle der sich ihm anvertrauenden Kranken, zum Gedeihen der Wasserheilkunde und zur Beförderung seines eignen Ruhmes unumgänglich nöthig schienen. Ich, der ihm so viele Beweise meiner treuen Anhänglichkeit gegeben, der zur Bevölkerung seiner Anstalt so viel beigetragen hatte, durfte wohl der Hoffnung Raum geben, den eisernen Eigensinn des verdienstvollen Mannes in Dingen beugen zu können, deren Wichtigkeit in die Augen sprang und zu deren Beseitigung nichts gehörte, als gesunder Verstand, Beobachtung, Erfahrung und guter Wille. Nach meiner Meinung fehlte es hauptsächlich an letzterem; denn es konnte Prießnitzens Scharfblick kaum entgangen sein, welche Mißbräuche dringend um Abstellung schrieen. Es bedurfte also, wie ich hoffte, nur einer ernsten Mahnung und zwar von Seiten eines Freundes; denn seine Feinde verachtete er zu sehr, um auf ihre Vorwürfe zu hören. Er wußte nicht, daß wir von unseren Feinden am meisten ler-

nen können, wenn wir wollen; oder er wollte es nicht wissen.— Was Prießnitzens Scharfblick betrifft, so glaube ich mich nicht geirrt zu haben: er kannte die Klagen seiner Curgäste; er wußte wo es fehlte. Er wollte es aber nicht wissen, er wollte nicht sehen und noch viel weniger ändern. Erst später begriff ich, daß sein Blick da am schärfsten war, wo sein Vortheil am nächsten lag. — Bei vielen Anderen würde ich richtig gerechnet haben; bei Prießnitz verrechnete ich mich. Und ich bin nicht der einzige seiner Freunde dem es so ging.

Herr von Held=Ritt erfuhr hinsichtlich seines, fast nur zu Prießnitzens Vortheil geschriebenen Werkchens über Gräfenberg ein sehr unzartes Dementi von Seiten Prießnitzens in allen Stücken, in denen er sich auf dessen eigne Aeußerungen bezogen hatte. — Trotz dieser unverdienten Zurückweisung wagte ich es in meinem Buche, auf mein gutes Bewußtsein gestützt, mich in fast Allem, was die Cur betraf, auf Prießnitzens eigne Aeußerungen zu beziehen. Sei es nun, daß ich dieselben besser aufgefaßt hatte, oder daß mein Buch in allen seinen Theilen mehr zum Lobe Prießnitzens beizutragen vermochte, als das des Herrn von Held=Ritt, — mir widerfuhr ein solcher Widerspruch nicht; im Gegentheil bestätigte Prießnitz den Inhalt meiner Schrift und empfahl sie nachdrücklich. — Späterhin änderte er sein Urtheil über dieselbe. Wir werden bald sehen, welche Gründe er dazu hatte.

Außer den angegebenen Gründen zu einem Besuche Gräfenbergs war es noch eine neue Ausgabe meines Buches, an die ich nach dem Erscheinen der dritten Auflage desselben denken mußte, welche mir es wünschenswerth machte, nach drei Jahren die erste Wasserheilanstalt, das „Mekka aller Hydropathen," wie sie ein Antihydriat nannte, wieder zu sehen und Alles, was ich früher mit gläubigem Auge betrachtet, nun mit geübtem kri=

tischen Blicke zu prüfen. Dies lag im Interesse meiner Leser und in meinem eignen. Auch hoffte ich von der Billigkeit meines Verlegers einen Theil meiner Reisekosten ersetzt zu erhalten, und das Uebrige durch das Eincassiren einer Schuld, die ich für die an Prießnitzen gesandten Exemplare meiner Schrift zu fordern hatte, aufzubringen.

Trotz des gefaßten Entschlusses verging eine Woche nach der andern, ohne daß zu meiner Abreise Anstalt gemacht wurde, und schon war die Ferienzeit bei der Academie verstrichen und meine Lectionen sollten wieder angehen, als meine letzten Kranken mich verließen und zu gleicher Zeit ein Brief aus Gräfenberg mich zu einem Besuche dringend aufforderte. Dieser Letzte gab den Ausschlag. Wer weiß, ob ich mich ohne ihn, wie das im Familienleben und unter beschränkten Verhältnissen zu geschehen pflegt, nicht noch hätte zu Hause festhalten lassen. Der Brief war von einem Eiferer für die Wasserheilkunde, einem Herrn von M—y aus Ungarn, und lautete, wie folgt:

Gräfenberg, am 2⁰/₉ 39.

„Herr Professor!"

„Unbekannterweise und als ein Gräfenberger Kurgast im Naturleben, ohne viel Complimente und Ceremonien, schreibe ich Ihnen, während ich Session halte,*) um Ihnen zu sagen, wie ich es Ihrem Buche zu verdanken habe, daß ich hier bin, und als ein guter wahrheitsliebender Mann, ferner ein Prießnitzianer und mit Leib und Seele Hydropath, Ihnen noch sage, wie ich schon zu Hause, nach Ihrem Buche mir und anderen Leuten geholfen, Wunden, einen Rippenbruch und 7 Fälle von der Ruhr kurirt habe, früher aber schon, ob-

*) i. e. im Sitzbade.

wohl nicht richtig gebraucht, Vieles à la Oertel mit dem Wasser gepantscht an mir habe — jedoch dem Wasser allein die Erlösung von Gicht, Hämorrhoiden, Leberleiden, schlechtem Magen, daher das ganze Heer von Unterleibsübeln, Hypochondrie, Nervenschwäche, Säure, Sodbrennen, Freßsucht, Tod und Teufel loß zu werden mit allem Grund hoffe, von vielen Uebeln bin ich schon frei und ganz ein anderer Mensch, als vor 5 Monaten, wie ich kam. Genug von mir."

„Aber Sie haben durch Ihr Buch viel, viel der Welt genützt, vielen Segen erhalten und auch ich segne Sie samt den Ihrigen. Sie können aber noch viel mehr Vortheil selbst ziehen und als Menschenfreund in der Welt nützen. Sie haben das practische Eis in der Hydriatik gebrochen wie Rausse das theoretische, Beyde habt Ihr, meine Wassergenossen, vortrefflich in der Seele des Prießnitz gelesen. Aber unverhohlen muß ich Ihnen nur die Wahrheit sagen was die Welt von Ihrem Buche sagt, und daraus werden Sie mich als Ihren Freund erkennen, denn mir war von jeher jener lieber und mein wahrer Freund, der mir aufrichtig sagte was die Leute von mir denken und sprechen, um mich darnach richten und auf meiner Huth sein zu können, als der mir ins Gesicht nur schmeichelte. Wir hörten hier, Sie kämen den Winter her um eine 4. Auflage ihres Buches neu auszuarbeiten, und das wäre gut und vortrefflich. Manche freuten sich darüber und sagten zu mir, sie beschrieben Alles hier für den Munde. Wie die Sache weiter steht, weiß ich nicht. Auch bleiben alle jene nicht hier, aber einige doch. Es haben einige eine reiche Casuistik gesammelt und solche wird in alle Welttheile mitgenommen. Aber freilich sinds meistens Stümper, rohe Empiriker, die sonst keine Principien, gar keine Begriffe haben, hölzerne Menschen, die keine Bücher le-

sen, und auch das gelesene nicht verstehen; selbst Ihr Buch nicht verstehen und schon so viel Unsinn mit dem Wasser gemacht haben, dann dem Munde die Schuld geben — oh, wie viele habe ich schon ausgelacht. Hier habe ich schon oft gehört, der Munde lügt viel in seinem Buche; lügt er in der neuen Ausgabe auch so viel, wie in den 2 früheren — oh, der hat ja eine Menge Fehler; er hat auch mich betrogen, sagt ein Dritter; wie hat er heuer 1839 seine 3. Auflage herausgeben können mit dem alten Schmorn, wo jetzt Alles anders überall in Gräfenberg und Freywaldau ist. Das hat er nur wegen seiner Anstalt gethan, nur die ist ihm im Kopf gesteckt, die wollte er der Welt auftischen u. s. weiter.*) Auch selbst die Freywaldauer grämen sich, daß nur Reymann mit seinen Pfefferkuchen und Naschereien, die gerade schaden, weil so viel zu mahl am Magen leidende keine Pfefferkuchen, Feigen u. s. w. naschen sollten, und naschen sie den ganzen Tag und verderben sich den Magen, was ihnen die alte Frau Bürgermeisterin ins Gesicht sagt: „die Herren verderben sich die Mägen, lieber einen Maulkorb ihnen anlegen, als zu Näschereien Anlaß geben rc.“ **). Dann auch wegen dem Ko-

*) Ich hatte der dritten Auflage meines Buches eine kurze Beschreibung meiner kleinen Anstalt beigefügt; ein Umstand, der mir in Gräfenberg von vielen Seiten Tadel zuzog, besonders von den intimeren Freunden Prießnitzens.

**) Es ist bekannt, daß der Bürgermeister Reymann nicht nur dergleichen Näschereien in Menge an die Curgäste verkaufte, sondern auch eine Commandite auf dem Gräfenberge selbst eingerichtet hatte. Es ist mir übrigens nie eingefallen, diese üble Gewohnheit des Naschens zu empfehlen: ich habe in meiner Schrift nur berichtet, was dort wirklich geschah, und es sogar getadelt, daß man sich dergleichen Näschereien bis zum Uebermaß

der sind die anderen böse — selbst die Kurgäste — auch ich fand nicht, daß er ein Tausendkünstler wäre, sondern nur ein gewöhnlicher Drechsler à l'ordinaire. Denn die meisten seiner Waaren macht er nicht selbst, sondern kauft sie in Ollmütz, Brünn, Wien und verkauft sie blos wieder. Der Drechsler Freytag macht eben so schöne Drechslersachen wie Kober, manche noch eleganter. Dann ist jetzt ganz alles anders in Freywaldau, in Gräfenberg, als wie Sie hier waren. Selbst auf das muß ich Sie aufmerksam machen und Ihnen sagen, wie es gar viele so simple Menschen giebt, die nicht einmal verstanden die „kalte Milch," sie kochten sie erst, und dann ließen sie sie kalt werden und aßen sie. Man muß solchen Alles auf die Nasen binden, und der größere Theil der Leser ist ja talket,*) aber auch für die muß man schreiben. Klarer wäre für solche, und alle, „eine kalte ungekochte, rohe Milch, so wie sie von der Kuh kommt" — nun das würden doch alle verstehen,**) und so giebt es gar vieles noch zu verbessern und zu vervollständigen, auch in theoretischer und praktischer Hinsicht Ihres Buches, eben so wie in casuistischer, z. B. auch wegen Falkenstein sagen die Leute Munde lügt auch hier — Falkenstein sagt es uns in seinem Buche anders;***)

überläßt. Um aufrichtig zu sein, muß ich jedoch gestehen, daß ich mich selbst nicht ganz gewissenhaft nach meiner besseren Ueberzeugung gerichtet habe. Alle Welt naschte ja. Das Essen war ja der Lohn für alle unsere Strapazen, nächst der — Hoffnung auf Genesung!

*) Dieser hier zu Lande unbekannte Provinzialismus ist jedenfalls mit dem englischen to talk, schwatzen, verwandt und bezeichnet hier wohl Menschen, welche sprechen ohne vorher gedacht zu haben.

**) Vielleicht noch: ungebraten, ungesalzen und ungepökelt ꝛc.?

***) Was ich bei Falkenstein gelogen haben soll, habe ich nie erfahren können. Es muß damit, wie mit der kalten Milch gewesen sein.

obwohl ich den Leuten schon oft sagte: Konnte denn der einzelne Munde mit seinen 2 Augen, der so vieles sah, wie noch keiner vor ihm, alles in der Welt sehen, und nur mit seinen 2 Ohren hören, in die Welt hinein kritisiren und hirnlos plaudern ist leicht, aber selbst machen thut Ihr Keiner etwas, daß man Euer Werk sehen könnte."

„Darum, mein lieber Ehrenwerther Herr von Munde, würden wir uns gewiß freuen Sie hier zu sehen; viele würden Ihnen an die Hand gehen, um damit Sie eine recht gute Ausbeute machen könnten für eine 4. Auflage Ihres sehr brauchbaren Buches, welches ganz fast umgearbeitet werden müßte, dann würde es einen sehr großen Absatz finden und viel nützen in der Welt. Auch wäre dies nun um so viel leichter, da Rausse so viel Licht verbreitete, daß Prießnitz und Sie beide ein wahres Hydropathisches Triumvirat bilden.*) Es kommt jetzt ein neues Buch von einem Arzte Dietrich, der den ganzen Sommer hier ist, in Neiße heraus; auch ich habe darauf pränumerirt, aber ich halte nicht viel darauf, weil es von einem Arzte ist; noch keiner von diesen Herren hat aufrichtig geschrieben, auf die Letzt guckt doch immer der Apotheker heraus. Er schildert in der Annonce den Prießnitz als Mensch, Wirth und Arzt, wie Gräfenberg ist und sein sollte, er sagt er habe mit anderen Aerzten wegen seines Buches conferirt und so heißt es schon gar nichts, kein Gräfenberger macht sich gute

*) Ich habe mich im Allgemeinen nie zu dem Rausse'schen Principien bekannt und seinen schädlichen Uebertreibungen stets entgegen gearbeitet, die Vielen den Kopf verdrehet, Manchen das Leben gekostet und nicht Vielen genützt haben können. Manches in den Rausse'schen Schriften ist übrigens gut und verdient Beherzigung, und gewiß fehlt es ihnen nicht an Geist, der auch ihr Glück gemacht hat.

Hoffnung von diesem Buche. Es gab heuer sehr viele Aerzte hier, sie machten aber alle eine elende Figur. In Gräfenberg sind schon 1300 Gäste, in Freywaldau und Lindewiese beim Schrott 228; auch Schrott ist autorisirt und erscheint in der öffentlichen gedruckten Kurliste, wovon schon 29 Nummern da sind. Polizei-Commissair, Postamt, Militair-Commando ist da. Gestern war Prinz Friedrich von Preußen da und speiste mit uns im Saale, jedoch an einer preußischen Separat-Tafel und zog Prießnitz zu Tische. Dieser saß dem Prinzen vis à vis. — Sie werden schon in No. 250 der Allgemeinen Zeitung manches gelesen haben; nur der Hamburger Artikel ist nicht von uns, mit denen Ochsen — aber Sie werden bald so manches wieder in der Allgemeinen Zeitung lesen; die Ungarn haben gar den Prießnitz in Protection genommen. Ein Löwe wird in Bayern gegossen von Eisen als Symbol der Kraft und des Sieges des Prießnitz über Galen und Hahnemann. Schwanthaler hat dabei vieles gethan; er ist kurirt von Gicht abgereist und besorgt es in München; er hat hier ein ungarisches Abschiedssouper bekommen."

„Ich muß nun schließen, weil das Papier zu Ende geht und ich nenne mich

Ihren &c.

Johann M. von M—y."

Dieser Brief bestimmte mich also vollends zur Abreise. Es war mir neu, an meinem Buche Unrichtigkeiten und Lügen tadeln zu hören. Ich hatte die Ueberzeugung, mit der größten Gewissenhaftigkeit Alles selbst geprüft, nichts oberflächlich Gehörtes berichtet, und wo ich ja einmal die Berichte Anderer wiedergegeben hatte, dies stets ausdrücklich bemerkt zu haben.

Außer dem etwas starken Vorwurfe, daß ich „Prießnitzen zu vortheilhaft geschildert und überhaupt mehr einen Panegyrikus als eine unpartheiische Beschreibung Gräfenbergs geliefert'', welcher mir einige Monate zuvor von einem meiner intimen Freunde, einem übrigens sehr nachsichtsvollen und höchst achtbaren Manne, von Freiwaldau aus gemacht worden war, hatte ich noch kaum einen Tadel meiner Schrift gehört. Auch war ich hinsichtlich der in den zwei neuen Auflagen gegebenen Nachträge äußerst vorsichtig gewesen und hatte mir sie aus so guter Quelle zu verschaffen gewußt, daß ich keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit hegte. Ich konnte indessen nicht annehmen, daß der eifrige und mir augenscheinlich zugethane Herr v. M—y mich der Lügen und Unrichtigkeiten zeihen würde, wenn sich nicht wirklich Irrthümer in meinem Buche befanden. Es mußte also seit drei Jahren Alles anders geworden sein und meine Correspondenten mich sehr übel berichtet haben. Es war demnach, wollte ich eine neue Auflage meines Buches besorgen, wollte ich überhaupt au courant der Wasserangelegenheiten bleiben, unumgänglich nothwendig, die Reise nach Gräfenberg zu machen, um mich mit meinen eigenen zwei Augen und zwei Ohren von dem Stande der Sachen zu überzeugen und meine durch sich widersprechende Nachrichten getrübten Vorstellungen über dieselben aufzuklären.

Ich gehe in diese Einzelnheiten ein, um zu beweisen, daß der Geldpunkt allein nicht die Veranlassung meiner Reise nach Gräfenberg war, obschon er hauptsächlich zur Erweckung der Idee derselben beigetragen hatte. Meine Anhänglichkeit an Prießnitz und seine Sache hatte übrigens schon seit 1837 den Wunsch in mir unterhalten, Gräfenberg wiederzusehen. Ich hatte diese Sehnsucht sogar einmal in einem unbedeutenden Gedichte ausgesprochen, das ich dem Baron Ch—t kaum vier

Monate nach meiner Rückkehr nach Freiberg sandte und das unter den damaligen Gräfenberger Gästen circulirte. Auch bezeugen mir mehrere Briefe von Gräfenberg und Freiwaldau, die sich noch in meinen Händen befinden, daß ich das Project, Gräfenberg früher oder später einmal wieder zu sehen, nie aufgegeben habe. Endlich war meine immer noch schlechte Gesundheit ein triftiger Grund zu einem Besuche Prießnitzens, da dieser so hartnäckig über diesen Punkt schwieg. Mündlich mußte er mir doch Rede stehen und es lag mir Alles daran, sein endliches Urtheil über das, was ich zu fürchten oder zu hoffen hatte, zu hören, da ich glaubte, kein Mensch könne dies mit größerer Sicherheit wissen, als er. Zwar hatte die mir durch Dr. Kretzschmar gerathene Veränderung meines Regimens mir deutlich genug bewiesen, daß Prießnitz meinen Gesundheitszustand weder erkannt noch richtig behandelt hatte. Aber man reißt sich so schwer los von dem Glauben an Das, was man einmal zu verehren sich gewöhnt hat, und es thut so weh, diesen Glauben aufzugeben! Hört der Neger deswegen auf zu seinem Fetisch zu beten, wenn er ihn auch einmal vor einer Tracht Schläge seines unmenschlichen Herrn nicht geschützt hat?

Prießnitz war ein Gegenstand der Verehrung, eines fast religiösen Glaubens für mich geworden. Es ist nicht leicht, einen solchen Glauben aus dem Herzen eines Menschen zu reißen, der Das, was er einmal darin aufgenommen, mit Wärme festhält, bis tausend unwiderlegliche Beweise ihn von seinem Irrthume und dem Unwerthe des verehrten Gegenstandes überzeugen. Und noch jetzt, nachdem ich auf unpartheiische Weise auch die Schattenseiten des merkwürdigen Mannes zu schildern mich berufen fühle, überwältigt mich manchmal noch ein Rest der alten Liebe, der alten Ehrfurcht, und ich frage mich selbst, ob ich ihm denn doch nicht vielleicht Unrecht thue?

Leider sagen dann die vielen unwiderlegbaren Beweise, die ich in den Händen habe, ein trauriges „Nein" und ich schreibe weiter in dem Bewußtsein, der Gerechtigkeit und den Zeitgenossen zu dienen.

Obschon nun der Geldpunkt allein mich schwerlich zu einem zweiten Besuche Gräfenbergs bewogen haben würde, so war er doch, wie schon gesagt, eine nicht unbedeutende, ja vielleicht die Hauptveranlassung dazu. Ich mußte Geld haben, sollten nicht die Früchte meiner vielen Sorgen und Mühen ungereift verloren gehen und meine Anstalt in ihr früheres Nichts zusammensinken. Ich sah wohl ein, daß ich nicht unter denselben günstigen Verhältnissen wirkte, wie Prießnitz, daß mir, dem Apostel, nicht so Alles, Menschen und Geld, zuströmen würde, wie dem Meister; daß meine Anstalt freundlich und bequem eingerichtet sein müsse, wenn sie von wohlhabenden Leuten besucht werden sollte. Ich mußte Geld haben. Meine Anstalt mußte vergrößert und verbessert werden. — Ihr Fortbestehen war übrigens eine Pflicht, eine Ehrensache für mich, einem Publikum gegenüber, das mir so großmüthig die Hand zu ihrer Einrichtung geboten. Auch waren noch einige Gründe vorhanden, welche eine Veränderung mir selbst wünschenswerth machten, so gern ich auch in meinem Eifer für die Sache alle Unannehmlichkeiten derselben ertrug.

Der Müller, anfangs glatt und höflich, zu Allem bereit, was ich verlangte, wurde unhöflich, ungefällig und habsüchtig, sobald er das Heft in den Händen hatte, das heißt, sobald er mich mit einer so bedeutenden Summe in das Unternehmen vertieft sah, daß ich nicht mehr zurücktreten konnte. Er machte alle Tage neue Forderungen, bisweilen der unsinnigsten Art, wollte schon beim Bauen, daß

Alles nach seiner Idee eingerichtet würde, warf, sobald die Gäste abnahmen, meine Meubles aus den von mir erbauten Kammern, und legte Heu und Holz hinein, ohne mich erst zu befragen, beschimpfte meine Verwandten, wenn diese sich solchem Beginnen widersetzten, gab für schweres Geld schlechte Milch u. s. w. Ich hatte alle Mühe, den Menschen in denjenigen Schranken zu halten, welche die Rücksicht gegen die Kranken nicht zu übertreten gebot und wünschte mehr als ein Mal, auf eine gute Weise mich von ihm los zu machen. Hätte ich Geld gehabt, so hätte ich das Grundstück unfehlbar gekauft. Er wollte es mir einmal für 2800 Thaler überlassen. Im vorigen Jahre hat er es für 4900 Thlr. verkauft, Dank den von mir darin gemachten Verbesserungen und dem Ankaufe eines Stückes Wiese, für das er 200 Thlr. gezahlt hatte. Er hat mir bei dieser Gelegenheit noch für Alles gedankt, was ich für ihn gethan und unaufgefordert seine Reue über sein früheres unangemessenes Betragen ausgesprochen. — Sie kam freilich etwas zu spät.

Die Erfahrung hat mich belehrt, daß es immer gewagt ist, sich mit Ungebildeten in ein Verhältniß auf die Dauer einzulassen, welches uns im Mindesten von ihnen abhängig macht. Die gerühmte Einfachheit und Ehrlichkeit der Bauern ist gewöhnlich nichts als Plumpheit und Derbheit. Man kann aber mit einem ungehobelten Brete eben so gut eine Falle stellen, wie mit einem gehobelten, und man hat noch den Vortheil, daß das Opfer, nicht durch die Glätte des Bodens vorher aufmerksam gemacht, desto sicheren Schrittes der ungeahnten Gefahr entgegen tritt. Auch unter den Gebildeten giebt es eine Art solcher Ehrlichthuer, welche hinter einer rauhen Außenseite den Spitzbuben zu verbergen wissen, und während sie alle die feineren Kunstgriffe verschmähen, mit einem einzigen aber derben Schlage und unter dem ehrlichsten Vorwande und mit der ehrlichsten Miene

von der Welt ihren Fang thun. Es giebt deren mehr, als man denkt, und sieht man sich recht aufmerksam in seiner Umgebung um, so wird es nicht schwer, ein Paar solcher Bären mit spitzigen Fingern zu erkennen, die mit der einfältigsten und aufrichtigsten Miene für sich das Fleisch aus den Töpfen holen, während sie den Anschein haben, diese vor dem lauernden Fuchse zu bewachen.

Man hat bei uns ein Sprüchwort über die Bauern, welches zu grob ist, als daß ich es drucken lassen möchte. Aber es ist characteristisch und findet gewiß in den meisten Fällen seine Anwendung. Der Bauer hält es für keine Sünde, einen Städter zu betrügen, weil dieser von Rechtswegen gescheuter sein sollte, als er. So halten es die Christen gewöhnlich mit den Juden, da diese auch von Rechtswegen besser betrügen gelernt haben müssen, als sie selbst. Ich sage hier recht absichtlich von „Rechtswegen;" denn wie konnte aus einem Volke, dem die Quellen ehrlichen Erwerbes und alle bürgerlichen Rechte durch den Neid und die Intoleranz der Christen seit vielen Jahrhunderten verstopft waren, etwas Anderes werden, als eine Nation Diebe und Betrüger? Ist es nicht zu verwundern, daß es unter ihnen noch so viele Ehrenmänner giebt, die manchen Christen beschämen, der das Joch der Sclaverei nicht von Jugend auf seinen Schultern aufgebürdet fühlte? — Etwa eben so verhält es sich mit den Bauern und Städtern. Die Gebildetern benutzten anfangs ihre größere Geistesfeinheit, um die Ungebildeten zu bevortheilen und diese gewöhnten sich nach und nach an den Gedanken, es für eine gerechte Repressalie zu halten, wenn sie jenen ein Gleiches zu thun vermochten. Der Bauer glaubt nun, bei irgend einem Handel, dem Städter des Prävenire spielen zu müssen, und betrügt ihn in der Ueberzeugung, daß dieser ihn betrogen haben würde, wenn er ihn dazu hätte kommen lassen,

oder in der Meinung, daß der Städter, trotz seiner feinen Manieren, doch ein dummer Teufel ist, dem es ganz recht geschieht, wenn er betrogen wird.

Dies erinnert mich an ein Geschichtchen, das vielleicht hier einen nicht ganz unpassenden Platz findet:

Ein Soldat, welcher fechten gelernt hatte, forderte einen Bauer der ihn beleidigt hatte heraus, in der Absicht, ihm einen kleinen Denkzettel anzuhängen, der ihn in Zukunft vorsichtiger machen sollte. Der Bauer war nicht zu bewegen, eine andere Waffe, als einen Prügel, in die Hand zu nehmen, welche zu führen er gewohnt sei, wie er sagte. Der Soldat, welcher übrigens nicht die Absicht hatte, dem Bauer großen Schaden zuzufügen, nahm eine kunstmäßige Stellung an und machte eben erst seinen Fechterfirlefanz, als der Bauer, seinen Vortheil ersehend, sagte: „ich will immer sachte anfangen" und ihm einen so derben Schlag auf den Kopf versetzte, daß er bewußtlos zu Boden stürzte und man lange an seinem Aufkommen zweifelte.

Die Waffen waren ungleich und sind es eben so zwischen Städter und Bauer. Der Erstere macht allerhand freiwillige Concessionen und ist eben noch bemüht, sich das Vertrauen des mißtrauischen Landmanns durch allerhand Demonstrationen zu erwerben, wenn dieser schon den Knüttel erhoben hat und ihm Eins versetzt. Das Schlimmste bei der Sache ist dann noch die Gemeinheit, mit der man zu thun hat und welche einem nicht zähen Manne den ganzen Handel so verleidet, daß er lieber Alles verliert, als den ungleichen Kampf fortsetzt.

Fast so ging es mir mit meinem Müller. Zwar hatte ich nicht Lust, ihm das Feld ohne Weiteres zu räumen; ich dachte aber ernstlich an die Mittel, wie ich mich von ihm unabhängig machen und das Mühlwasser benutzen könnte, ohne mit ihm in demselben Hause zu wohnen. Dieses hatte überdies noch einen

Uebelstand, dessen ich noch nicht Erwähnung gethan: das Klappern der Mühle, welches oft Tag und Nacht unaufhörlich fortging und die Kranken im Schlafe störte. Auch war meine eigne Wohnung in dem Hause nichts weniger, als bequem. Ich hatte mit den Meinigen ein Paar Dachkammern belegt uud zwar nicht die besten, die ich gern den Gästen überließ. Meine Frau mußte mit der Müllerin an einem Heerde kochen und die beiden Wirthschaften durchkreuzten sich den Tag über so unzählige Male, daß das verträgliche Temperament meines guten Weibes dazu gehörte, um nicht alle Augenblicke einen Krieg hervorzurufen. Daß wir dabei nicht der gewinnende Theil waren, versteht sich von selbst.

Nun bot sich gerade um jene Zeit eine Gelegenheit dar, von der Gemeinde Barthelsdorf, welche ihre Gemeindewiesen unter sich zu vertheilen im Begriff war, ein Grundstück unserer Mühle gegenüber zu erwerben, welches mich in den Stand setzte, ein größeres Curhaus darauf zu erbauen und die sämtlichen Wasserleitungen dabei zu benutzen. Das Stück Wiese war schön, dicht an der Straße gelegen und die Gemeindevorsteher benahmen sich als verständige Leute, indem sie mir nicht nur einen billigen Preis stellten, sondern auch eine ziemlich lange Frist zu einer bestimmten Erklärung bewilligten. Ich erfaßte dies Project mit Lebhaftigkeit und that alle vorläufige Schritte, um mich von der Ausführbarkeit desselben zu überzeugen. Mit dem Maurermeister untersuchte ich den Grund, sah mich nach Bruchsteinen und Holze um, fertigte den Riß zu dem Gebäude, berechnete möglichst genau die Kosten — kurz ich that, was ich konnte, um ohne Zeitverlust den Ankauf des Grundstücks und den Bau des Hauses in Angriff nehmen zu können — sobald ich Geld hätte.

Der Geldpunkt war und blieb also ein Hinderniß, welches ich so schnell als möglich aus dem Wege räumen mußte. Und

dies sollte durch das schon erwähnte Actienunternehmen geschehen, dessen Plan ich im nächsten Capitel mittheilen werde. An dem Gelingen desselben, so wie an dem Gedeihen der Anstalt zweifelte ich keineswegs. Gräfenberg und Dresden schienen mir Geldquellen, die sich mir nicht verstopfen würden, und die Lage und günstigen Verhältnisse meiner Anstalt versprachen einen zahlreichen Besuch derselben, sabald sie zur Aufnahme wohlhabender Leute geschickt wäre.

Ich habe das schöne Wasser schon erwähnt, welches in dem Thale, in welchem meine Douche lag, aus mehr als dreißig Quellen hervorrieselte und zuletzt den Mühlbach bildete. Eine einzige dieser Quellen, die größte und schönste unter ihnen, reichte hin, um einer Bevölkerung von mehreren hundert Personen Trink- und Badewasser zu liefern. Zwar machte der Bauer, auf dessen Grundstücke sie hervordrang, Schwierigkeiten; allein durch Geld hoffte ich sie schon zu meinem Eigenthume zu machen. Der Müller machte übrigens annehmbare Bedingungen wegen der Ueberlassung des Mühlwassers und dann hatte ich noch einen Vortheil, der nicht häufig bei einer Wasserheilanstalt sich vorfindet, den der Nähe des Muldenflusses, dessen klare frische forellenhaltige Bergwässer nur ein Paar hundert Schritte von der Anstalt auf reinlichem kiesigen Boden das schöne grüne Thal durchströmten und Gelegenheit zum Schwimmen und, unter zwei Wehren, zu kräftigen Wellenbädern boten. Auch war die romantische Gebirgsgegend rings um die Anstalt her am Fuße der waldbewachsenen Berge mit eiskalten klaren Quellen reichlich gesegnet und erlaubte den spazierengehenden Curgästen, mit einem Becher in der Hand ihren Appetit nach Wasser alle zehn Minuten lang reichlich zu befriedigen. Die nahe liegenden Berg- und Hüttenwerke boten dem Fremden manches Interessante und selbst die nur Fünfviertelstunde entfernte Hauptstadt des sächsi-

schen Erzgebirges enthielt vieles Merkwürdige, welches ihn anziehen konnte. Es fehlte nur ein hübsches geräumiges Haus und Gesellschaft, die sich unter einander die Zeit vertrieb, was bei der einsamen Lage der Anstalt nicht wohl außer ihr geschehen konnte, da die Bewohner Freibergs und der Umgegend, bei all ihren guten Eigenschaften, doch nicht gerade zu den geselligsten Menschen gerechnet werden dürfen und der in Freiberg herrschende Ton nicht nur dem Fremden unangenehm auffällt, sondern selbst den Einheimischen unter seiner Schwere seufzen läßt. Freiberg ist nicht groß genug, um nicht sich gegenseitig zu kennen und zu bemerken und den Maaßstab des Ranges, Amtes oder Geldbeutels anzulegen, und nicht klein genug, um gezwungen zu sein, sich näher zu rücken, wenn man nicht vor Langerweile sterben will, und so findet ein Zwischenzustand statt, ein Zustand langweiligen Erwartens, der nur dann auf eine kurze Zeit unterbrochen wird, wenn irgend ein Fest oder ein ungewöhnliches Ereigniß das Fischblut der Bewohner electrisirt und sie ein wenig aufthauen läßt. Höchst wahrscheinlich trägt zu dieser Stimmung auch das feuchte, rauhe Clima bei, in dessen nasser Atmosphäre kein Funke einer Begeisterung fortzuglimmen vermag, und das uns dagegen weidlich mit Rheumatismen und Gicht plagt, ein Paar Gefährten, die eben auch nicht geeignet sind, die Geselligkeit zu vermehren.

Ich habe kaum eine Bevölkerung gekannt, welche weniger zu Ausflügen nach dem Lande oder zu Spaziergängen überhaupt geneigt wäre, als die meiner Vaterstadt. Steht nur eine Wolke am Himmel, so läßt sich keine Seele vor den Thoren sehen, und will es etwa gar regnen, so wagt sich keine Nase zum Fenster hinaus. Ich wiederhole, daß das unbeständige Wetter hieran seinen Theil hat. Vielleicht ist auch der Mangel an Naturschönheiten daran Schuld; denn man muß allerdings ein Stündchen

zurücklegen, ehe man im Muldenthale ein Paar hübsche Plätzchen findet; und auch diese sind nur beim Rosinenhäuschen oder meiner Anstalt und beim Churprinz, einer dem Staate gehörigen bedeutenden Grube.

Um der Bequemlichkeit der Freiberger unter die Arme zu greifen, hatte ich einen leichten Wagen angeschafft, in welchem sechs bis acht Personen Platz hatten, und welche mein starker Pole, wenn er bei guter Laune war, ohne große Anstrengung nach der Anstalt zog. Man zahlte dafür eine Kleinigkeit, und viele, deren Pedal etwas defect war, oder die zu bequem waren um die Stunde Wegs zu Fuße zurückzulegen, benutzten meinen Wagen, dem man nicht übel den Titel „Wasserpost" beigelegt hatte. Dieses Communicationsmittel zwischen der Anstalt und der Stadt versprach nützlich zu werden, wenn nur einmal die Anstalt fertig und recht stark bevölkert wäre.

Ich zweifelte nicht an der Bevölkerung der Anstalt, da schon im ersten Jahre, ehe das Vorhandensein derselben bekannt geworden, Viele wieder umkehrten, weil sie keinen passenden Platz fanden. — Man wollte sich hier nicht schmiegen, wie in Gräfenberg. — Ich hoffte durch mein Buch Kranke genug herbeizurufen und die glücklichen Resultate der Curen des ersten Jahres versprachen ebenfalls zu Verbreitung meines Rufes beizutragen. — Alles war wohl überlegt, wohl berechnet und vorbereitet, es fehlte, wie schon oft gesagt, nur noch das Geld!

Außer dem eben mitgetheilten Projecte hatte ich auch damals schon ein Auge auf das recht hübsch gebaute Rosinenhäuschen, dessen Lage und Aussicht allerliebst sind, geworfen; allein aus dem oben erwähnten Grunde konnte ich vor der Hand nicht ernstlich an dessen Acquisition denken, auf die ich jedoch im nächsten Jahre zurück kam.

Nach erhaltenem Urlaube reiste ich in den ersten Tagen des

Octobers nach Gräfenberg ab. Ich nahm meinen Weg dieses Mal über Dresden, Görlitz, Bunzlau, Reichenbach, Frankenstein und Patzschkau. In Dresden hatte ich die Ehre, Seiner königlichen Hoheit, dem Prinzen Johann vorgestellt zu werden, welcher sich, wie es schien, nicht ohne Theilnahme nach unseren hydriatischen Angelegenheiten erkundigte und einen Plan meines Actienunternehmens an sich nahm, um nach dessen Durchlesen einen Entschluß zu fassen, ob und wie weit er sich dabei betheiligen werde. Die Freundlichkeit und Theilnahme des Fürsten gab mir frohen Muth zum Anfange, und voller Hoffnung fuhr ich meinem geliebten Gräfenberg entgegen.

Ich fuhr Tag und Nacht, um schnell hinzukommen. In Frankenstein nahm ich einen einspännigen Planwagen, den ich mit Stroh auslegen ließ, streckte mich bei meiner großen Müdigkeit auf dieses und gelangte so an einem schönen Herbstabende über die österreichische Grenze. Die seit meiner letzten Anwesenheit im Patzschkauer Zollamte vorgefallenen Veränderungen habe ich bereits erzählt. An dem österreichischen Grenzamte fragte mich der Einnehmer, als er meinen Paß ansah, ob ich der Sohn des Herrn Munde sei, welcher das Buch über Gräfenberg herausgegeben. Als ich diese für mein Aussehen schmeichelhafte Frage der Wahrheit gemäß beantwortet hatte, freute sich der Herr Einnehmer sehr, meine Bekanntschaft zu machen, sagte mir allerhand Schönes über meine Schrift, bedauerte aber, vier Exemplare der letzteren, die sich in meinem Koffer befanden, als verbotene Waare nicht passiren lassen zu können. Ich gab dem Kutscher Auftrag, sie auf dem Rückwege mit nach Frankenstein zu nehmen und sie an sich zu behalten. Im Jahre 1840 erst habe ich sie mir bei demselben abgeholt und sie Freund Hennings in Neiße, oder vielmehr seiner Frankensteiner Commandite, zum Verkaufe übergeben.

Die Nacht brachte ich in Friedberg zu, welches ich mit Mühe vor dem Einbruche vollkommener Finsterniß erreichte. Es existirt in dem Oertchen ein Gasthof und ein Weinschenke. Letzterer soll Niemand beherbergen, und ersterer kann und will es nicht. Man beantwortete meine Frage nach einer Stube mit einem kurzen: „Wir haben keine“ und wies mich selbst zu dem Weinschenken, den man schon mehrere Male verklagt hatte, weil er Fremde über Nacht behalten. Als er hörte, daß ich vom Gasthofe selbst an ihn gewiesen worden, machte er keine Umstände, sondern bereitete mir ein gutes Abendbrot und wies mir ein freundliches Stübchen an, wo ich nach einer auf dem Postwagen größtentheils durchwachten Nacht herrlich schlief. Meine Zeche war billig, und heiter und gestärkt fuhr ich am nächsten Morgen, bei glänzender Sonnenbeleuchtung, durch die romantischen Gebirge meinem noch drei Stunden entfernten Gräfenberge zu.

So kühl der Morgen war, so warm wurde es bald nachdem die Sonne über den Gebirgen empor gestiegen. Ich setzte mich daher gern wieder in meinen Wagen, den ich eine Strecke Weges verlassen hatte, um zu Fuße zu gehen, und freute mich wie ein König, als ich die Gegend um mich her zu erkennen anfing. Eben fuhr ich durch Lindewiese längs der Biela, rechts hatte ich die Hokschaar, vor mir die Goldkoppe; bald mußte ich den Gräfenberg zur Linken vor mir sehen. Das Herz schlug mir laut und erwartungsvoll. Alle Schatten vor Prießnitzens Bilde sanken zusammen. Ich sah es rein und fleckenlos vor mir stehen. Es war mir als ob ich einem Vater in die Arme flöge.

Ein Reisewagen begegnete mir. Ich hätte den abreisenden Curgästen zurufen mögen: „Reicht mir die Hand; es ist ein Freund der da ankommt, ein Freund den ihr Alle kennt, der Munde.“ Ich war in außerordentlicher Aufregung.

Da traten die Gebäude oben am Gräfenberge in der glänzenden Morgensonne vor meine Augen; an ihrer Spitze das neue große steinerne Haus, das ich noch nicht gesehen. Es erschien mir wie ein mächtiger Palast mit seinen weiß getünchten Mauern. Auch die übrigen Häuser waren meist überstrichen, Prießnitzens ehemaliges Wohnhaus um ein Stockwerk erhöht und die Häuser im Dorfe größer und schöner geworden.

Ich hatte zu dieser Vergrößerung und Verschönerung beigetragen. Wer mag mir's verargen, wenn mein Herz diesem Gräfenberge entgegen schlug, als wäre es mein Eigenthum.

Man hat in der Regel Personen lieber, welchen man selbst Gutes erzeugt hat, als solche, die uns Dienste erwiesen. Dieses Gefühl der Zuneigung hat vielleicht seinen Grund in der Liebe, der Dankbarkeit, welche wir von Personen, die wir uns verpflichteten, erwarten. Es war ein ähnliches Gefühl, das mich belebte. Ich konnte nicht mehr im Wagen bleiben, sondern ging den schönen neuen Weg, zu dessen Anlegung Landsmann L—g so viel beigetragen, zu Fuß hinauf. Ich machte mich frei von dem Wagen, um desto leichter den ersten Besten, der mir begegnen würde, in die Arme schließen zu können. Triefend vor Schweiß kam ich bei dem Müllerschen Hause mit dem Pfeil und der „Taubenstraße", bei den Gebäuden Prießnitzens an. Ich begrüßte die bekannten Fenster meiner ehemaligen Zimmer, sah Allen, welche auf dem Platz vor dem großen Hause standen, freundlich ins Gesicht, bewunderte im Vorbeigehen eine Fontaine, welche die Gäste auf dem Hofe erbaut hatten; — kein bekanntes Gesicht kam mir entgegen; ich konnte Niemand in meine Arme schließen.

Ein Diener zeigte mir das Zimmer des Rechnungsführers Bartzsch.

Funfzehntes Capitel.

Inhalt. Bartzsch. — Die Dachkammer. — Prießnitzens Wohnung. — Madam Prießnitz. — Scharfes Commando. — Schmarotzer. — Prießnitz und sein Schimmel. — Böhm und Toni. — Unhöfliche Behandlung der Curgäste. — Der Finanzminister. — Johann. — Gottwald. — Der Munde ist da! — Mein Empfang bei Prießnitz. — Abkühlung. — Leidiger Trost in Betreff meiner Gesundheit. — Der Kranke. — Klugheitsregeln für Directoren von Wasserheilanstalten. — Verschönerungen in Gräfenberg. — Die Siebenfichtenquelle. — Unzufriedenheit mit Prießnitz. — Aufforderung, eine Subscription für meine Actienunternehmung zu veranstalten. — Plan derselben. — Prießnitz scheint unzufrieden mit meiner Sammlung. — Er verweigert aufs Neue die Zeichnung einiger Actien. — Ursache dieser Weigerung. — Der Nimbus von Prießnitzens Originalität und Uneigennützigkeit fällt von meinen Augen. — Die Herzogin von Anhalt. — Ein Freundschaftsstückchen von Prießnitz, welches ein grelles Licht auf seinen Charakter wirft. — Verleumdungen. — Vertheidigung dagegen. — Appendix zu obigem Charakterzuge. — Prießnitzens Mißgunst in Bezug auf Weiß und Andere. — Phasen des Gräfenberges.

Seit Böhm Secretair und Vertrauter Prießnitzens geworden, war mit Bartzsch eine Veränderung vorgegangen. Er übte das Amt eines Rechnungsführers aus und hatte im Erdgeschoß des großen neuen Hauses, nicht weit von Prießnitzens Wohnzimmern, ein besonderes Expeditionslocal, in welchem er den ganzen Tag Geld eincassirte und Zahlen schrieb. Ich fand ihn in Geschäften bis über die Ohren: bei all seiner Gewandtheit

war es dem armen Weber doch nicht möglich, die Buchführung und Cassageschäfte mit der Schnelligkeit zu besorgen, wie es die um ihn stehenden Curgäste wünschten. Er erkannte mich sogleich und machte mir ein freundliches Compliment, bat jedoch, ich möchte ihm erlauben, erst die Herren zu expediren, die eben darauf warteten; dann wolle er sogleich für mich sorgen. Die Herren wurden expedirt, und nachdem Bartzsch mir seine aufrichtige Freude über meine Ankunft zu erkennen gegeben, führte er mich in das sechste Stockwerk des Hauses (von den Ställen an gerechnet — von der Expedition an das fünfte —) und wies mir eine Dachkammer zur Wohnung an. Er war bei seinem Geschäft und der ihm eigenen Sparsamkeit im eigentlichen Sinne zu Federn gekommen, das heißt, er hatte sich eine Anzahl Betten angeschafft, welche er zu einem Gulden Conventionsmünze wöchentlich an die Kranken vermiethete. Da er voraussetzte, daß Prießnitz mir keine Betten unentgeltlich anbieten würde, so bot er mir ein Gebett von den seinigen an, welche ich unter diesen Umständen acceptirte und ihm bei meinem Abgange bezahlte. Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß er mir dieselben etwas niedriger anrechnete, als es bei Anderen geschah. Ob er es aus besonderer Rücksicht gegen meine Person, oder weil ich nicht schwitzte und also die Betten weniger abnutzte, gethan, weiß ich nicht.

Kaum war ich in meinem Kämmerlein installirt, so kamen ein Paar Badediener und zankten sich in meiner Gegenwart um meine werthe Person, oder vielmehr um die 45—50 Kreuzer, die sie alle Wochen an mir zu verdienen erwarteten. Dieser Zank wurde so heftig, daß ich mich genöthigt sah, das Hausrecht zu brauchen und mir dann einen anderen Diener zu bestellen. Sobald ich meine Sachen ausgepackt hatte, fühlte ich in Folge der Aufregung, in der ich mich dem Gräfenberge

genähert, bedeckt mit Schweiß und Staub und etwas erhitzt durch die mir von den beiden Badedienern dargebrachte Huldigung, das Bedürfniß, mich einmal recht herzhaft in einer großen Gräfenberger Wanne abzuspülen und zu erfrischen. Ich entkleidete mich daher, zog Schlafrock und Mantel an, übergab meinem Diener ein Betttuch zum Abtrocknen und trollte munter die vier hohen Treppen nach der Wanne hinab, welche von so ungeheurer Größe war, daß in ihr Inneres noch eine besondere Treppe führte. Ich benutzte diese letzte jedoch nicht, sondern stürzte mich kopfüber in die klare Flüssigkeit, schwamm ein Paar Mal in dem Bassin herum und trat dann, erfrischt und gestärkt, meinen Rückweg nach der Dachkammer an.

Unterwegs begegnete ich Madam Prießnitz, welche mich trotz meiner Verhüllung erkannte und mir lächelnd zunickte. Ich machte ihr eine Viertelstunde darauf meinen Besuch und wurde äußerst freundlich von ihr aufgenommen. Ich bemerkte, daß sie viel magerer war, als vor drei Jahren. Auch fehlten ihr ein Paar Zähne, was dem hübschen Gesicht der netten Frau einigen Abbruch that. Mir war dies ein Beweis, daß mit zunehmendem Wohlstande auch die Sorgen und die Arbeit zugenommen hatten und ihre zerstörenden Wirkungen auf einen Körper zu äußern begannen, welcher bestimmt war, seine Kraft und Schönheit mit in ein hohes Alter zu nehmen. Sie lachte über meine Bemerkungen. Mir schien dieses Lachen zu sagen: „Was ich am Körper verloren, habe ich an der Casse zugenommen.“ — Leider sind wir Menschen nur zu sehr geneigt, unsere besseren Güter für den Flitterglanz irdischer Größe hinzugeben! —

Unsere Unterhaltung war kurz, da sie, kurz vor Tische, alle Hände voll zu thun hatte, um ein Dutzend Köchinnen oder Küchenmädchen zu beschäftigen und das Essen für viertehalb-

hundert Gräfenberger zu bereiten; was etwa so viel sagen will, als tausend andere Leute. —

Prießnitzens Wohnung stach gewaltig von seiner früheren im Jahr 1836 ab. Eine Flügelthür auf dem Corridor schloß seine sämtlichen Zimmer von dem übrigen Hause ab. Seine Wohnstube war tapezirt und geschmackvoll meublirt. Links an der Thür stand ein Silberschrank und ein elegantes Nachttischchen mit silbernem Waschbecken und Becher von demselben Metall; rechts zwei Betten nach Wiener Art mit dem feinsten Mousseline und Spitzen drapirt; nach dem Fenster hin ein schwellendes Sopha mit glacirter Indienne von zarter blauer Farbe und ähnliche Stühle. Ein prächtiger runder Tisch in der Mitte des Zimmers, Secretairs, Kommoden vom feinsten Holze, mit Stutzuhren und Porzellangefäßen besetzt, und einige Gemälde vollendeten das Ganze, welches einen Wohlstand zeigte, dem der Inhalt der Schränke auf eine würdige Weise entsprach. — Die Frau Gräfin H—r sagte mir, daß manche Frau ihres Standes sich glücklich schätzen würde, das Silberzeug der Madam Prießnitz zu besitzen.

Jeder, der Gelegenheit hatte, diese artige Frau längere Zeit zu beobachten, wird ihr gern die Gerechtigkeit zukommen lassen, daß sie nicht nur eine Hausfrau und Wirthin ist, wie es wenige giebt, sondern daß sie auch eine Gewandtheit und einen Takt im Umgange zeigt, der die frühere Bauernfrau durchaus nicht verräth. Prießnitz, den das Glück zu seinem Lieblinge erlesen zu haben scheint, besitzt an ihr einen Schatz, ohne welchen er gewiß nie so weit gekommen wäre, als er es ist. Sie versteht zu sparen, ohne ihren Handlungen den Stempel der Habsucht aufzudrücken und weiß hier und da Züge eines taktlosen schmutzigen Geizes, die sich ihr Mann zu Schulden kommen läßt, auf eine gute Art auszubessern oder zu verhindern.

Dies wird ihr nicht besonders schwer, da Prießnitz seine Sophie*) zu schätzen versteht und ihres geistigen Uebergewichts und feineren Taktes wohl bewußt ist. Er, dessen eiserner Wille die Köpfe und Gemüther von mehreren hunderten, in Bildung weit über ihm stehenden Personen beherrscht, der von Niemand einen Widerspruch verträgt, er beugt sich willig und demüthig unter ein Scepter, dem die größten Feldherren unterthan waren. Madam Prießnitz weiß aber auch diese saffianene Insignie ihrer häuslichen Würde mit solcher Leichtigkeit und Grazie und so sehr zum Vortheile ihres Mannes zu führen, daß es diesem nicht schwer fällt, in ihrem Departement nachgiebig und gefällig zu sein.

Man kann Prießnitzens als ein Paar musterhafte Eheleute aufstellen: Ich habe nie auch nur den leisesten Zwist zwischen ihnen bemerkt. Und es ist gewiß schon viel, wenn die Zänkereien von einem Paar Gatten — ganz ohne solche geht es doch nie ab — unter ihnen bleiben.

Madam Prießnitz hat übrigens eine helle vernehmbare Stimme und weiß durch ihr sicheres Auftreten auch die Curgäste im Respect zu halten, von denen sie geliebt und geschätzt wird. Selbst die Frauen habe ich nie Uebles von ihr sprechen hören. Mehrere liebten sie sogar zärtlich und erinnerten sich noch Jahre nachher der heiteren Stunden, die sie in ihrer Gesellschaft zugebracht hatten.

Ließ sich ein Curgast beikommen, das Essen auf eine unziemliche Art zu tadeln, oder ihrem Bereich auf eine andere ihr nicht anständige Weise zu nahe zu kommen; so wurde er ohne Umstände in die Küche beschieden und da vor allen Mägden so

*) Er betont die erste Silbe: „Soph'i," und nennt seine Frau nie anders, wenn er von ihr spricht.

tüchtig abgepudert, daß er der Küchenthür in Zukunft nur mit einer heiligen Scheu sich näherte und ohne zu murren aß, was ihm aufgetischt wurde. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr dem wohlhabenden Kaufmann G. während meiner Anwesenheit. Er hatte den Schweinebraten riechend gefunden und den Muth gehabt, die Schüssel unter den Tisch zu stellen, mit der Bemerkung, daß es Futter für die Hunde wäre. Deshalb wurde er nun nicht nur vor dem Küchenforum tüchtig gerüffelt, sondern Madam Prießnitz ertheilte ihm auch eigenmächtig die entschiedene Weisung, die Anstalt augenblicklich zu verlassen. Nur durch vieles Bitten bei Prießnitz gelang es ihm, einen Aufschub zu erhalten und noch beim Abschiede bat er demüthig und im Bewußtsein seiner Schuld um Vergebung und Vergessen derselben.

Madam Prießnitz hielt auf Ordnung und Gehorsam und wohl wissend, daß sich die Gäste Alles gefallen ließen, wenn sie nur dableiben durften, machte sie gar keine Umstände, wenn einmal eine Unordnung vorkam. Wegen des unregelmäßigen Schwitzens, was keiner der Gäste in der Gewalt hatte, wurden sehr Viele behindert, ihre Spaziergänge, Bäder, Douchen ꝛc. früh genug zu beendigen um mit dem Glockenschlage bei der Mittagstafel einzutreffen. Im Jahre 1836 wurde solchen Verspätigten das Essen nachgeliefert, sobald sie zu Tische kamen, obschon auch damals dritthalbhundert Personen täglich speisten und weder die Küche so gut eingerichtet war, als die im neuen Hause, noch eine gleich große Menge von Handlangerinnen der Küchenregentschaft zu Dienste standen. Im Jahre 1839 aber fand sich eines Tages eine Weisung von Madam Prießnitz an der schwarzen Tafel des Speisesaales, welche in kurzen Worten erklärte, daß Jeder pünktlich beim Läuten der Glocke zu erscheinen habe, widrigenfalls er Nichts mehr bekommen würde. Ich habe leider diese Verordnung nicht copirt, sonst würde ich

sie meinen Lesern mittheilen. Daß sie aber nicht in gewählten Worten abgefaßt war, wurde noch durch den Umstand bewiesen, daß Alle, die sie lasen, das schwarze Bret mit Kopfschütteln verließen.

Solche Züge von weiblicher Energie kamen oft vor, und man muß gestehen, daß Madam Prießnitz dieser Energie bedurfte, um stets Herrin des Schwarmes zu bleiben, dessen unzufriedenes oder schmeichelndes Summen sie umwogte. Die Anforderungen würden bei einer schwächeren Hauswirthin bald eine Höhe erreicht haben, die sie nicht erschwingen konnte, und die Schmeichler, welche katzenartig die Küchenthür umkrochen, um ein Stück Kuchen oder einen andern guten Bissen wegzuschnappen, würden auf den Heerd gesprungen sein, um sich den Braten selbst aus der Pfanne zu holen.

Bei der allgemeinen Freßsucht (s. v. v.), welche in Gräfenberg herrschte, gab es wirklich solche Geschöpfe, die um einer Näscherei willen den Fuchsschwanz strichen, oder der Madam Prießnitz auf eine unverschämte Art den Hof machten, um durch sie bei ihrem Manne einen guten Stand zu bekommen, und, ich schäme mich fast es zu sagen, unter diesen Schmeichelkatzen befanden sich Leute aus dem Militair! — Daß solche Fuchsschwänzer, mit dem Weihrauchfasse in der Hand, dem Character der Prießnitzischen Eheleute, dem Gedeihen der Anstalt und mittelbar auch dem der Wasserheilkunde, mehr Schaden zugefügt haben, als selbst die offnen Tadler, ist leicht zu begreifen. Ohne sie wäre Prießnitz weniger halsstarrig bei seinen Fehlern geblieben, und Madam Prießnitz hätte wohl eher daran gedacht, den gerechten Klagen über die Kost abzuhelfen. — Ich habe dem Prießnitz ein Paar jener Fuchsschwänzer entlarvt, und Madam Prißnitz schien damals ganz von der Wahrheit meiner Worte durchdrungen zu sein. Nach meiner Abreise haben sie

jedoch wieder Terrain gewonnen und sich dann durch üble Nachrede weidlich an mir gerächt.

Nach dem Blicke, den ich meine Leser in Prießnitzens Wohnzimmer habe thun lassen, brauche ich ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß die Kleidung der Madam Prießnitz der Einrichtung ihres Hauswesens entsprach. An die Stelle des kurzen Rockes und des dunkelblauen Tuchspencers mit Perlmutterknöpfchen, den sie 1836 noch trug, war jetzt eine geschmackvolle Robe getreten, welche den schlanken Wuchs der Besitzerin im vortheilhaften Lichte zeigte. Ein gestickter Kragen schmückte ihren weißen Hals und schwarze leichte Zeugschuhe bedeckten den kleinen Fuß, den wir, wenn die junge Frau von ihrem früheren Wohnhause nach der Küche im großen Breterhause den Berg hinauf stieg, nebst der wohlgeformten Wade, so oft bewundert hatten. — Prießnitz war in seiner Kleidung so einfach geblieben, wie früher. Statt der Mütze trug er jedoch einen grauen Filzhut, und statt des grauen Rocks, Sonntags einen blauen.

Seine Excursionen nach Freiwaldau machte er auf einem kleinen Schimmel, den er sich durch seinen Nachtwächter bis zu den letzten Häusern des Dorfes führen ließ, wo er erst von Haus zu Haus Besuche machte. Dort setzte er sich auf und ritt, wie der Messias nach Jerusalem, durch die von seinen Anhängern besetzten Straßen Freiwaldaus, sein Pferd alle Augenblicke anhaltend und bald rechts bald links Rath ertheilend. Nur bei den Reichen und Vornehmen, oder den Schwerkranken, stieg er ab und ging in das Haus, während welcher Zeit ihm ein ärmerer Curgast das Pferd hielt, wenn nicht gleich Jemand von der Bedienung zugegen war. — Traf er auf der Straße auf ein Gesicht, das er nicht leiden mochte, Weiß oder einen seiner Freunde, so setzte er den Schimmel in einen kurzen Trab und eilte vorüber.

Größere Ausflüge machte er gewöhnlich in einer zweispän-

nigen offnen Calesche, die ihm gar nicht übel anstand. Es versteht sich daß, wenn er durch die Gassen des Städtchens dahin rollte, alle Hüte und Mützen, selbst Derer, die ihm nicht gut waren, herunter flogen, worauf er mit einem kurzen Rücken seines Hutes und einem eigenthümlichen Verziehen des Mundes dankte, ohne diesen jedoch weiter in Bewegung zu setzen. — Die Einwohner von Freiwaldau können gegen ihren Gerichtsherrn, den Fürstbischof von Breslau, nicht devoter sein, als sie es gegen Prießnitz waren. Jeder hoffte durch ihn Etwas zu verdienen. Wer Häuser hatte, wollte Gäste hinein haben; wer einen Handel trieb, wollte an die Fremden verkaufen; wer Schuhe machte, wollte eine Empfehlung seiner Waare; und dann beugten Alle sich vor dem Gelde desjenigen Prießnitz, den man, als er arm war, nicht beachtet hatte, und hätte er sich Verdienste um die ganze Monarchie erworben gehabt. Ein Quentchen Glück verschafft mehr Ehrenbezeugungen, als ein ganzes Pfund Verdienst!

Prießnitz hatte sich mit einem Paar Menschen umgeben, die wenig geeignet waren, die Liebe der Gäste zu ihm zu vermehren und diesen den Aufenthalt in Gräfenberg angenehm zu machen. Sie waren der neue Secretair Böhm und eine weitläufige Verwandte Toni.

Ersterer, welcher die Rechte studirt hatte, den Posten eines Favoriten des Prießnitz jedoch dem eines Gerichtsbeamten vorzog, machte sich bald durch sein anmaßendes Benehmen verhaßt. Er ließ sich Inspector nennen und verlangte, daß die Curgäste vor ihm den Hut zuerst zögen. Man erzählte mir bald eine Menge Züge von ihm, die eben nicht auf eine gute Erziehung schließen lassen und die mich auf den Gedanken brachten, daß die Bauern, deren Gerichtsverwalter er nicht geworden, eben nicht viel verloren haben möchten. Dem General N., wel-

cher ihn in der Nähe von Prießnitzens Wohnstube fragte, ob dieser zu Hause sei, antwortete er in kurzem barschen Tone: „Er könne das nicht wissen, der General brauche ja nur hinein zu sehen.“ — Der Prinz von N., welcher auf dem Gräfenberge wohnte, zahlte für das ihm wöchentlich gelieferte Brennholz drei Gulden Münze. Böhm schickte ihm nasses Reißholz. Da dieses nicht brennen wollte, schickte der Prinz es wieder zurück und ließ sich trocknes Scheitholz ausbitten, welches nicht blos rauche, sondern auch brenne. Böhm erwiderte: „Er habe kein anderes Holz für den Prinzen; andere Leute brennten das Reißholz auch, und so könne er es auch brennen.“ Der Prinz ließ sich nun sein Holz anderwärts holen und miethete sich eine anständige Wohnung in der Stadt. Als er bei seinem Abzuge seine Rechnung bezahlen ließ, waren ihm für die letzten Wochen, in denen er sich das Holz selbst angeschafft, doch jede Woche die drei Gulden für dasselbe angesetzt, und zwar nicht aus Versehen, sondern Prießnitz hatte es dem Rechnungsführer, trotz den Einwendungen, die dieser wagte, ausdrücklich befohlen. Der Prinz zahlte das Geld nach Abzug der drei Gulden, die er auf der Rechnung ausgestrichen, und bemerkte dabei dem Rechnungsführer, daß es wohl ein Versehen sein müsse. Er wollte nicht glauben, daß Prießnitz ausdrücklichen Auftrag gegeben, und überließ es Bartzsch, die Sache mit Prießnitzen abzumachen. Dieser bestand anfangs auf der Bezahlung des Holzgeldes und wurde dabei von Böhm unterstützt, der sich in der Liebe seines Herrn durch schnelles Eingehen in die eigennützigen Absichten desselben zu befestigen verstand. Nachdem aber Bartzsch Madam Prießnitz von dem Handel in Kenntniß gesetzt hatte, wusch diese Beiden tüchtig die Köpfe und der Rechnungsführer wurde beauftragt, den Prinzen wegen des „vorgefallenen Versehens“ um Vergebung zu bitten.

Böhm würde einen guten Finanzminister für einen Fürsten abgeben, dessen Regierungsgewalt durch keine Constitution gelähmt ist oder der die Stirn hat, letztere umzustürzen und nach seinen eigennützigen und despotischen Absichten zu modifiren. Er machte sich bei Prießnitzen durch Anrathen einer Maßregel beliebt, die diesem seit fünf Jahren allerdings wenigstens 25000 Gulden Münze eingetragen haben muß. Er schlug ihm vor, die unbedeutende Abgabe für die Badegeräthschaften, täglich zwei Kreuzer, abzuschaffen und dadurch die Gesellschaft zu nöthigen, die Douchen, Quellen, Brunnen 2c. auf eigne Kosten zu bauen, damit aber kein Ausfall in der Einnahme entstünde, den Preis der Beköstigung um einen halben Gulden zu erhöhen und sich von Denen, die das Essen in ihre Wohnung holen ließen, ein Drittheil mehr bezahlen zu lassen. Dies machte, ohne den letzten Vortheil zu rechnen, wöchentlich auf den Kopf sechszehn Kreuzer Mehreinnahme und ersparte die allerdings unbedeutende Ausgabe für die Badegeräthschaften, welche in so schlechtem Stande erhalten worden waren, daß sie fast nichts kosteten.

Fräulein Toni war ein ganz gewöhnliches ungebildetes Frauenzimmer, welche an Gemeinheit in ihren Manieren Alles übertraf, was ich je von den verwildertsten böhmischen Harfenmädchen gesehen. Diese Gemeinheit bekam noch ein ganz besonderes Gepräge durch einen ungeheuren Mund, eine schallende Stimme und eine fast pöbelhafte Sprache. Dabei that sie es an Arroganz dem Böhm bei Weitem zuvor, drängte sich bei Bällen zwischen Fürstinnen und Gräfinnen, ohne ihrem Benehmen den geringsten Zwang anzulegen, mischte sich in jedes Gespräch und ließ ihre Stimme, die mit der ihr eigenen Kraft nur aus einem solchen Munde wie der ihrige es war herauszubringen vermochte, den ganzen Tag durch das Haus schallen, sei es nun, daß sie mit den Dienstboten schalt, oder mit dem ungebil-

deteren Theile der männlichen Curgäste herum scherzte und lachte. — Wie ich höre, hat Prießnitz sich veranlaßt gesehen, sie zu entfernen.

Ich habe weder mit Herrn Böhm, noch mit Fräulein Toni eine nähere Bekanntschaft zu machen gesucht, da sie mir Beide gleich bei meinem ersten Zusammentreffen mit ihnen so mißfielen, daß ich keine Lust zu einer weiteren Annäherung bekam.

Mit dem Tafeldiener Johann, der früher das Factotum der Gräfenberger Anstalt war und seinen Posten durch Bevortheilungen und Kriechereien gegen Vornehme für sich eben so einträglich zu machen wußte, als er durch seine Grobheit und Ungefälligkeit bei dem übrigen größeren Theile der Curgäste sich verhaßt machte, war seit Böhms Regierungsantritt auch eine Veränderung vorgegangen. Er war durch Gottwald ersetzt, der nicht nur seine Functionen bei Tische, sondern auch seinen kleinen Handel mit allerhand Bedürfnissen der Curgäste — welcher gar nicht übel war — mit übernommen hatte. Ich glaube, man hatte Ursache mit dieser Veränderung zufrieden zu sein: mir ist Gottwald, so wie der größere Theil der übrigen Tischbedienung, stets höflich und dienstfertig vorgekommen. — Johann hatte sich ein Haus in Freiwaldau gekauft und war nur den Tag über auf dem Gräfenberge, wo er allerhand Tischlerarbeiten — er war Tischler von Profession — für die Anstalt verrichtete und durch Commissionen und Handelsgeschäftchen nebenbei Etwas verdiente. Ich habe nicht erfahren, was seine Ungnade eigentlich herbeigeführt hat; auf jeden Fall war sie, wie wir bald aus einem Zuge seines Characters sehen werden, verdient, und Prießnitz behielt ihn blos deswegen noch, weil er den Grundsatz hatte, mit Niemand, der ihm schaden konnte, ganz zu brechen.

Meine Ankunft war bald bekannt geworden, und als ich mich bei Tische einfand, waren viele Blicke auf mich gerichtet und ich hörte deutlich, wie man hinter, vor und neben mir nach mir fragte. Einer meiner Nachbarn, der mich für einen neuangekommenen Badegast hielt, fragte mich, ob ich wisse, daß der Munde da sei, und war ganz erstaunt zu erfahren, daß ich der berühmte Mann selber wäre.

Prießnitz kam etwas spät und wurde gleich so sehr umringt, daß ich erst die Suppe und das Rindfleisch weggehen ließ, ehe ich mich ihm vorstellte. Er machte ein sehr freundliches Gesicht, als ich mich ihm näherte; er ließ sogar die Hand mit dem Messer auf dem Tischtuche ruhen und fragte mich in traulichem Tone: „Nun, sind Sie denn einmal wieder da? Wie geht's Ihnen denn?" Die Bewegung aber, mit der ich mich ihm näherte und deren ich seit dem ersten Anblicke des steinernen Hauses vom Thale herauf nicht hatte Meister werden können, fand keine Spur der Sympathie in seinem den Affecten schwer zugänglichen Gemüthe. Er blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen; er reichte mir nicht einmal die Hand. — Ich fühlte mich verletzt, ohne mir es zu gestehen. Es kam mir vor, als sei Prießnitz ein Fürst geworden und dürfe es nicht wagen, in Gegenwart seiner Unterthanen gegen die Etikette zu verstoßen und vor der Welt sehen zu lassen, daß er mich als seinen Freund erkenne. Ich fühlte, daß ich seine Freundschaft verdient hatte, und war der Meinung, daß es gegen seine Grundsätze sei, die Bewegung, welche mein Anblick in ihm hervorbringen mußte, zur Schau zu tragen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß er Original sei bis in die innersten Tiefen seines Herzens. Hatte ich ihn doch mit seinen nächsten Verwandten nie anders, auch mit seiner Sophie nie zärtlich gesehen!

Wir wechselten noch einige Worte und ich kehrte dann

an meinen Platz zurück mit dem Versprechen, ihn den Nachmittag in seiner Wohnung zu besuchen. Meine Tischnachbarn wünschten mir Glück zu der guten Aufnahme, die mir Prießnitz zu Theil werden lassen, und meinten, ein so freundliches Gesicht bekäme nicht Jeder zu sehen. — Es war also eine Art Gnade gewesen, daß er mich, auf dessen Empfehlung die Hälfte der anwesenden Gäste herbeigekommen, mit einem freundlichen Lächeln empfing! Ein drückendes Gefühl sagte mir, daß Prießnitz und Gräfenberg nicht mehr die Alten waren! —

Mein Besuch des Nachmittags bei Prießnitz heiterte mich etwas auf. Er war herzlicher als im Saale und wir unterhielten uns eine ziemliche Weile über unsere gegenseitigen Verhältnisse. Wir kamen auf meine Gesundheit und meine Ausdauer bei der Wassercur zu sprechen. Madam Prießnitz erzählte ihrem Manne, daß mein erster Weg in Gräfenberg nach der großen Wanne gewesen, worüber er lachte. Ueber meine Gesundheit und namentlich über meine fortwährende Obstruction erhielt ich den alten Trost: „es werde sich schon geben, ich müsse nur Geduld haben." — Ich habe nun beinahe wieder fünf Jahre Geduld gehabt und es hat sich noch nicht gegeben. Ich habe mit der Wassercur Alles versucht, meinen Körper maltraitirt und so niedergebracht, daß ich jetzt kein kaltes Bad mehr vertrage — und es hat sich noch nicht gegeben. Geduld werde ich freilich haben müssen; aber von der Wassercur kann ich nichts mehr gebrauchen als die kalten Waschungen alle Morgen und Abende und — alltäglich mehrere Lavements von abgeschrecktem Wasser, die nicht selten auch noch ihre Wirkung versagen.

Ich hatte vermuthet, daß Prießnitz mir keinen sichern Rath würde geben können: meine Sachkenntniß war groß genug, um nicht mehr wie sonst, und wie es heute noch drei

Viertheile der anwesenden Curgäste thaten, Unmögliches zu verlangen; dessen ungeachtet wirkte Prießnitzens Ausspruch wie ein niederschlagendes Pulver auf mein immer noch aufgeregtes Gemüth und der ewige Refrain „Geduld und Ausdauer“ erhielt einen häßlichen Klang in meinem Ohre.

Wir wurden durch einen jungen Menschen unterbrochen, welcher durch Ausschweifungen sein Nervensystem so zu Grunde gerichtet hatte, daß er schon ein Jahr in einer Irrenanstalt gewesen war. Er hoffte, seine Gesundheit in Gräfenberg wiederzufinden, und bat Prießnitz um Aufnahme. Dieser that wenige einfache Fragen an ihn, welche hinreichten, um sich von seinem Zustande zu überzeugen. Die Antworten waren wenig befriedigend; nächtliche Zustände ließen einen Rückfall fürchten. Prießnitz schlug ihm die Aufnahme in seine Anstalt ab, und der junge Mensch verließ uns niedergeschlagen, doch nicht ohne Hoffnung, ihn noch seinen Wünschen geneigt zu machen. Darin verrechnete er sich aber. Ich gab mir selbst Mühe, Prießnitz zu der Aufnahme des Unglücklichen zu bewegen; allein vergebens. Er sagte ruhig: „Mit solchen Menschen ist Nichts zu machen. Herstellen kann man sie nicht und wenn ihnen der Rappel wiederkommt, so machen sie nichts als Lärm und Störung in der Anstalt; man hat eine Menge Mühe und Schererei mit ihnen und verliert die Zeit, welche man zum Besten Anderer hätte verwenden können. Eine Hauptsache ist, daß man nicht Alles aufnimmt, was da kommt: man bringt nur die Anstalt und Wassercur in schlechten Ruf dadurch.“

An diese Regel habe ich mich späterhin jedes Mal erinnert, wenn der Wunsch, zu helfen, oder eine verzeihliche Schwäche, die dem Leidenden nicht den letzten Trost rauben wollte, mich bittere Erfahrungen machen ließen.

Prießnitz wurde bald wieder abgerufen und dadurch mein Besuch abgekürzt. Er erwiderte diesen am nächsten Morgen in meinem Dachkämmerchen, wo wir uns nochmals, und mit demselben Erfolge für mich, von meinem Gesundheitszustande unterhielten. Bei diesem Besuche war er fast traulich offen gegen mich und gab sich, da wir allein waren, fast wie vor drei Jahren.

Da sich die Gäste von allen Seiten her an mich drängten und mir fast Jeder zurief: „ich bin auch einer Ihrer Verehrer; mich haben Sie auch hergeschickt ꝛc.", so konnte es nicht fehlen, daß ich bald eine Menge Bekanntschaften gemacht hatte und nicht an Langerweile leiden durfte. Man führte mich überall herum und zeigte mir die neuen Anlagen, Verschönerungen und Verbesserungen, welche auf Kosten der ganzen Gesellschaft oder einzelner Dankbaren gemacht worden waren. Es hatte sich in der That Manches verändert. Die Douchen waren sicher und bequem eingerichtet, neue Quellen reinlich gefaßt, neue Spaziergänge angelegt, die Bibliothek vermehrt u. s. w. Vor Allem zog mich eine neue Promenade mit einem Paar silberreiner eiskalter Quellen, der Silberquelle und der Siebenfichtenquelle, nebst der daran stoßenden Eremitage, an. Dahin führten mich gleich am nächsten Morgen meiner Ankunft einige neue Bekannte.

Wir fanden eine zahlreiche Gesellschaft, welche sich angelegentlich nach meiner Anstalt und meinen übrigen hydriatischen Verhältnissen erkundigte. Ich sagte ihnen aufrichtig, wie es mir möglich geworden, meine kleine Anstalt zu gründen, wie diese zu unbedeutend sei, um nur die Unterhaltungskosten aufzubringen, und wie ich überhaupt bei allen meinen Bemühungen für die Wasserheilkunde bisher in pecuniärem Nach=

theile gewesen und noch in Schulden stecke, die ich schwerlich aus der Einnahme für hydriatische Bemühungen bezahlen würde.

„Ihr Buch muß Ihnen aber doch Etwas eingebracht haben?“ fragte Einer der Herren.

Ich erzählte, daß ich für die drei starken Auflagen desselben hundert Thaler und zweihundert Freiexemplare und außerdem noch einen Beitrag von hundert Gulden zur Erweiterung meiner Anstalt als ein Geschenk von meinem Verleger erhalten und kaum die Aussicht hätte, daß es mir je mehr einbringen würde, als bereits geschehen.

Man wunderte sich, daß ich es nicht selbst verlegte, und redete mir lebhaft zu, mich von dem drückenden Contracte mit meinem Verleger loszumachen und den Verlag künftig selbst zu übernehmen. Dazu glaubte ich kein Recht zu haben und konnte nicht ernstlich daran denken.

„Bleiben Sie den Winter über hier,“ sagte mir Einer, „sammeln Sie neue Erfahrungen und geben ein neues Buch heraus. Wir haben Alle bedeutend für Sie gesammelt und werden Sie auf jede mögliche Weise unterstützen.“

Dies war ein Gedanke, welcher Eindruck auf mich machte. Ich versprach zu überlegen und dankte für das freundliche Anerbieten.

Wir kamen wieder auf meine Anstalt zu sprechen und ich setzte die Gründe aus einander, welche mich nöthigten, an eine Vergrößerung derselben zu denken. Man begriff diese. Ich erzählte, daß ich einen Actienplan entworfen, Prießnitzen zur Theilnahme aufgefordert und ihn um Auslegung einer Subscriptionsliste gebeten habe. Man wunderte sich, daß Prießnitz gegen mich so zäh gewesen; von der Liste oder einer Bitte von mir an die Curgäste wußte Keiner ein Wort, obschon sich

Einige in dem Kreise befanden, die schon seit dem Winter in der Anstalt waren.

Einige sprachen laut ihren Unwillen gegen Prießnitzens Benehmen aus; Alle aber forderten mich einstimmig auf, eine Subscriptionsliste jetzt selbst auszulegen, und versprachen mir mit vollkommener Sicherheit einen glänzenden Erfolg. Mehrere versprachen sofort zu zeichnen. — Auf dem Rückwege besprach ich mit Einigen, welche sich am meisten für mich zu interessiren schienen, die Bedingungen, und hatte Gelegenheit, schon jetzt zu bemerken, daß es nur des Lautwerdens eines Grundes zur Unzufriedenheit von meiner Seite bedurfte, um dem längst verhaltenen Unwillen gegen Prießnitz bei einem großen Theile der Gäste Luft zu machen. Ich hörte zwar alle die Klagen, welche man vorbrachte, ruhig an, suchte jedoch jedes Eingehen in Erörterungen zu vermeiden, bis ein längerer Aufenthalt in Gräfenberg mich in den Stand gesetzt haben würde, über die Richtigkeit oder Grundlosigkeit derselben ein Urtheil zu fällen, und gab mir dann das heilige Versprechen, alles in meinen Kräften Stehende aufzubieten, um gegründeten Beschwerden abzuhelfen und meine Anwesenheit dazu zu benutzen, nicht nur den Gästen, sondern auch Prießnitzen einen wesentlichen Dienst zu leisten.

Meine Subscriptionseinladung war wörtlich folgende:

„Im vergangenen Frühjahre errichtete ich eine Stunde von Freiberg in einem schön gelegenen Thale dicht an der Mulde eine kleine mit vorzüglichem Quellwasser versehene Kaltwasserheilanstalt. Die mir zu Gebote stehenden Mittel gestatteten mir nicht, dieser Anstalt den Umfang zu geben, den sie haben mußte, um alle sich meldende Kranke aufzunehmen und so den Aufwand, den sie machte, vollständig zu decken. Außer den bedeutenden Opfern, die ich ihrer Errichtung gebracht habe,

würde sie in ihrer jetzigen Gestalt jedes Jahr ein neues an Zeit und Geld verlangen und in ihrem Entstehen zu Grunde gehen, wenn es mir nicht gelänge, die nöthige Summe für die Erbauung eines neuen Wohn- und Badehauses zusammen zu bringen. Ich rechne dabei auf die Unterstützung der Freunde der Wasserheilkunde und wage es, da sich deren nirgends in der Welt so viele beisammen finden als in Gräfenberg, zur Unterzeichnung auf ein Unternehmen einzuladen, das keinen andern Zweck hat, als das allgemeine Beste zu befördern.

Mein Eifer für den Gegenstand, das Vertrauen, was mir unsere erlauchte Regierung durch Ertheilung von Concession und einer Unterstützung bei dem ersten Baue meiner Anstalt gezeigt, und die günstige Lage derselben bürgen für die zweckmäßige Anwendung der mir anzuvertrauenden Gelder. Sollte es mir gelingen, recht bald den größten Theil der Unterzeichnungen zu erhalten, so würde ich, was sehr wünschenswerth ist, noch diesen Herbst den Bau beginnen und ihn bis Ende Juni so weit beendigen, als nöthig wäre, um einen Theil des Hauses benutzen zu können.

Bedingungen.

§. 1. Zu Aufbringung des nöthigen Capitals von 2000 Thlr. werden 200 Actien zu 10 Thlr. creirt.

§. 2. Für jede Actie wird ein Fünftel bei der Unterzeichnung mit 2 Thlr., das Uebrige in zwei gleichen Raten à 4 Thlr, die erste bis zum ersten Januar 1840, die zweite bis zum ersten April 1840 eingezahlt. — Uebrigens steht es den Herren Actionairen frei, die ganze Summe auf einmal zu bezahlen.

§. 3. Wer bis zu den gesetzten Terminen die Zahlungen nicht leistet, begiebt sich der schon gemachten Einzahlung für verlustig.

§. 4. Vom ersten April 1840 an gerechnet verzinse ich das Darlehn mit 4%.

§. 5. Steigt die Zahl der Curgäste jährlich über 60, so zahle ich von je 10 Gästen 1% mehr, so daß ich bei 70, 5%; bei 80, 6%; bei 90, 7%; bei 100, 8% Zinsen zahle.

§. 6. Die Auszahlung der Zinsen geschieht entweder am Ende jeden Jahres oder mit dem Capital zusammen; je nachdem es die Herren Unterzeichner wünschen.

§. 7. Dieses sowohl, als auch ob Einer oder der Andere der Herren Actionaire das Capital zinsfrei oder zu einem feststehenden Zinsfuße hergeben will, beliebe man in der mit „Bemerkungen" bezeichneten Rubrik anzugeben.

§. 8. Nach drei Jahren werden jährlich 20 Actien ausgeloost und zurückgezahlt. Sollten es meine Umstände gestatten, so behalte ich mir jedoch vor eine größere Anzahl auszuloosen und stelle es dann frei, das Capital gegen 5% Zinsen längere Zeit stehen zu lassen oder die Rückzahlung anzunehmen.

§. 9. Als Sicherheit für die dargeliehene Summe bleibt das zu erbauende Haus das Unterpfand der Darleiher, so wie ich überhaupt mit meiner ganzen Habe und der schon bestehenden Anstalt für die Rückzahlung der Anleihe hafte.

§. 10. Im Falle meines Todes sind meine Erben an meine hier eingegangenen Verpflichtungen gebunden.

§. 11. Sollte nicht die ganze Summe der Actien unterzeichnet werden, so findet das Unternehmen nichts desto weniger seinen Fortgang und werde ich das Fehlende auf anderem Wege zu ergänzen suchen.

§. 12. Eine von mir unterzeichnete Abschrift dieser Uebereinkunft wird bei dem Ortsgericht niedergelegt.

§. 13. Briefe und Gelder erbitte ich mir portofrei, trage jedoch bei zinsfreien Beiträgen das Porto gern selbst.

Gräfenberg, am 10. October 1839.

Ehe ich diese Einladung aus den Händen gab, hielt ich es für angemessen, Prießnitzen um Erlaubniß zu meiner Sammlung zu bitten und ihn zugleich zu fragen, ob er sich nicht an die Spitze der Unterzeichner stellen wolle. Er schien unangenehm berührt von meiner Mittheilung, lehnte eine Betheiligung bei dem Unternehmen für seine Person ohne Angabe eines Grundes wiederholt ab, hatte jedoch Nichts dagegen, wenn ich einen Versuch machen wollte, eine zu meinem Baue nöthige Summe in Gräfenberg und Freiwaldau aufzubringen. Er bezweifelte einen guten Erfolg und wunderte sich, als ich ihm sagte, daß die Gäste selbst mich dazu aufgefordert und Mehrere schon ihre Theilnahme dabei zugesagt hätten.

Meine neuen Freunde ließen sich in bittere Bemerkungen über Prießnitzens Geiz aus und fanden es abscheulich, daß er einem Manne, der ihm so Viel genützt, nicht einmal als Darlehn eine kleine Unterstützung zu einem gemeinnützigen Unternehmen bewilligte. Ich konnte und mochte Prießnitzen nicht so tief stellen, daß ich dem Geiz oder, wie Einige meinten, dem Neide die Schuld seiner Weigerung zugeschrieben hätte. Ich vertheidigte ihn gegen die Angriffe der Personen, in deren Herzen keine so poetischen Gefühle für den großen Naturarzt glüheten, wie in dem meinigen. Allein ich mochte auch einen Grund suchen, wo ich ihn wollte, ich fand keinen anderen, als die Originalität Prießnitzens und irgend eine verkehrte Ansicht von der Sache, die er sich bei seinem Eigensinne nicht ausreden ließ. — So suchen wir oft die Ursache einer Handlung weit von uns mit großer Mühe, und sie liegt uns so nah! Her von M—y, der

Eiferer, welcher mir die oben mitgetheilte Einladung gesandt und der aus vielerlei Gründen mit meiner Subscriptionseinladung eben so wenig zufrieden war, als mit der Offenheit, mit der ich meine Verhältnisse dargebracht, half mir nach einigen Tagen aus dem Traume. Er hatte mit Prießnitz über die Sache gesprochen und ihm mitgetheilt, daß es unter den Gästen übel aufgenommen worden, daß er nicht wenigstens einige Actien gezeichnet hätte, worauf sich Prießnitz mit den Worten entschuldigte: „Er würde wohl vier oder fünf Actien gezeichnet haben (also 40 bis 50 Thaler), wenn ich nicht im Auslande lebte. Wer könne aber dafür stehen, daß er das Geld von dort wieder bekäme, wenn die Sache nicht ginge?" — — — — —

Hiermit war also das Räthsel gelöst und mein schöner Traum von Prießnitzens origineller Uneigennützigkeit, der Nimbus, der ihn umgab und mir alle seine Handlungen in einem vortheilhaften Lichte zeigte, mit Einem Schlage vernichtet! Prießnitz fürchtete, er möchte vierzig oder fünfzig Thaler einbüßen, wenn er sie mir liehe, mir, durch den er alle Tage eine Mehreinnahme von einer zehnfachen Summe machte!? — Hätte von M—y, der Prießnitzens Verfahren durch diese Mittheilung alles Ernstes zu vertheidigen suchte, gewußt, was er damit in meinem Innern niederriß — wahrlich, er hätte geschwiegen!

Doch der Schlag war geschehen, und tiefe Trauer zog an die Stelle der warmen Verehrung für den originellen Mann in meinem Herzen ein. Die Auflösung des schönen Räthsels war doch zu prosaisch! — Wer jemals mit Leib und Leben an einem Gegenstande gehangen hat und nun auf einmal der Ueberzeugung Raum geben muß, daß er sich in ihm geirrt hat, daß das Object seiner wärmsten Neigung unwerth ist seiner Liebe, seiner treuen Anhänglichkeit, der wird begreifen, was in mir

vorging, als ich den Glauben an einen Mann fahren lassen mußte, auf den sich seit drei Jahren fast alle meine Gedanken, meine Träume, meine Plane, meine Handlungen bezogen und der mir bei Allem, was ich zu thun im Begriff war, als ein Vorbild gedient hatte. — Schmerz und Unwille wechselten in meiner Seele, und ich konnte im ersten Augenblicke, nächst einem Ausrufe des Erstaunens, einen Ausbruch der Entrüstung gegen von M—y nicht unterdrücken, der zu spät einsah, wie schlecht er Prießnitzens Sache verfochten hatte.

Noch suchte ich nach Entschuldigungsgründen, allein vergebens! und bald schlug Das, was ich von Prießnitzen weiter erfuhr, auch den letzten Glauben an seine bessere, höhere Sinnesart nieder.

Ich hatte unterdessen in einem Paar Tagen 240 Thaler größtentheils zinsfreie Beiträge auf meiner Liste stehen und die planmäßigen Anzahlungen in meiner Tasche. Man ermuthigte mich, das Unternehmen dadurch zu befördern, daß ich die fürstlichen Personen in Freiwaldau dazu einlüde. Ich begriff die Richtigkeit dieser Ansicht und ließ mich der verwittweten Frau Herzogin von Anhalt-Köthen vorstellen, welche mich nicht nur sehr gütig aufnahm, sondern auch, als ich ihr mein Anliegen mittheilte, mir versprach sich selbst dabei zu betheiligen und die übrigen hohen Herrschaften in Freiwaldau zur Theilnahme aufzufordern. Ihre Durchlaucht sprach dabei lächelnd die Ueberzeugung aus, „daß für die Gräfenberger nicht viel zu zeichnen übrig bleiben, sondern sie die fehlende Summe ohne Mühe unter sich aufbringen würden.“ Die Herzogin hatte die Güte mir mehreres Schmeichelhafte über mein Buch zu sagen, und rühmte mir die gute Wirkung der Wassercur an ihrem eignen Körper. Sie schien sich besonders über die Verbesserung ihrer Verdauung zu freuen, die ihr gestatte, jetzt Schweinefleisch und Sauerkraut

zu essen, während sie früher stets die leichtverdaulichsten Speisen auszuwählen genöthigt gewesen sei. Ich erlaubte mir einige Bemerkungen gegen die Gräfenberger Diät, welche aber von ihr, als ächter Schülerin Prießnitzens, augenblicklich bekämpft wurden. Sie sprach bei dieser Gelegenheit den Grundsatz Prießnitzens aus: „Wenn man nicht Alles verträgt, ist man auch noch nicht gesund" und vertheidigte es lebhaft, daß Prießnitz schwerverdauliche Speisen auf den Tisch bringe. Vergebens wandte ich ein, daß man ein krankes Pferd durch schwere Arbeit nicht gesund mache, sondern durch Schonung, und eben so wenig eine kranke Verdauung. Wollte ich mich nicht in eine langwierige Beweisführung einlassen, so mußte ich der Fürstin das Feld überlassen, was ich um so leichter that, als ich aus Disputationen mit Damen niemals habe große Ergebnisse hervorgehen gesehen, und nicht erwarten durfte, daß eine an das Befehlen gewöhnte Dame in Vertheidigung ihrer Meinung weniger Ausdauer zeigen würde, als es ihre weniger hoch gestellten Schwestern zu thun pflegen. — Die Herzogin entließ mich, wie sie mich aufgenommen, sehr gütig und versicherte mich beim Abschiede nochmals ihrer Unterstützung, zu welchem Ende sie die Subscriptionsliste an sich behielt, um sie den übrigen Herrschaften vorzulegen.

In meiner Freude über das schnelle Gelingen meines Unternehmens und die mir durch die Herzogin eröffnete Aussicht auf vollständige Zeichnung der nöthigen Summe in Freiwaldau, theilte ich Prießnitzen mein Gespräch mit Ihrer Durchlaucht mit. Ich hielt ihn keiner Gemeinheit für fähig: M — y hatte mir die oben erwähnte Mittheilung noch nicht gemacht, und wenn er sie mir auch gemacht gehabt hätte, so glaube ich doch nicht, daß ich ein heimliches Entgegenwirken Prießnitzens gegen meinen Plan gefürchtet haben würde. — Es schien ihm indessen diese Nachricht nicht willkommen, und ich glaubte zu bemerken,

daß er sich Mühe gab um seinen Verdruß zu verbergen. Ich irrte mich hierin nicht; in meiner guten Meinung von ihm aber irrte ich mich. Prießnitz besuchte noch denselben Tag die Herzogin und schon am nächsten Morgen schickte sie mir die Subscriptionsliste mit zehn Thalern zurück, ohne etwas Anderes für meine Sache gethan oder versucht zu haben.

Fast zu gleicher Zeit mit der Liste und den zehn Thalern, wodurch meine Hoffnung schnell zu Boden geschlagen wurde, erhielt ich M—y's Mittheilung, und schon den nächsten Tag war ich von Prießnitzens Besuch und einem Theile seines Gesprächs mit der Herzogin in Kenntniß gesetzt. Er hatte die Fürstin zu Aenderung ihres Entschlusses und ihrer guten Meinung von mir bewogen! —

Wenn ich von diesem Augenblicke an Prießnitzen und seine Handlungen nicht mehr durch eine rosenfarbne Brille sah, sondern endlich mit klarem, unbestochnem Auge ihn zu würdigen suchte, wer mag das tadeln? Meine Wahrheitsliebe, das versichere ich bei Allem, was mir heilig ist, hat darunter nicht gelitten! Ich habe weder damals noch seit jener Zeit ein Wort über Prießnitz gesagt, von dessen Richtigkeit ich nicht im Innersten meiner Seele überzeugt gewesen wäre, und ich werde es auch nie thun, und hätte er noch so übel an mir gehandelt. Ich habe zu viel Achtung vor mir selbst, um mich einer kleinlichen auf Verleumdung gestützten Rache hinzugeben, und bemühe mich auch in diesen Mittheilungen, entfernt von Groll, mit fast buchstäblicher Genauigkeit die Thatsachen wieder zu geben, wie sie waren und in meinem Gedächtnisse oder meinen Notizbüchern aufbewahrt sind. — Es ist mir leid, daß ich Prießnitzen zu Unterzeichnung von Actien aufgefordert habe: ich konnte es freilich nicht gut vermeiden, ohne zu riskiren, daß ich ihn beleidigte.

Ich habe ihm dadurch Gelegenheit gegeben, mich zu verleumden; was er recht absichtlich gethan, um meinen gerechten Tadel über ihn und die Mißbräuche in seiner Anstalt zu entkräften. Man frage ihn heute noch, und er wird sagen, ich habe blos deswegen an seinen Einrichtungen getadelt, weil er mir kein Geld gegeben und sich nicht habe betrügen lassen, wie ich Andere betrogen hätte. Er hat sich nicht gescheut, zu sagen, daß ich, als ich bei meiner Abreise von Gräfenberg wegen eingetretener Verhältnisse mein Actienunternehmen aufgegeben, das Geld mehrerer Actionaire mitgenommen und es ihnen nie zurückgezahlt hätte, und so würde es ihm mit seinem Gelde auch gegangen sein, wenn er mir welches geliehen. Und schlimm genug hat es Niederträchtige gegeben, welche dieses Gerücht unterstützten und sich selbst mit unverschämter Frechheit als die Betrogenen vorstellten. Einer unter ihnen ist mir bekannt geworden, es ist der Gutsbesitzer N.........f aus G...... bei N...... in der Neumark. Sollte er diese Mittheilungen lesen, so wünsche ich, daß sie ihm eine Schamröthe auf die Wangen treibe über seine eigne Erbärmlichkeit, möge er nun aus Großthuerei oder aus blinder Ergebenheit für Prießnitzen sich derselben schuldig gemacht haben.

Um allen Zweifel über meine Schuldlosigkeit an dem mir gemachten Vorwurfe zu beseitigen, erlaube ich mir, sämtliche Unterzeichner meiner oben angegebenen Subscriptionsliste nachstehend namentlich aufzuführen. Sie waren, wie ihre eigenhändige Unterschrift, die sich noch in meinen Händen befindet, ausweist, folgende:

10 Actien, Wm. Glöckler, Kaufmann, Frankfurt a./M. Die erste Rate von 20 Thlr. bezahlt.

1 = v. Uebel, Rittmeister, Paretz bei Potsdam, zinsfrei, 10 Thlr. gezahlt.

2 Actien, von Bredow, Gutsbesitzer, Marker bei Nauen, zinsfrei, 20 Thlr. bezahlt.
1 = Flügge, Particulier, Teterow in Mecklenburg-Schwerin. Zinsfrei und 10 Thlr. bezahlt.
1 = Wm. Rahm, Consul, Stettin. Zinsfrei und 10 Thlr. bezahlt.
3 = v. Gentzkow, Gutsbesitzer, Brook bei Gemmin, zinsfrei 30 Thlr. bezahlt.
5 = Haase, Kaufmann, Hamburg, die erste Rate mit Thlr. 10 bezahlt.
1 = Chas. F Zimpel, New Orleans, Louisiana U. St. Zinsfrei 10 Thlr. bezahlt.
— N. N.*) — — 10 Thlr. zinsfrei bezahlt.

Andere Unterzeichner hat meine Liste nicht getragen, und außerdem hat auch kein Mensch in Gräfenberg oder Freiwaldau oder sonst wo zu Erweiterung meiner Anstalt mir Geld anvertraut. Diejenigen also, welche sich einer solchen Unterstützung rühmen oder gerühmt haben, erkläre ich hiermit für elende Verleumder, und Diejenigen, welche solches Geschwätz weiter getragen haben, ohne sich von der Richtigkeit desselben zu überzeugen, für Betrogene oder schwache Menschen.

Welches Urtheil über Prießnitzen bei dieser Angelegenheit zu fällen sei, dürfte nachfolgender Appendix zu dieser Actiengeschichte ergeben.

Als ich durch Verhältnisse, die ich in den nächsten Capiteln berichten werde, veranlaßt wurde, meine Actienunternehmung aufzugeben, da sie wegen Verbesserung meiner Vermögensumstände theils unnöthig zu werden schien, theils auch ich keine Aussicht hatte, die beabsichtigte Erweiterung der Anstalt zu Frei-

*) Zeichnung der Frau Herzogin von Anhalt-Köthen.

berg im nächsten Jahre auszuführen; so zahlte ich meinen sämtlichen Unterzeichnern das mir anvertraute Geld zurück, mit Ausnahme der Frau Herzogin von Anhalt, von deren Besuch mich meine durch den schlechten Weg und das eingetretene Regenwetter beschmutzte Kleidung jedes Mal abhielt, wenn ich nach Freiwaldau kam. An dem Morgen meiner Abreise hatte ich mir jedoch fest vorgenommen, das Geld abzuliefern und es in meiner Brieftasche schon zurecht gelegt. Ich war jedoch schmutziger, als je, in Reisekleidern, und die Pferde warteten auf mich, so daß mir keine Zeit blieb, an ein anderes Geschäft zu denken, das ich auch in dem Drange der kleinen Angelegenheiten, die sich bei einer Abreise gewöhnlich zusammen finden, wirklich vergessen hatte. — Im Wagen, meinen Betrachtungen überlassen, dachte ich daran, und in Zuckmantel, wo wir übernachteten, schrieb ich einen höflichen Brief an Prießnitz, in welchem ich ihn bat, der Frau Herzogin die zehn Thaler für mich zurück zu zahlen und sich deshalb an Johann zu halten, der mir fünfunddreißig Gulden Münze für Bücher schuldig geblieben war und welchen er in seiner Hand hatte. Ich glaubte um so eher auf diesen Dienst rechnen zu dürfen, als es sich hier um meine Ehre handelte und als Prießnitz eigentlich schuld daran war, daß ich mich mit Johann berechnen mußte; denn nicht dieser, sondern Prießnitz, hatte die Bücher bestellt und sie dann Bartzschen und dieser wieder Johann überlassen, ohne mir davon vorher Anzeige zu machen. Johann aber hielt mir unter allerhand Vorwänden das Geld zurück und nicht ohne Mühe erlangte ich eine Obligation über die mir schuldige Summe von ihm.

In der Ueberzeugung, daß meine Geldangelegenheit mit der Frau Herzogin geordnet sei, reiste ich ruhig weiter und wurde erst im folgenden Jahre, als ich wieder nach Gräfenberg kam, durch die üble Nachrede, welche über mich umlief, auf den Um=

stand wieder aufmerksam gemacht. Nach vieler Mühe hatte ich von Johann mein Geld erhalten und zwar nach Abzug der zehn Thaler, welche, wie er sagte, der Frau Herzogin ausgezahlt worden waren und nach einem Verlust von einigen Gulden, den ich mir gutwillig gefallen ließ, und es wäre mir nicht eingefallen, an deren Bezahlung zu zweifeln, hätte ich nicht gehört, daß auf dem Gräfenberge Alles in Bewegung gesetzt würde, um mich in Mißcredit zu bringen. Ich ging also zu dem Kammerherrn der Herzogin und fragte ihn, ob er etwas von der Rückzahlung des Geldes wisse. Auf seine Verneinung erzählte ich ihm die Sache in all ihren Einzelnheiten, worauf er zur Herzogin ging und diese fragte. Sie hatte keine zehn Thaler erhalten; ja Prießnitz hatte sich nicht einmal die Mühe genommen, ihr von meinem Briefe zu sagen, oder absichtlich darüber geschwiegen; und doch waren mir von Johann die zehn Thaler abgezogen worden!

Ich übergab dem Kammerherrn sofort das Geld mit der Bitte, die Herzogin von dem Hergange in Kenntniß zu setzen und ihr in meinem Namen zu danken und ließ nun Johann zu mir bestellen, unter der Drohung, ihn polizeilich zu belangen, wenn er nicht binnen drei Tagen das Geld brächte. Er kam und entschuldigte sich in ziemlich grobem Tone damit, daß Prießnitz ihm gesagt hätte, er habe der Herzogin die zehn Thaler bezahlt und werde sie ihm am Lohne abrechnen. Ich sagte ihm was ihm gehörte und trug ihm auf, Prießnitzen für den mir geleisteten Dienst zu danken, den ich zu seiner Zeit zu rühmen wissen würde.

Da ich seitdem mit Prießnitz nie mehr ein Wort gewechselt habe, so weiß ich nicht, was er zu seiner Entschuldigung zu sagen hatte. Ich habe jedoch genug von ihm gesehen, um

seine eignen Worte entbehren zu können, und weiß zu gut, daß auf dem Gräfenberge Jeder, der einen ernsten und gerechten Tadel über Cur und Einrichtungen ausspricht, von Prießnitz und seinem Anhange schonungslos in Mißcredit gebracht wird und man sogleich Dinge von ihm erzählt, welche geeignet sind, seinen Worten allen Werth bei Denen zu rauben, denen die über ihn verbreiteten Gerüchte zu Ohren gebracht werden. Dieselbe geheime Polizei, welche die Schritte der Curgäste umlauert und jedes ihrer Worte dem Prießnitz rapportirt, ist es auch, welche die von oder mit ihm geschmiedeten Geschichten in das Publikum bringt, und so wie er selbst giftige Pfeile auf Schrott und Weiß abschießt, welche nichts Anderes an ihm verbrochen haben, als daß sie in seiner Nähe gedeihen, so wird auch jeder Andere ein Gegenstand seines Hasses und Neides, welcher nicht Alles lobt, was auf dem Gräfenberge getrieben wird, oder eine Wasserheilanstalt besitzt, die sich eines ziemlichen Besuches erfreut.

Ich will nur an die Art erinnern, wie Prießnitz im Jahre 1836 das Freiwaldauer Wasser zu warm und kalkhaltig fand, um die Fremden von dem Besuche der Weißschen Anstalt abzuhalten, und wie er im Jahre 1839 ganz Freiwaldau voller Gäste hatte, die er Alle mit dem warmen und kalkhaltigen Wasser mit Nutzen (?) behandelte.

Von diesen Phasen des Gräfenbergs bemerken freilich die meisten Fremden nichts. Sie meinen, es sei Alles immer so gewesen, als den Sommer, den sie gerade dort zubringen, so wie etwa Jemand der den Mond immer ● gesehen schwer glauben wird, daß er auch die Gestalt eines ☽ und ☾ habe. — Es wird dem Prießnitz daher auch nicht schwer Das heute zu empfehlen, was er vorm Jahre verbot, und heute auf Den zu schimpfen, den er vorm Jahre lobte. Wer es mit einer so gläubigen Heerde zu thun hat, wie er, vermag Viel über sie.

Sechszehntes Capitel.

Inhalt. Die Commentare über Prießnitz. — Betrachtungen über die Resultate der Gräfenberger Cur. — Scheinbare Widersprüche meines jetzigen Urtheiles gegen mein früheres. — Charakteristik eines Theils der Wasserärzte. — Vorwürfe, welche die Kranken mir machen. — Ursachen zur Unzufriedenheit. — Die Mißbräuche in der Medicin finden sich auch in Wasserheilanstalten wieder. — Krapfen und Buchten. — Die Doctoren Baumbach und Heidenhain. — Hydriatisches Geständniß. — Pflichtvergessenheit der Aerzte. — Ein Besuch bei Schrott. — Baron B......t. — Die Schrottsche Cur. — Beispiele.

Ich bin meiner Erzählung vorausgeeilt, um den zuletzt berichteten Charakterzug Prießnitzens im Zusammenhange zu geben, und kehre nun zu ersterer zurück.

Es versteht sich von selbst, daß das eben Mitgetheilte mir und den Curgästen damals nur zum Theil bekannt werden konnte, da die Entwickelung in das nächste Jahr 1840 fiel, in welchem man mich freilich auf dem Gräfenberge nicht wieder zu sehen erwartete. — Ich wußte indessen genug, um Prießnitzen fortan bloß mit kaltem Verstande zu beurtheilen, und während ich seinen Vorzügen unverändert Gerechtigkeit widerfahren ließ, auch seine Fehler nicht mehr wie früher durch seine Originalität zu beschönigen. Ich gab von jetzt an keine wohlstudirten Commentare zu seinem Benehmen mehr, sondern suchte die Quellen seiner Handlungen da, wo sie bei den meisten anderen Menschen zu suchen sind: im Egoismus. Ich hatte

den Schlüssel seines räthselhaften Wesens gefunden und nun nicht mehr nöthig, mir den Kopf zu zerbrechen, um die Triebfedern des großen Räderwerkes, das die Maschine auf dem Gräfenberge in Bewegung erhält, zu erkennen.

Es war mir und vielen Anderen mit Prießnitz gegangen, wie es den Gelehrten mit den Poeten der Vorzeit geht. Diese schrieben den Erguß ihrer Phantasie und ihrer Gefühle in schöner Einfachheit nieder und brachten Treffliches hervor, weil sie von dem vielen Schönen, was in ihrer Seele sich erzeugte und lebte, nur das Beste der Nachwelt überlieferten. An Gelehrsamkeit konnte zu einer Zeit noch nicht gedacht werden, wo eigentlich noch Niemand Etwas wußte. Nun höre man aber die Erklärung eines Homer durch einen recht eingefleischten Philologen, der den Baum vor lauter Blättern nicht sieht, das schönste Epos anatomisch in alle seine einzelnen Theile zergliedert und jedem Buchstaben einen Sinn unterlegt, von dem der Dichter nicht den entferntesten Gedanken hatte; — und wir haben einen Commentar, so wie wir Prießnitzianer ihn über unseren Herrn und Meister gaben. Durchdrungen von der Wichtigkeit seiner (?) Erfindung, gestützt auf die wenigen Erfolge, die wir gesehen, und auf die glänzenden Hoffnungen, die wir für unsere eigne Person von der Methode hegten, sahen wir nur den ungeheuern Vortheil, den Prießnitz der leidenden Menschheit gewährte, und die Höhe, auf welche wir den solchergestalt uns selbst geschaffenen Gott stellten, wurde der Maßstab, mit welchem wir alle seine unbedeutendsten Handlungen maßen, die rosenrothe Brille, durch die wir den Landmann Prießnitz, mit allem, was er war und that, betrachteten. Jede Handlung, welche bei einem anderen Menschen ihre Erklärung auf eine höchst einfache Weise in dem etwas willkührlich ausgelegten Gesetze der Selbsterhaltung gefunden hätte, wurde

durch die rosige Brille so lange angesehen und mit dem Maßstabe der Menschenfreundlichkeit und Seelengröße so lange gemessen, bis sich irgend ein gelehrter Commentar dazu geben ließ, und hätten wir die Beweise dazu mit den Haaren herbeiziehen oder sie geradezu erfinden müssen (wie es die Philologen mit ihren Beweisen auch thun). Und konnten wir mit all unseren Anstrengungen gar nichts auftreiben, was unseres Idoles würdig gewesen wäre, so ließen wir die Sache als einen Zug seines bewundernswürdigen räthselhaften Wesens unerörtert und suchten aufs Neue nach Nahrung für unsere Verehrung.

Wir hätten oft nur bei den Bewohnern von Freiwaldau anfragen dürfen (freilich nur bei Solchen, die von Prießnitz nichts zu hoffen und zu fürchten hatten), und wir hätten einen Aufschluß über so manches Räthsel erhalten können, über dessen Lösung wir uns vergebens die Köpfe zerbrachen. Es ging uns aber wie jener gelehrten Gesellschaft von Alterthumsforschern, die auf einem alten halbeingepflügten Steine die Worte fanden:

I. C. I. E. S. T. L. E. C. H.
E. M. I. N. D. E. S. A. N. E. S.

Sie zerbrachen sich die Köpfe, suchten in der Geschichte der Umgegend nach, schrieben Abhandlungen über die Wichtigkeit und Bedeutung des Fundes und blieben so lange in ihrer durch ihre Alterthumswuth selbstgeschaffenen Finsterniß, bis ihnen ein Bauer, der lesen konnte, heraus las: **Ici est le chemin des ânes** *).

Es fällt mir nicht ein, mit dergleichen Raisonnements Prießnitzen diejenigen Verdienste absprechen zu wollen, die er wirklich hat und die ihm jeder von der Sachlage Unterrichtete lassen wird. Allein wir machten aus jeder Mücke einen Ele-

*) Hier ist der Eselsweg.

phanten und schrieben ihm Verdienste zu, die er nicht hatte, während wir alle seine Fehler hinwegläugneten. Haben Viele auf dem Gräfenberge ihre Gesundheit wiedergefunden, so sind doch auch Viele ein Opfer der Mißbräuche der Cur geworden, und hätten nur Diejenigen an Prießnitzens Denkmale gebaut, welche wirklich vollkommen von ihm hergestellt wurden, und hätte man dieses Denkmal mehr seinen guten Absichten, als seinem Glücke gesetzt, wahrlich, es würde klein genug geworden sein.

Man halte sich nicht an leere Worte, nicht an täuschende Hoffnungen — welche letztere bei allen Urtheilen von Personen, die während des Gebrauchs einer Cur über Prießnitz schrieben, eine nur zu große Rolle spielen —; man befrage Thatsachen: Man prüfe ein Dutzend Personen, welche vor Jahren eine Cur in Gräfenberg brauchten, und sage mir wieder, ob unter je zwölfen Einer ist, dessen Gesundheit für die Dauer dort hergestellt worden ist. Man befrage sich selbst, ob man nicht mit einer einfacheren Diät, angemesseneren Lebensweise und Beförderung der Hautfunctionen eben so weit gekommen wäre, als durch eine lange, den Körper anstrengende, den Organismus zu Grunde richtende durchgreifende Wassercur, welche für die Umstände des Kranken wenigstens um die Hälfte zu stark war. — Manche Hoffnung wurde auf dem Gräfenberge erfüllt, aber weit mehr wurden getäuscht, und ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich behaupte, daß dies unter zwölfen — bei elf der Fall war.

Es reiße da nicht ein neubackner Curgast auf dem Gräfenberge seinen Mund weit auf und declamire gegen den Munde. Er gehe hin und lasse sich erst einen hydriatischen Bart wachsen, und komme dann wieder; oder mit anderen Worten, er sammle erst eine mehrjährige Erfahrung und halte bis dahin

sein unreifes Urtheil zurück. Er wird dann gewiß ganz bescheiden in den Bart brummen: „Der Munde hatte Recht.“ — Unterdessen gebe er fein Acht, was er thut und was mit ihm vorgenommen wird. Im Jahre 1836 circulirte in Gräfenberg eine furchteinflüsternde Bemerkung eines Curgastes, der ein Paar Jahre früher eine starke Wassercur bei Prießnitz gebraucht hatte; sie hieß: die Wassercur mache die Faser hart und steif und den Körper alt. Diese Bemerkung machte uns Allen Angst, aber sie machte uns Alle nicht klug. Die Erfahrung hat uns aber, die wir am meisten Ausdauer und die längste Nachcur hatten, gelehrt, daß an jener Bemerkung viel Wahres ist. Hüte Dich also, junger Enthusiast, und glaube es nicht, wenn man Dir sagt, daß der Munde aus Schmähsucht lügt, weil man keine Actien zeichnete. Wenn es immer der gesunde Prießnitz mit Euch Kranken so ehrlich gemeint hätte, als es der kranke Munde that, — so hätte er nicht den zehnten Theil seines Vermögens, aber ein besseres Gewissen!

Man wird mich tadeln, daß solche Aeußerungen im Widerspruche mit meinen früheren Schriften stehen. Man hat aber nur bis zu einem gewissen Grade ein Recht dazu. Schon in den ersten Auflagen meiner Schrift über Gräfenberg warnte ich vor Uebertreibungen und tadelte die Kost in Gräfenberg. Ich that es freilich in einem Tone, wie er dem Freunde und Verehrer eines ungewöhnlichen, verdienstvollen Mannes geziemte und wie meine damalige Ueberzeugung es mir vorschrieb. Meine vierte Auflage enthält strengen Tadel mehrerer Mißbräuche auf dem Gräfenberge, den auszusprechen ich für Pflicht hielt, sobald ich mich von der Nothwendigkeit überzeugte, daß solche Dinge nicht verschwiegen werden durften. Ich selbst hatte das Treiben auf dem Gräfenberge mit anderen

Augen ansehen gelernt; ich hatte wenig Rücksichten mehr gegen Prießnitz: ich hatte aber große Rücksichten gegen das Publikum und gegen die Sache, über welche ich schrieb. Ich mußte fürchten, daß ich der Sache schadete, indem ich Prießnitzen in seinem wahren Lichte zeigte. die Sache war noch nicht reif genug, um sie ganz ohne Rücksicht zu behandeln. Jetzt leben Tausende, die auf dem Gräfenberge eine Cur brauchten und die im Stande sind, meine Worte zu bestätigen: die Zeit hat sie abgekühlt; sie beurtheilen die Sache nicht mehr nach ihren damaligen Hoffnungen, sondern nach ihren jetzigen Erfahrungen. Die Wahrheit hat sich Bahn gebrochen, und was Mancher für sich denkt, ich wage es nun auszusprechen und bin überzeugt, daß ich, trotz der unangenehmen Rolle, die ich übernommen und trotz des Widerspruchs einiger Geretteten, eine große Menge Sympathieen finden werde.

Ich kenne Göthe's Warnung recht wohl:

„Willst auch ein getreuer Eckhardt sein
Und Jeden vor Gefahren warnen? —
's ist auch eine Rolle — sie bringt nichts ein:
Sie laufen dennoch nach den Garnen."

Ich habe die Wahrheit dieses Spruches an Ort und Stelle erfahren; allein er hat mich nicht abgehalten, Das zu thun, was ich für meine Pflicht hielt, und wird es auch in Zukunft nicht. Mag immerhin Derjenige, welcher mit Zuckerplätzchen handelt, bessere Geschäfte machen, als der mit Aloe: eine Purganz ist nothwendig, und Das, was ich vom Leben noch zu erwarten habe, kommt mir gewiß eben so gut, wenn ich die Wahrheit rede, als wenn ich das selbst mit geschaffene Götzenbild noch mit schmücken helfe.

Die Wassercur ist und bleibt trotz dem eine herrliche Sache: sie ist mit der Person Prießnitzens nicht identisch.

Wassercur und vernünftige Lebensweise bringen uns, ich wiederhole es, zehn Mal weiter als Medicin und eine künstliche Diät. Aber so wie die Medicin Jahrhunderte lang eigennützigen Absichten gedient und Mißbräuchen aller Art Raum gegeben hat, so hat es auch die Wassercur: Die Hälfte von den bestehenden Wasserheilanstalten sind auf eigennützigem Grunde aufgebaut. Haßt mich immer, ihr menschenfreundlichen Egoisten: es ist doch wahr; Ihr würdet eben so gern mit Mercur und Blei curiren, wenn es Euch eben so viel einbrächte!

Ich will mit dießer Aeußerung keinesweges den Ehrenmännern zu nahe treten, welche Ueberzeugung der Medicin abtrünnig gemacht hat. Diese kann man nicht genug schätzen; denn es sind ihrer leider nicht Viele!

Also, nochmals, die Widersprüche zwischen meinem jetzigen Urtheile über Gräfenberg und meinen seit 1840 herausgegebenen Schriften sind nur scheinbar, Ich habe vom Anfange herein vor Uebertreibungen gewarnt; ich habe von 1840 an ernsthaft auf die Mißbräuche auf dem Gräfenberge und in anderen ihm nachgebildeten Wasserheilanstalten aufmerksam gemacht; ich habe nichts Neues zum Lobe Prießnitzens gesagt, als was ich für gegründet hielt und was ich auch jetzt noch mit Ueberzeugung sagen würde, wenn es nöthig wäre; indem ich die Schattenseite des Gemäldes zeige, leugne ich keinesweges die Lichtseite ab. Allein es ist nöthig, auch die Schattenseite sehen zu lassen, wenn man Wahrheit und nicht eine Lobrede geben will, und im Dienste der Wahrheit schreibe ich.

Prießnitzens Benehmen gegen mich wird mich, wie ich schon versichert habe, nie bewegen, irgend etwas Ungegründetes gegen ihn zu berichten. Hätte er sich anders benommen, so

wäre ich vielleicht schwach genug gewesen, aus Dankbarkeit zu schweigen, obschon die Wahrheit bei jedem Worte, das ich über ihn sprach, durchgeschaut haben würde. Ich danke es ihm, daß er meiner Wahrheitsliebe keine Fesseln angelegt und mir gestattet hat, rein ohne Rückhalt Alles zu sagen, was mir jahrelang auf dem Herzen lag, ohne daß die Verhältnisse erlaubten, es davon wegzuwälzen. — Wir wollen Abrechnung halten, und dann — Punktum!

Unter die aufrichtigen Freunde der Wasserheilkunde, welche nicht eigennützige Absichten, sondern ein reger Trieb, die Wissenschaft zu bereichern und der Menschheit zu nützen, nach Gräfenberg geführt hatte, rechne ich die Doctoren der Medicin Baumbach aus Ilmenau und Heidenhain aus Marienwerder, welche sich im Herbste 1839 in Gräfenberg aufhielten und fast zu gleicher Zeit mit mir abreisten. Ich machte ihre Bekanntschaft in den ersten Tagen meines Dortseins und verdanke ihnen manche nicht unwichtige Nachricht und manche Aufklärung über Dinge, die ich noch mit befangenem Auge ansah. Ich war mit Zweifeln hingekommen; Prießnitzens Benehmen gegen mich hatte mein Auge frei gemacht; ich sah und hörte so Vieles, was meine Zweifel zur Gewißheit erhob; Klagen und Vorwürfe stürmten auf mich ein; man sagte mir ins Gesicht, ich habe die Leute mit meinem Buche in den April geschickt, Prießnitz sei nicht halb der Mann, wie ich ihn schildere, und die Wassercur leiste nicht den zehnten Theil von Dem, was ich verspräche; man gab mir Beweise von seiner Nachlässigkeit, von seiner Habsucht; man erzählte mir Fälle, die bewiesen, daß man auch unter Prießnitzens Händen durch eine Wassercur um Gesundheit und Leben gebracht werden kann; bei Weitem der größere Theil gehörte zu den Unzufriedenen. Was Wunder

also, daß ich mich inniger an die beiden Aerzte anschloß und ihren Ansichten bereitwilliger Gehör gab, als es früherhin geschehen sein würde, wo ich in jedem Worte, das Prießnitzens Geschicklichkeit und gute Absichten in Zweifel zog, eine Verleumdung erkannte? — Ich habe keinen Grund gehabt, das gute Zutrauen, das ich zu ihnen faßte, zu bereuen: sie haben Beide Alles gethan, was die Umstände mit sich brachten, um es zu verdienen; ich habe in ihrem Umgange Manches gelernt und manche heitere Stunde verlebt. Sie werden mir übrigens gern bezeugen, daß ich schon vor dem Bruche mit Prießnitzen nicht blind gegen die Mißbräuche auf dem Gräfenberge war und die ernstliche Absicht aussprach, auf deren Abschaffung hinzuarbeiten, so viel nur in meinen Kräften stünde.

Obgleich sie Beide gesund waren, brauchten sie doch die Cur in ihrem ganzen Umfange, Baumbach fünf Wochen lang, Heidenhain eine kürzere Zeit. Beide waren eben so sehr von dem Werthe der Methode überzeugt, als von dem Mißbrauche, der in Gräfenberg und anderen Anstalten damit getrieben wurde. Meine Ansichten von der Diät und Uebertreibung der Cur und allen darauf folgenden Nachtheilen waren ganz die ihrigen und müssen die eines jeden verständigen Arztes sein, der Erfahrung genug besitzt, um sich von den rothen Backen der Curgäste nicht irre machen zu lassen. Wir differirten natürlich auch über Vieles, und es gelang mir mehr als ein Mal, den Sieg in unseren Disputationen davon zu tragen. Bisweilen nahmen diese eine scherzhafte Wendung, besonders wenn eine Anzahl Curgäste sich um uns gesammelt hatte, und ich benutzte dann das Uebergewicht, das mir der Ort und die auf meiner Seite befindliche Menge gab, um die gesamte Medicin mit ihren Anhängern lächerlich zu machen und ihnen auf eine wenig großmüthige Art zu beweisen, daß

mit ihrer Sache eigentlich Nichts sei. Diese Beweise waren gewöhnlich frisch und stark und kamen aus eigener Ueberzeugung, die meine getäuschten Erwartungen von der Wasserheilkunde auch bis heute nur um ein Geringes modificirt haben; denn noch jetzt glaube ich, das beste Mittel, um gesund zu bleiben oder von einer Krankheit zu genesen, ist — keine Medicin zu brauchen, und die Menschheit würde sich ohne Apotheken gewiß nicht schlechter befinden als mit denselben; denn erstlich nützt die Medicin nicht in gar vielen Fällen, in denen sie gegeben wird, und erzeugt allerhand Nachtheile, und dann sündigen die Leute darauf los, in der Ueberzeugung, daß Doctor und Apotheke es schon wieder gut machen werden; und so geht eine Gesundheit nach der andern zu Grunde, welche erhalten werden würde, wenn die Leute ihr Heil in einer vernünftigen Lebensweise und dem Wasser suchen wollten.

In den Wasserheilanstalten herrscht jedoch ein ähnlicher Grundsatz: man stopft sich den Bauch unmäßig voll und denkt, das Wasser wird schon Alles wieder in Ordnung bringen; und Prießnitz, der Mann mit dem klaren Auge und dem durchdringenden Verstande, Prießnitz sagt: immer eßt Schweinfleisch, Fett, Strudel, Krapfen, Buchten*), Knödel; trinkt nur

*) Im Oesterreichischen bekannte und beliebte fette und schwerverdauliche Arten von Eierspeisen und Backwerk. Die Krapfen entsprechen unseren Pfannkuchen, haben aber gewöhnlich eine runde Form. Ihr Name ist nicht sehr ästhetisch; denn Krapfen bezeichnet eigentlich die äpfelähnlichen Excremente der Pferde und anderer Thiere. — Es giebt noch eine Menge anderer eßbarer Dinge, welche in Baiern und Oesterreich sehr bezeichnende, aber nicht sehr appetitliche Namen haben. So heißt ein Huhn ein Mistkrotzrl, eine Taube ein Dochscheißrl u. s. w.

Buchten kommt von einem böhmischen Worte, das Backwerk

tüchtig Wasser nach, so schadet es Nichts! — Und die Gräfenberger essen. —

Mit Dr. Baumbach habe ich während meines Aufenthaltes in Elgersburg unsere Bekanntschaft wieder angeknüpft und mich gefreut zu finden, daß er einen wahrhaft guten und ehrlichen Gebrauch von seinen Gräfenberger Studien macht. Bei ihm ist auch keine Spur von jener imitativen Charlatanerie zu finden, welche die meisten Directoren von Wasserheilanstalten charakterisirt und welche gewiß der Wasserheilkunde mehr schadet, als selbst die offene Feindschaft eines Theils der Mediciner. Er wird eben so wenig Jemanden durch große Versprechungen, die er nicht erfüllen kann, täuschen, als ihn die Cur auf eine den Organismus schwächende Weise brauchen lassen. Wenn er weniger Wasserkranke zu behandeln hat, als seine Collegen, so liegt dies lediglich daran, daß er keinen Honig im Munde führt, sondern sein Wort trocken und wahr ist, und daß er sich keine Mühe giebt, seine Kundschaft durch Werbungen zu erweitern. Er befindet sich glücklicherweise in einer Lage, die ihm erlaubt, ungehemmt seinen Grundsätzen zu leben, ohne den Mantel nach dem Winde zu hängen. Er kümmert sich wenig um Lob und Tadel der Menge, sondern geht seinen Weg ruhig und sicher dahin, zufrieden mit dem Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben. Ich vermuthe, auch diese öffentliche Anerkennung seines Verdienstes wird einen sehr geringen Eindruck auf ihn machen, wenn er sich ja

---

bezeichnet. Sie sind ebenfalls eine Art Pfannkuchen, jedoch weniger zart und weniger wohlschmeckend und dabei von viereckiger Gestalt und größer als die Krapfen. — Ich habe deren einmal vierzehn von der Größe einer Frauenfaust von Einem Curgaste zum Nachtische verzehren sehen.

die Mühe giebt, meine Schrift zu lesen; ich fühle mich jedoch verpflichtet, ein Paar Worte zum Lobe eines Arztes zu sagen, der das öffentliche Vertrauen in so großem Maße verdient. Er mag's mir wenigstens nicht übel nehmen, wenn ich ihm einen öffentlichen Beweis meiner Achtung gebe!

Auch Dr. Heidenhain ist seitdem nicht müßig gewesen. Er hat zu Hause eine Wasserheilanstalt angelegt und ein recht gutes Schriftchen über die Cur herausgegeben. In Bezug auf letzteres möchte ich ihm fast vorwerfen, daß er sich, gegen seine in Gräfenberg ausgesprochene Ueberzeugung, etwas zu sehr der ministeriellen Partei angeschlossen. Es wäre freilich unklug gewesen, wenn er es nicht gethan hätte; denn wer noch vor einem Paar Jahren Glück mit der Wasserheilkunst machen wollte, mußte, wenn auch nur im Aeußeren, ein Nachbeter und Nachtreter Prießnitzens sein.

Ich wiederhole, daß beide Aerzte, Baumbach und Heidenhain, es ehrlich mit der Sache der Menschheit meinten und keine Gelegenheit vorübergehen ließen, um sich zu unterrichten und von der Wasserheilkunst so viel von Gräfenberg mit hinwegzunehmen, als nur immer möglich war. — Da ich dabei nur gewinnen konnte, wenn ich mich ihren Forschungen anschloß, so waren wir auch fast den ganzen Tag über beisammen und machten fast täglich Excursionen in die Nachbarschaft, um Dinge zu sehen und zu hören, die man uns nicht, wie in Gräfenberg, zum Abendessen gratis auftischte. Ich muß bei dieser Gelegenheit auf eine Lächerlichkeit aufmerksam machen, in die wir unstudirten Jünger Prießnitzens oft verfielen. Sie ist die, daß wir, trotz unseres Hasses und unserer Verachtung gegen Alles, was Mediciner hieß, doch überall, wo sich Einer sehen ließ, ihm nachliefen, um von ihm zu lernen. War das nicht ein unwillkührliches Geständniß

unserer Unwissenheit und des Bewußtseins derselben? Wir verachteten die medicinische Gelehrsamkeit und konnten sie doch nicht entbehren! — Solcher Widersprüche gab es um jene Zeit viele, und giebt es auch heute noch. Es gährt und gährt — Gott gebe nur, daß es nicht sitzen bleibt! Es wäre wirklich Pflicht des gelehrten Theiles des Publikums, sich der Sache anzunehmen und durch Läuterung und Sichtung eine Lebensessenz daraus zu machen. Aber, o Schlendrian, o Dünkel, der es verschmäht, in die Maische zu greifen, und abwartet, bis der Geist sich daraus entwickelt haben wird, um ihn dann im Lehnstuhle hinterm Ofen mit Appetit zu schlürfen! —

Baumbach kannte Schrott in Lindewiese und erzählte mir von ihm. Alles, was er mir von diesem Naturarzte sagte, war gerade das Gegentheil von dem, was ich von Prießnitz gehört und was auf dem Gräfenberge über ihn bekannt war. Hier galt er für einen abgedankten Cuirassier, der stets betrunken sei und der, durch Prießnitzens Emporkommen aufgemuntert, angefangen hätte, durch allerhand Charlatanerieen die Leute um Geld und Gesundheit zu betrügen, da es ihm an einem anderen ehrlichen Nahrungszweige fehle.

Meine Ueberzeugung von dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer strengen Diät, welche ich mit nach Gräfenberg gebracht hatte, erhielt neuen Zuwachs durch den Bericht des Dr. Baumbach über Schrotts Methode, die nur durch Diät und Schwitzen heile und kalte Bäder und Douche von seiner Methode ganz ausschlösse. Ich war begierig, ihn zu sehen und seine Methode zu studiren. Wir verabredeten also eine Parthie zu ihm, welcher sich Heidenhain und mehrere andere Curgäste anschlossen, unter denen ein polnischer Zollbeamter sich befand, der mit der Absicht umging, in der Gegend von Krakau eine Wasserheilanstalt zu gründen, und der mich gern zum Director derselben haben wollte.

Trotz der zwischen Prießnitz und mir eingetretenen Spannung sahen und sprachen wir uns doch täglich, und Alles, was ich damals Nachtheiliges von ihm wußte oder ahnete, hatte mir doch keinesweges den Glauben an seine Geschicklichkeit und einen Rest der gewohnten freundschaftlichen Gesinnungen gänzlich rauben können. Ich theilte ihm also unser Vorhaben mit. Seine Aeußerungen über Schrott dienten nur dazu, meine Erwartungen herabzustimmen. Er wiederholte mir, daß Schrott immer betrunken sei, nicht wisse was er rede und daß ich im Ganzen von meinem Besuche so wenig befriedigt zurückkehren würde, daß es mich reuen würde, hingegangen zu sein. Er gab sich einige Mühe, mich von der Parthie abzuhalten, und als er mich dennoch dazu entschlossen sah, warnte er mich wenigstens, den Worten des lügnerischen Menschen keinen Glauben beizumessen, „denn Alles, was er sage, sei eitel Charlatanerie; er wolle es blos ihm (dem Prießnitz) nachmachen und habe einige Veränderungen eingeführt, damit die Leute glauben sollten, er habe seine Cur selbst erfunden.“ „Sie werden auch den Baron B......t dort treffen“, fügte er vorsichtigerweise hinzu, „aber kehren Sie sich nur nicht an sein Gerede: es fehlt ihm jetzt im Kopfe; er spricht eitel verkehrtes Zeug.“ Ich war im Jahre 1836 mit B......t viel zusammen gewesen und hatte ihn lieb gewonnen; auch er hatte meine Gesellschaft gesucht und, wie ich, zu Prießnitzens treuesten Anhängern gehört. Er hatte also in den drei Sommern, die er hinter einander auf dem Gräfenberge zugebracht, Prießnitzens Schattenseite auch erkannt, so wie ich sie von Freiberg aus nur halb und halb geahnet? Es gehört allerdings mehr als Ein Sommer dazu, um zu einem richtigen Urtheile über diesen klugen und vorsichtigen Mann zu gelangen, der sich nach ächt russischer Politik

in ein dichtes Dunkel hüllt, das von den schwachen geblendeten Augen der kranken Curgäste nicht leicht durchschaut werden kann*). — Ich freute mich darauf, B......t wiederzusehen, und obschon ich im Voraus bedauerte, daß sein guter klarer Kopf gelitten und ich also nur den halben Mann wiederfinden würde, so bewog mich doch seine Anwesenheit, nun jedenfalls einen Besuch in Lindewiese zu machen. Gewappnet mit Prießnitzens Warnungen und mißtrauisch gemacht gegen die von Baumbach dem Schrott gespendeten Lobsprüche, machte ich mich also mit der Caravane auf den Weg, nicht ohne den Widerspruch einer heimlichen Hoffnung, die Prießnitzische Wassercur doch am Ende triumphiren und die Mediciner und Schrott davor zu Schanden werden zu sehen. Es war ein sonderbarer Kampf in mir, bei welchem bald meine gewohnte Liebe zu Prießnitz und das eingewurzelte Vertrauen zur

*) Ich habe in diesen Tagen Cüstine's Werk über Rußland (La Russie en 1839) gelesen und darin eine Stelle gefunden, welche mich lebhaft an Prießnitzens Politik erinnerte. Hier ist sie:

„Wenn es unter den Russen bessere Diplomaten giebt, als bei den in der Civilisation am Weitesten vorgerückten Nationen, so kommt es daher, daß unsere Journale sie von Allem in Kenntniß setzen, was bei uns vorgeht oder von uns beabsichtigt wird, (tout ce qui se passe et se projette chez nous), und daß wir, anstatt ihnen klugerweise unsere Schwachheiten zu verbergen, sie ihnen alle Morgen leidenschaftlich enthüllen, während im Gegentheile die byzantinische Politik im Dunkeln arbeitet und uns sorgfältig verbirgt, was man bei ihnen denkt, thut und fürchtet. Wir gehen im hellen Tageslichte vor, sie spielen verdecktes Spiel: die Parthie ist also nicht gleich. Die Unwissenheit, worin sie uns lassen, blendet uns; unsere Aufrichtigkeit klärt sie auf; wir sind schwach genug, um stets zu schwatzen, sie sind stark genug um zu schweigen: und das ist hauptsächlich der Grund ihrer Geschicklichkeit.“

(Pariser Ausgabe, Band II. Seite 200.)

Wassercur, bald meine Zweifel an derselben und an Prießnitzens Charakter und die Einsicht, daß eine bessere Diät unentbehrlich sei und sicherer zum Ziele führe, die Oberhand behielten. Nach jedem Gespräche mit Prießnitz war dieser Sieger: es ist schwer, dem mächtigen Einflusse dieses Redners ohne Worte zu widerstehen; wer irgend mit ihm in nähere Berührung kam, der wird diesen Einfluß gefühlt haben. Es ist der Einfluß einer überlegenen Klugheit, die Ueberlegenheit eines klugen Spielers, der seine Karte stets verdeckt hält, während alle Andern um ihn her die ihrigen offen auslegen, und der hin und wieder Einem auf Kosten eines Dritten einen geringen Vortheil zukommen läßt, damit sie ihm nicht Alle davon laufen. Er kennt die schwache Seite eines Jeden und benutzt sie. Ja, ja, es ist ein Gescheuter in Gräfenberg! —

Das Manöver mit dem Baron B......t gelang ihm indessen nicht. Er hatte doch etwas zu viel auf das Spiel gesetzt, indem er ihn für geisteskrank erklärte. Klüger war es dieses Mal, er riskirte einen Theil seiner Sache und seiner Ansichten, als seinen eigenen Charakter, der durch die Lüge über Baron B......t in ein schlechtes Licht gestellt wurde. Das Licht und die Wahrheit brechen sich Bahn, man mag ihnen die Zugänge auch noch so fest verschließen.

Der Tag war schön und stimmte uns äußerst heiter. Den Weg verkürzten allerhand Neckereien zwischen den beiden Aerzten und uns Hydropathen, die wir das System unseres Meisters wacker gegen Schrott und Galen vertheidigten. Ich gab zwar zu, daß eine bessere Diät bei Wassercuren unerläßlich sei und oft genug zu Herstellung von Krankheiten allein hinreiche; aber daß in den meisten Fällen Douche und Bäder entbehrt werden könnten, bestritt ich eben so lebhaft, als Das, was man zum Nachtheile der Prießnitzischen Methode auf das Tapet brachte.

Die vielen glücklichen Curen, die man mir von Schrott erzählte, dienten wohl zu Bekräftigung meiner Ansichten über Diät und milden Gebrauch des Wassers, keinesweges aber dazu, mein Vorurtheil gegen den Lindewieser Naturarzt zu beseitigen und den Eindruck zu verwischen, den Prießnitzens Urtheil über ihn auf mich gemacht hatte.

Während wir so stritten, sah ich von fern ein Paar Männer im Felde, von denen mir der hinkende Gang des Einen bekannt vorkom. Als wir uns ihnen näherten, erkannte ich den Baron B......t. Erfreut rief ich ihn laut bei seinem Namen, wir eilten auf einander zu, begrüßten uns herzlich und theilten uns gegenseitig mit, wie es uns in den drei Jahren, die wir uns nicht gesehen, gegangen war. Diese Mittheilungen führten zu einem Examen über die Schrott'sche Methode, das ich sehr vorsichtig begann, obschon die Aeußerungen meines Freundes über seinen Zustand und seine Mittheilungen aus den letzten drei Jahren von einer vollkommenen Klarheit seiner Ideen zeigten. Dieses Examen endigte sich zum großen Vortheile Schrotts, wenn ich nicht annehmen wollte, daß der Baron eine so logische Geisteskrankheit habe, daß die gesunde Vernunft mit ihr nicht fortzukommen vermöchte. Es giebt Momente, wo man einem Verrückten gegenüber nicht recht weiß, ob man selbst oder der Andere der Verrückte ist. So ging es mir in diesem Augenblicke: ich konnte nicht gleich daran glauben, daß Prießnitz einer intrikaten Lüge und Verläumdung fähig sei, und doch war in den Reden B......t's auch keine Spur von Geistesverwirrung oder auch nur Gedächtnißschwäche zu erkennen. Er sprach ganz mit der früheren Klarheit und Präcision, und, was das Schlimmste war, sein Begleiter, ein Theolog, der auf längere Zeit und zu wiederholten Malen in Gräfenberg gewesen war und den ich durch einen eigenthümlichen

Vorfall kannte*), bestätigte Wort für Wort die Mittheilungen des Barons und erschütterte dadurch meinen Glauben an Prießnitzens Wahrhaftigkeit doch. Man schilderte mir Schrott als einen recht braven verständigen Mann, der seine Freude darin suche, Anderen zu helfen, ohne seinen Vortheil stets im Auge zu haben, der namentlich eine Menge Arme behandle, von denen er nichts bekäme, und von dessen Methode ein Arzt aus Kommotau, der eben die Cur bei ihm gebrauchte, uns ein besseres Zeugniß geben könnte, als das in Gräfenberg darüber gefällte Urtheil.

Ich erlaube mir, meinen Besuch bei Schrott mit denselben Worten fortzuerzählen, mit welchen ich ihn kurz nachher für die vierte Auflage meines Buches niederschrieb.

„Die Zeit drängte und wir verließen unsere Schrottianer, um uns zu ihrem Meister zu begeben, den ich kennen zu lernen kaum den Augenblick erwarten konnte. Baron B......t hatte mir gesagt, daß seine Cur bei Schrott reißende Fortschritte gemacht habe und er täglich schon 4 bis 5 Meilen zu Fuß zu machen im Stande sei. In mir entstand eine Gährung, die mich bald an Prießnitz, bald an den erhaltenen Nachrichten zweifeln ließ. Der Umstand, daß Prießnitz auch meine Krankheit nicht ganz richtig behandelt hatte und ich erst durch einen alten erfahrenen Arzt, durch Lectüre, durch eigenes Nachdenken und die Erfahrung auf ihre Quelle aufmerksam gemacht worden war; daß ich durch die zwei Jahre

*) Er war einmal durch übermäßiges Wassertrinken in Starrkrampf verfallen und hatte mehr der unermüdlichen Ausdauer des anwesenden Dr. Harder aus Petersburg als Prießnitzen seine Rettung vom Tode zu verdanken. — Ich habe seine Geschichte in der dritten Auflage meines „Gräfenberg“ und in der Hydrotherapie unter „Starrkrampf“ mitgetheilt.

lang fortgesetzte, starke Cur und die dabei beobachtete unpassende Diät meine Verdauungsorgane sehr geschwächt hatte und eine auffallende vortheilhafte Veränderung fast mit dem Tage eingetreten war, an dem ich eine geringere Kost eingeführt; und daß ich diese Erfahrung später an einigen meiner Kranken gemacht, sprach zu Gunsten Schrott's; das blühende Aussehen der Gräfenberger Gäste und die eingefallenen Lazarethgesichter der beiden Schrott'schen Kranken sprachen für Prießnitzens Methode. Mein Glaube an den Letzteren wurde wieder belebt, als wir, bei Schrott's Wohnung angekommen, zwei andere seiner Kranken trafen, deren hohle Augen und gelbe eingefallene Wangen mich immer wieder an Apotheke und Hospital erinnerten, und die Kranken auf unser Befragen eine viel unsichrere Antwort gaben, als die meisten Gräfenberger Gäste, welche ihre Herstellung gemeiniglich schon in den ersten acht Tagen mit Sicherheit vorausbestimmen.

In dem kleinen hölzernen, aber netten und reinlichen Bauernhause selbst fanden wir ein Mädchen von 22 Jahren, Magdalene Bartsch, deren zerfetztes Gesicht und eine kleine feuchte Stelle an der Nase, welche sie noch mit einem erlenen Blatte bedeckt hatte, von skrophulösen Leiden zeugte. Auf unser Befragen erzählte sie uns, daß sie vor zwei Jahren mit zwanzig offenen Wunden an allen Theilen des Körpers und mehreren geschwollenen und verhärteten Drüsen am Kniegelenk und Halse zu Schrott gekommen sei. Sie hatte das Leiden 10 Jahre gehabt und Nase, Augen und mehre Theile des Körpers waren ganz entstellt gewesen. Ihre Regeln waren gar nicht eingetreetn. Das eine Auge war fast erblindet und das andere sehr trübe gewesen. — Als wir sie sahen, waren alle Wunden heil und, so viel wir sehen konnten und es bei diesem Uebel möglich war, sehr gut vernarbt,

bis auf die erwähnte feuchte Stelle an der Nase, welche wir jedoch bei einem späteren Besuche auch trocken fanden. Das eine Auge war ganz hell und klar, das andere hatte eine trübe Stelle. Ihre Regeln hatten sich noch nicht gefunden und ihr Unterleib war etwas hart anzufühlen. Sie hatte 120 Mal hinter einander täglich 3 Stunden in nassen Tüchern geschwitzt (ein Verfahren, was Schrott wahrscheinlich von Prießnitz entlehnt hatte, obgleich er bei unserem späteren Befragen selbst darauf gekommen sein wollte), ohne darauf zu baden oder sich nur abzuwaschen. Als die Natur keinen Schweiß mehr hergeben wollte oder vielmehr die Haut durch das unmäßige Schwitzen so geschwächt war, daß sie einer Erholung bedurfte, so wurde vier Wochen mit dem Schwitzen ausgesetzt und dann in Zwischenräumen, wenn die Kranke Hitze hatte oder Schmerz empfand, wieder geschwitzt. Ihre Kost bestand 11 Wochen lang in einer Suppe von Gries und Semmel, später durfte sie etwas Fleischbrühe und dann selbst Fleisch essen. Jetzt war ihr Alles mäßig zu essen erlaubt, nur kein Fett, keine Hülsenfrüchte und keine blähenden Dinge. — Obwohl bei einer solchen Zerstörung des Organismus ein eigentliches Wohlbefinden nicht möglich war, so klagte sie doch über Nichts mehr als über zeitweiliges Sausen in den Ohren und schien, nach Entfernung der erduldeten unendlichen Leiden, mit ihrem Schicksale sehr zufrieden. Ihre Erhaltung grenzt nach dem Urtheile meiner beiden ärztlichen Begleiter an das Wunderbare und bewies, wie viel eine strenge Diät bei einem die Säfte reinigenden und die Ernährungsorgane schonenden Verfahren vermag. — Ich habe einen Skrophulösen in Gräfenberg gekannt, welcher auch zwei Jahre dort war und sehr wenig Fortschritte gemacht hatte, obgleich er ziemlich mäßig lebte, die Cur streng gebrauchte und bei Weitem

nicht so krank war, als die Schrott'sche Kranke gewesen. — Ich fragte sie nach ihren Familienverhältnissen und wie es ihr möglich geworden, eine so lange Cur zu gebrauchen, worauf sie erwiderte, daß sie zwar von ihrem Bruder von Zeit zu Zeit eine kleine Unterstützung erhalten, daß diese aber bei Weitem zu ihrem Unterhalte nicht hingereicht habe. „Der größte Wohlthäter", fügte sie mit thränenden Augen hinzu, „ist halt der hier im Hause (Schrott); dem wird es Gott einmal vergelten müssen, sonst kann es Niemand thun; er hat mich ernährt und gepflegt, wie seine Tochter."

Es ist kaum nöthig zu erwähnen, daß dieser Zug allein mich für den in Gräfenberg so sehr verkannten Schrott einnahm und ich mich nun mit einem ganz anderen Interesse nach seiner Methode und seinen Angelegenheiten erkundigte, als ich es vorher zu thun gedacht. — Zum Unglück fanden wir ihn selbst nicht zu Hause: er war zu einem Kranken gerufen worden, der, wenn ich nicht irre, einen Arm oder ein Bein gebrochen hatte. Da wir uns nicht lange aufhalten konnten, um vor Nachts in Gräfenberg wieder einzutreffen, so hatten wir nur noch Gelegenheit, einen Mann kennen zu lernen, dessen in Folge früherer Syphilis und Mercurialbehandlung ganz mit Geschwüren bedeckter Unterschenkel, an dem seit 5 Jahren die Kunst der Aerzte zu Schanden geworden, in 5 Wochen fast ganz zugeheilt war. Er hatte ein ähnliches Verfahren gebraucht und hoffte in 13 Tagen nach Hause zurückzukehren. Außer ihm befragten wir noch eine skrophulöse Blinde, welche in 3 Wochen sehend geworden, und einen mit einem Flechtenausschlag behafteten Mann, der in Folge des Schwitzens brennende Blasen auf der Haut bekommen hatte und eine nicht undeutliche Besserung seines Uebels bemerken wollte. Die Kranken waren zum Theil so arm, daß wir eine

kleine Geldsumme zusammenschossen, um sie unter ihnen zu vertheilen. Möchten doch manchmal wohlhabende Curgäste aus Freiwaldau und Gräfenberg die armen Lindewieser Kranken besuchen und sie mit einer kleinen Spende unterstützen. Die Erfahrungen, welche sie bei ihnen über Diät einsammeln können, werden ihnen ihre kleinen Opfer hundertfach ersetzen und sie ihren Weg nicht bereuen lassen. Trage ich aber, wie ich hoffe, durch die einfache und wörtlich wahre Erzählung dieses meines ersten Besuches bei Schrott zu Einführung einer bessern Diät in Wasserheilanstalten und zur Linderung der Leiden einiger Schrott'scher Kranken, welche Alle zu unterstützen der uneigennützige Schrott die Mittel nicht hat, Etwas bei, so bin ich für den Zorn einiger Ultra's auf dem Gräfenberge ob meiner gut gemeinten Mittheilung vollkommen entschädigt.

Bei einem zweiten und dritten Besuche trafen wir Schrott selbst und machten zugleich die Bekanntschaft mehrerer seiner Kranken, unter denen sich der obenerwähnte Kommotauer Arzt ebenfalls befand. Dieser letzte gab uns mit vieler Gefälligkeit alle Aufschlüsse über das Verfahren und beurtheilte es, da er auch einige Zeit auf dem Gräfenberge zugebracht hatte, vorurtheilsfrei und verständig. Schrott selbst, ein langer hagerer Mann, von angenehmer Gesichtsbildung und etwa 40 Jahre alt, war sehr freundlich gegen uns und antwortete bereitwillig auf alle unsere Fragen. Er erzählte uns, daß er auf seine Methode durch einen reisenden Handwerksburschen gekommen sei, den er einst auf seinem Wagen eine Strecke mitgenommen und der ihm gerathen habe, seine gichtisch geschwollenen Kniegelenke mit frischem Wasser täglich einige Mal zu waschen und zwar mit einem Läppchen, in welches er ein mit seinem Blute beflecktes Hölzchen zu wickeln hätte. Das Waschen half, der Lappen verfaulte und Schrott nahm nun einen andern Lappen

ohne Hölzchen, was bei ihm und Anderen dieselben Dienste that. Durch das Anrathen seines Mittels hatte er einen gewissen Ruf bekommen und, so wie Prießnitz, eine oberflächliche Idee von verschiedenen Krankheiten sich angeeignet, welche ihm bei seinen Verordnungen von Nutzen war. Ein guter Kopf und practische Lebensklugheit hatten ihm gelehrt, daß die Leute sich besser halten und eine Cur besser brauchen, wenn sie sie nicht verstehen und etwas Ungewöhnliches, ihnen Unbegreifliches dabei vorkommt. Er magnetisirte also das Wasser, welches er zu seinen Waschungen und zum Trinken benutzen ließ, fügte späterhin das Schwitzen in nassen Tüchern hinzu, wie ich es später beschreiben werde; setzte jedoch, und zwar mit Recht, einen vorzüglichen Werth auf eine strenge Diät, die bei ihm in der ersten Zeit der Cur in der oben erwähnten Roggenmehlsuppe besteht. Diese strenge Diät verhindert zugleich die auf dem Gräfenberge vorkommenden und gefährlichen Krisen, denen selbst der gewandte Prießnitz nicht immer gewachsen ist, und hebt die Verstimmung der Unterleibsorgane. Von kalten Waschungen nach dem Schwitzen wollte er jedoch Nichts wissen. Er meinte, die Kälte triebe den Krankheitsstoff wieder zurück und es stehe Niemand dafür, daß nicht beim Eintritte in ein kaltes Bad den Kranken der Schlag rühre. Auf meine Bemerkung, daß die Haut der Kranken durch das fortwährende Schwitzen so geschwächt werde, daß ein Stärkungsmittel derselben unumgänglich nöthig erscheine, meinte er, er erlaube seinen Kranken, sich kalt zu waschen, aber nur nicht gleich nach dem Schweiße. Sie müßten sich erst nach und nach abkühlen und könnten auch, ohne Gefahr, sich zu erkälten, an die freie Luft gehen, da die karge Kost keine schlechten Stoffe im Körper aufkommen ließe. Das Schwitzen in nassen Tüchern habe er deswegen anstatt des in bloßen wollenen Kotzen ein=

geführt, weil es weniger aufrege und die Haut weniger leide. Anfangs lasse er nur dünsten und suche durch Entziehung der Nahrung die Reizbarkeit des Körpers herabzustimmen. Namentlich thue er dies bei vollblütigen Subjecten, denen das Blut beim Bücken in das Gesicht schieße. Wasser trinken lasse er übrigens so viel, als Jedem gut dünke, nie aber im Uebermaße, was bei einer so kargen Kost — etwa anderthalb Kannen oder dreiviertel Maaß Mehlsuppe täglich, in drei Portionen getheilt — sehr vernünftig ist. Die Douche scheine ihm gar zu barbarisch und auch unnöthig. Er habe selbst Gelegenheit auf seinem Grundstücke, eine starke Douche anzulegen, werde aber, so lange er Schrott heiße, sich nie dazu entschließen.

Er zeigte mir eine Verordnung, nach welcher ihm kürzlich untersagt worden, ferner seine Curen auszuüben, und ihm geboten wurde, bis Ende October seine sämtlichen Kranken zu entlassen, da es wegen Entfernung von der Stadt nicht möglich sei, sein Institut gehörig zu beaufsichtigen. Er versicherte mir, daß er sehr gern mit Curiren aufhören wollte, daß ihn aber die Leute nicht in Ruhe ließen und bei dem Bewußtsein, ihnen helfen zu können, es eine wahre Höllenqual für ihn sei, sich immer so bedrängt zu sehen und die armen kranken Menschen wieder fortschicken zu müssen. Es könne ihm Niemand vorwerfen, auch nur Einen falsch curirt zu haben; im Gegentheil sei die ganze Nachbarschaft Zeuge, daß alle Jahre eine große Anzahl elender Menschen ihn geheilt verlassen und er bei einer einzigen Ruhrepidemie 42 Kranke in wenigen Tagen hergestellt habe, was wir ihm sämtlich gern glaubten, da wir den Nutzen der Schwitzcuren bei ähnlichen Unterleibskrankheiten selbst an uns erfahren hatten, und seine Diät ganz geeignet ist, dieselbe kräftig zu unterstützen.

Ich sagte ihm, daß man ihm vorwerfe, Branntweintrinker zu sein, und machte ihn dabei auf das manchmalige Zittern seiner Hände aufmerksam. Hierauf antwortete er, daß er allerdings von früherer Zeit, als ehemaliger Soldat, gewohnt sei, ein Glas Schnaps zu trinken, daß ihn aber gewiß Niemand betrunken gesehen habe und das Zittern noch von einer Lungenentzündung herrühre, von der er eben erst genesen sei. — Beides wurde mir von mehreren seiner Gäste bestätigt, und auf jeden Fall war das Gerücht über seine Trunkenheit, welches uns in Gräfenberg zu Ohren gekommen war, übertrieben, da er alle unsere Fragen auf eine klare, verständige und einfache Weise beantwortete und eine Reinheit des Bewußtseins aus seinem ganzen Wesen sprach, die man bei einem Branntweintrinker von Profession nicht findet.

Mit großer Gefälligkeit stellte er uns mehrere seiner Kranken vor, welche sämtlich mit Liebe an ihm zu hängen schienen und mit den gemachten Vorschriften sehr zufrieden waren.

Einer der merkwürdigsten war ein junger Mensch von Altvogelseifen, ein Wagner von Profession, Namens Vincenz Olbrich, welcher seit 6 Jahren Knochenfraß an dem Fersenbeine hatte, von welchem schon ein Theil abgestoßen worden war. Alle Mittel, die er angewendet, hatten Nichts geholfen. Hier befand er sich seit zwei Monaten und der Fraß war in der besten Heilung begriffen. Dieser war nächst den beiden oben genannten Fällen die interessanteste und auffallendste Erscheinung. Herr Dr. Baumbach meinte, daß er in 14 Tagen geheilt sein würde, was Schrott bestätigte und bei dem Zustande der Wunde leicht zu glauben war.

G i c h t k r a n k e fanden wir mehrere, die sämtlich mit ihrer Cur zufrieden waren; unter andern einen Fall mit Kopfgicht, die in einem Monate geheilt war. — Ein H y p o c h o n d r i s t

mit äußerster Nervenschwäche fühlte binnen drei Wochen bedeutende Besserung des Magens und Abnahme des Schwindels und der Nervenreizbarkeit. — Eine Müllerin holte ihren Knappen ab, welcher in fünf Wochen von der Gicht vollkommen geheilt worden war. Sie selbst war zwei Jahre früher in sieben Wochen von laufender Gicht durch Schrott radical curirt worden und hatte seitdem keinen Anfall wieder gehabt. — Ein variköses Geschwür (Hämorrhoidalgeschwür) am Unterschenkel wurde binnen 5 Wochen und eine große Flechte binnen 14 Tagen geheilt. — Außerdem fanden wir noch in der Cur ein Paar Fälle mit schwarzem Staar aus Unterleibsleiden und durch die Congestion der Pupille, mit welchen es besser ging; ferner eine skrophulöse Augenentzündung neben noch bestehender Drüsengeschwulst; Hypertrophie der Mandeln und Mangel des Zäpfchens nebst Anlage zu Angina (Halsentzündung); Gelenkgeschwulst mit Ankylose (Steifigkeit) und mehrere andere Fälle, welche ich bei einem späteren Besuche zu notiren mir vornahm, der aber wegen eingetretener übler Witterung und einer unvermutheten Veranlassung zur Abreise nicht statt fand.

Siebzehntes Capitel.

Inhalt. Fortsetzung der Beobachtungen der Schrottschen Cur. — Beispiele. — Schrott's Charakter. — Schriften über Schrott. — Rückkehr nach Gräfenberg. — Veränderung in mir. — Graf P......i. — Bon mot des Obersten G......s. — Wallfahrten zu Schrott. — Gährung. — Ein Schrottscher Curgast! — Die Vorwürfe und Klagen über Nachlässigkeit Prießnitzens, Kost, getäuschte Erwartungen u. s. w. nehmen zu. — Madam Prießnitz verspricht einige Abänderung. — Prießnitz verweigert eine Conferenz mit mir und widersetzt sich den Zugeständnissen seiner Frau. — Erste Erklärung von meiner Seite. — Prießnitzens Antwort. — Er sinnt auf Mittel, mich zu entfernen. — Meine Geständnisse. — Ermahnungen zu besserer Diät. — Verschiedener Erfolg. — Beispiel. — Prießnitz spionirt. — Kirmeß. — Die fürstliche Tafel: „Prießnitz schneidet Complimente!“— Consultationen: Deutsche und Polen. — Prießnitzens Böcke: General D...a. — Ein unglücklicher Todesfall durch eine unzweckmäßige Wassercur herbeigeführt. — Prießnitzens Gleichgültigkeit dabei. — Die lauen Bäder sollen ein Geschwür im Innern erzeugt und so den Tod der Kranken veranlaßt haben. — Uebler Eindruck, welchen dieser Fall auf die Kranken macht. — Folgen desselben. — Aehnliche Fälle aufgewärmt: Auditeur Br — sch. Frau Dr. Rupprecht. Gräfin Potocka. Widerspruch Prießnitzens gegen sich selbst. — Weiß. — Lakonischer Brief Prießnitzens. — Der Drechsler Kober. — Seine Dankbarkeit. — Prießnitzens Undank gegen Alle, welche zu seinem Gedeihen beigetragen. — Serviettenringpoesie. — Die Katastrophe des großen Hauses. —

Ich hatte Gelegenheit, meine angefangenen Beobachtungen des Schrottschen Verfahrens im nächsten Jahre 1840 fortzusetzen

und fand noch mehrere interessante Fälle, die nicht blos Stoff zum Nachdenken, sondern auch Beweise gaben, daß mancher Kranke auf dem Gräfenberge ungeheilt bleiben würde, den Schrott in weit kürzerer Zeit vollkommen herzustellen im Stande sei. Ich sah einen skrophulösen Knochenfraß bei einem Burschen von sechszehn Jahren nach fünf Monaten vollständig geheilt und die Narben sehr gut verwachsen. Der Kranke war im Begriff, seinen Retter zu verlassen und sah so gesund und kräftig aus, daß er nicht an eine lange Zeit fortgesetzte karge Diät erinnerte. Sein Fleisch war fest und kernig und alle seine Bewegungen zeigten von Kraft und Wohlbefinden.

Unter mehreren Fällen, die ich beobachtete, fiel mir am meisten ein junger Steinbrecher auf, der acht Tage zuvor sich beim Schießen des Gesteins die Hand zerschmettert hatte. Zwei Finger fehlten ganz und durch die hohle Hand ging eine tiefe Furche, in welcher Pulver und Steine lagen. Trotz der Verstümmelung und der Anwesenheit fremder Körper in der Wunde fand weder Blutung noch Eiterung Statt. Der Kranke hatte kein Fieber und kam täglich eine Stunde weit zu Fuße her, um sich von Schrott verbinden zu lassen, was blos mit einem an der Quelle vor Schrotts Hause stark angefeuchteten Lappen geschah. Bei dem Wegnehmen des alten Verbandes wurde von selbst eine Menge Schießpulver, Sand rc. entfernt. Der Kranke blieb während des Verbindens bei der Quelle stehen und kehrte, ohne sich niedergesetzt zu haben, wieder zu Fuße nach Hause zurück. — Obschon mir das frische Aussehen und die theilweise vor sich gehende Heilung der Wunden durch die Wirkung der kalten Umschläge, die sehr naß und vielfach aufgelegt wurden, ziemlich erklärlich war, so erschien es mir doch merkwürdig. Am meisten aber fiel mir der Umstand auf, daß keine der verletzten Adern blutete. Der Kranke sagte mir auf mein Befra-

gen, daß die Blutung sofort aufgehört, als Schrott die Hand angefaßt habe, und Schrott gestand mir nach einigem Zögern zu, daß er durch die ihm eigene magnetische Kraft jede Art von Blutung schnell stille, eine Erscheinung, die bei Magnetiseurs häufig vorkommt und von welcher ein in meiner Gesellschaft zu Schrott gegangener Arzt, Dr. N. aus B., mir mehrere Beispiele an Ort und Stelle erzählte.

Baron V.......t, einer der Schrottschen Kranken, dessen interessante Bekanntschaft ich dort machte, bestätigte was Letzterer mir über seinen Magnetismus gesagt hatte, und erzählte mir unter Anderem, daß es eine Lust sei zu sehen, wie schnell Schrott kranke Pferde curire, besonders wenn sie am Koller litten. „I hob oft gewünscht, I wär ä Pferd, um mich vom Schrott curiren z' lassen" setzte der wackere Ungar hinzu, dem als Cavallerie-Offizier das Wohl dieser schönen Thiere nahe liegen mußte. Er lobte Schrott als einen ausgezeichnet guten Menschen und stellte, da er selbst mehrere Monate bei Prießnitz gewesen war, Vergleichungen an, die für Letzteren eben nicht vortheilhaft ausfielen. Schrotts Wohlthätigkeit gegen Arme und dessen Dienstfertigkeit gegen alle seine Nachbaren konnte er nicht genug rühmen; auch würden sich, wie er versicherte, die Bauern in Lindewiese eher todt schlagen lassen, als zugeben, daß dem Schrott ein Leides geschähe.

Ueber Schrott's Eigenheiten sprachen wir lange. Fast Alles, was ich hörte, gereichte ihm zum Lobe. „Er ißt so viel, sagte V.......t, daß ein Canarienvogel Hungers dabei crepiren würd'" und ist dabei gesund und munter wie ein „arabisch Roß." — Man brachte eben eine ungeheure Menge Kuchen aus dem Backofen, welche in Schrotts Zimmer getragen und da überall auf Tischen, Bänken und Stühlen ausgestellt wurden. „Aber was macht denn Schrott mit den vielen Kuchen, wenn

er so wenig ißt?" fragte ich. „„Die giebt er alle den Armen, welche die Feiertage regelmäßig zu ihm kommen"" berichtete B.......t. Es war der Tag vor dem Pfingstfeste.

Schrott's Wohlthätigkeit kann nach allem Dem, was ich über ihn von seinen Kranken, den Leuten im Dorfe und mehreren Bewohnern Freiwaldaus gehört habe, nicht in Zweifel gezogen werden. Eben so wenig können eine große Menge sehr schnell und glücklich von ihm vollbrachte Curen geläugnet werden. Alles freilich kann er auch nicht heilen und irren mag er sich so gut wie jeder Andere, trotz einer nun fünf und zwanzigjährigen Praxis. Seine Methode mag bei manchem Kranken eben so wenig anwendbar sein, als die des Prießnitz, und es mag eben so gut angehen, Jemanden todt hungern und schwitzen zu lassen, als ihn todt zu douchen; allein eine große Berücksichtigung verdient sein Verfahren auf jeden Fall, und ist schon der Mühe werth, daß ein Arzt, der nicht ganz und gar in seine Collegienhefte verliebt ist, dasselbe an Ort und Stelle studirt, wenn anders seine Verhältnisse es gestatten. Es giebt in den Sudeten gar Mancherlei zu lernen.

Mehrere Aerzte haben Schrott seitdem besucht und Einer von ihnen hat auch eine kleine Schrift über dessen Verfahren herausgegeben, welche dasselbe vorurtheilsfrei würdigt. Ich rathe denjenigen unter meinen Lesern, welche sich für die Sache interessiren, sie zu lesen. Ihr Titel ist: „Johann Schrott im Gegensatz zu Vinzenz Prießnitz, dargestellt von Dr. Franz Bikking. Erfurt: Friedrich Wilhelm Otto. 1842. — Auch im Wasserfreunde von 1842 steht eine langer und interessanter Artikel über die Schrottsche Curmethode, eingesandt von einem dänischen Regierungsbeamten, welcher längere Zeit in Gräfenberg und Lindewiese sich aufgehalten hatte.

Die Frau Bürgermeisterin in Freiwaldau, mit der ich im

Jahre 1840 über Schrott sprach, erzählte mir, daß derselbe kurz vorher einem Fuhrmann einen Armbruch in drei Wochen vollkommen curirt habe. Auch habe ich mehrere Briefe von Kranken, deren Bekanntschaft ich bei ihm machte, welche mir sämtlich ihre Herstellung anzeigten. Zur Steuer der Wahrheit muß ich bemerken, daß Baron B.......t nicht darunter war, so wie daß die oben erwähnte Magdalene Bartsch im Jahre 1840 in Folge veränderter Diät bei ihren Verwandten genöthigt gewesen war, zu Schrott zurückzukehren, um sich noch eine Zeit lang der Cur zu unterwerfen. — Eine Menge Zeugnisse, von denen ich einige in meiner Hydrotherapie habe abdrucken lassen, bestätigen übrigens die Wichtigkeit seines Verfahrens. Es sind einige Namen darunter, welche schon Glauben verdienen.

Schrott hatte im Jahre 1840 die Erlaubniß erhalten, seine Anstalt fortbestehen zu lassen, und ich schmeichle mir durch meinen theilweise oben abgedruckten Bericht zu dieser vortheilhaften Aenderung in den Beschlüssen der Behörden beigetragen zu haben. Demungeachtet fand ich ihn leidend und niedergeschlagen: er hatte das Unglück gehabt ein Paar Kranke, die vom Gräfenberge schon halbtodt zu ihm gekommen waren — und die Prießnitz unter solchen Umständen weislich nicht angenommen haben würde — durch den Tod zu verlieren. Dieses und die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit Allen zu helfen, Alle zu unterstützen, die zu ihm kamen, drückte ihn eben so sehr nieder, als das Gerücht von den boshaften Verleumdungen, welche durch Prießnitzens Anhänger über ihn verbreitet wurden und welche durch jene Todesfälle neue Nahrung bekamen, obgleich man nicht nöthig hatte, den Gräfenberg zu verlassen, um über mehrere auf Prießnitzens Geschicklichkeit nicht eben ein glänzendes Licht werfende ähnliche Ereignisse zu urtheilen.

Schrott hat gewiß ein sehr gutes Herz: er leidet mit den Leidenden. Er hat viele schätzenswerthe Erfahrungen und viel gesunden Verstand; aber er ist nicht so pfiffig wie Prießnitz und besitzt nicht die Weisheit zu schweigen. Sein Charakter ist gut und wahr, und läßt er sich ja einmal auf einer Schwäche in seinen Aeußerungen ertappen, so ist sie niemals der Art, daß einem Anderen damit geschadet würde, sondern es liegt ihr keine andere Absicht zu Grunde, als die, sich selbst in ein gutes Licht zu stellen. Er hat sich niemals, wenn ich mich mit ihm unterhielt, auf eine gehässige Weise über Prießnitz ausgesprochen, wie es dieser über ihn that, sondern stets nur tiefen Kummer über die vom Gräfenberge aus gegen ihn erregten Verfolgungen gezeigt. Ich halte seine Absichten für rein und gut: würden die Absichten belohnt und nicht der Erfolg, so möchten die beiden Männer jeder an einem anderen Platze stehen. — Schrott vernachlässigt nicht die ärmeren Kranken, um den Vornehmen den Hof täglich ein Paar Mal zu machen, wie es Prießnitz thut: es ist ihm Jeder gleich lieb. Dafür hängen sie aber auch Alle mit gleicher Liebe an ihm, und bleibt er bei all seiner Mühe, bei allen Quälereien seines Gefühls auch äußerlich arm — denn die Wohlhabenden mögen von seiner Diät Nichts wissen — so muß er doch reich sein an dem Bewußtsein, die Leiden vieler seiner Mitmenschen gelindert und geheilt zu haben und von Vielen in Dankbarkeit und Liebe verehrt zu werden. Auch möge ihn die Gewißheit trösten, daß es hienieden nun einmal nichts Vollkommenes giebt und daß auch die Reichthümer und die Denkmäler eines Prießnitz kein dauerndes Glück begründen.

Spät am Abende kamen wir von unserer Excursion nach Lindewiese zurück. Mit welchen Gefühlen ich den Gräfenberg betrat, ist kaum nöthig zu schildern. Es war mir unmöglich

diesen Abend mit Prießnitz zu sprechen, so sehr war ich aufgeregt, und absichtlich hielten wir uns im Dorfe noch einige Zeit auf, um ihn nicht mehr im Saale zu finden, wenn wir hinkämen. Eine Veranlassung zu diesem Aufenthalte gab der Graf P......i, der von unserem Gange zu Schrott gehört hatte und mich um das Ergebniß desselben befragte. Ich eröffnete ihm ohne Rückhalt, was in mir vorging und hörte, daß auch er zu der großen Zahl Derer gehörte, die auf dem Gräfenberge nicht Alles mehr für Gold hielten was glänzt. Es war ein respectabler schon etwas bejahrter Herr, dessen ruhige und gemessene Sprache ein reifes Urtheil verrieth, und dieses Urtheil war ein für Prießnitz ziemlich ungünstiges. Er berichtete mir Manches über mißlungene Curen, bei denen die Fehler auch dem Laien ins Auge fallen mußten, schilderte mir die Nachlässigkeit Prießnitzens gegen Alle, die nicht reichlich zu zahlen vermöchten, seine Habsucht und seine Schroffheit bei der geringsten Einwendung, die man sich erlaube. Er selbst war von Prießnitz einmal „sehr grob" behandelt worden.

Der russische Oberst G......s kam dazu und sagte: „Wir sind Alle, so wie wir da sind, gleich den Schulknaben: Wir fürchten uns vor ihm, wie vor dem Teufel, und Keiner getraut sich ihn anzureden, wenn er nur ein finsteres Gesicht macht." — Diese Worte enthielten eine schlagende Wahrheit: man konnte keine bessere Vergleichung geben. Der Gräfenberg gleicht wirklich einer großen Pensionsanstalt, in welcher Alles sich um den furchtbaren Pädagogen dreht und Jeder, der sich ihm naht, nach den Händen sieht, ob nicht ein Ausklopfestock unter dem Aermel hervorguckt, der den Fingern des Bittenden Gefahr droht. Alles brummt und räsonnirt, außer den bevorzugten Lieblingen; tritt aber der Schulmonarch herein und sendet seine durchdringenden, forschenden Blicke durch den Haufen, so muckt Keiner und thut

ohne zu murren, was ihm geheißen, froh wenn er nur nicht fortgeschickt wird.

Der Oberste hatte Recht; das sah ich mit jedem Tage mehr ein, den ich länger dablieb; denn immer besser öffneten sich mir die Augen. — Mein Besuch bei Schrott hatte Aufsehen gemacht und noch mehr Aufsehen machte es, als ich denselben wiederholte und Alles, was ich bei ihm sah, offenherzig und ohne Furcht vor Prießnitz erzählte. Man sammelte sich um mich, hörte mich begierig an und — verabredete Parthieen zu Schrott. Die Meisten kamen befriedigt zurück und beschlossen, fortan eine bessere Diät zu beobachten. Madam Prießnitz verlor mehrere Kostgänger aus dem Dorfe, die sich mit Mehlsuppe nähren wollten und sich diese in ihren Wohnungen bereiten ließen. Von mehreren Seiten wurden Angriffe auf die Beköstigung gemacht, und es entstand eine Gährung, die selbst mir unwillkommen war, weil sie für meine Absichten zu zeitig kam. Ich war freilich daran Schuld, weil ich zu zeitig gesprochen; indessen war es auch nicht gleichgültig, ob noch ein Dutzend Kranke mehr zu Grunde gerichtet wurden oder nicht. Ich hatte mich gedrungen gefühlt zu sprechen, und überhaupt ist es mein Fehler, Das nicht verbergen zu können, was in mir vorgeht. — Meine Absicht war gewesen, längere Zeit dazubleiben, vielleicht den Winter hindurch mich in Freiwaldau einzumiethen und nach und nach Herrn und Madam Prießnitz zu kleinen Verbesserungen zu bereden, was im Winter bei einer geringeren Anzahl von Curgästen leichter war, als im Sommer und Herbst. Jetzt mußte ich eilen, um mit Prießnitz zu sprechen, der seit meinem Besuche bei Schrott mir auszuweichen schien; denn schon begannen die beiden Parteien in der Gesellschaft sich deutlicher in Ungläubige und Gläubige zu unterscheiden und lauter und lauter sprach man gegen oder für die Aechtheit des Propheten.

Die Gläubigen setzten mir gewaltig zu und da sie der durch eigne Anschauung eines Theils der Curgäste bestätigten Wahrhaftigkeit meiner Mittheilungen Nichts entgegen setzen konnten, so nahmen sie zu Spott und Neckereien ihre Zuflucht. Ein junger katholischer Geistlicher, welcher ein eminentes Talent für die bildenden Künste hatte und der damals an einer recht hübschen Ansicht des Gräfenberges zeichnete, brachte mir eines Abends auf einem Hölzchen steckend das aus Brotkrume geformte ausgehungerte Haupt eines Schrottschen Curgastes. Das Gebild war meisterhaft gemacht, und die braune Farbe des unausgebacknen Gräfenberger Brotes, das sich wie Thon dem Hölzchen hatte ankleben lassen, erhöhte den Eindruck, den die eingefallenen Wangen, die tief liegenden Augen und die hervorstehenden Backenknochen und Marillen erzeugten. Alles um mich her lachte. Ich lachte mit und bat mir das Haupt zum Andenken an seinen Verfertiger aus. — In Grätz haben es mir die Mäuse gefressen.

Ich nahm mir ernstlich vor mit Prießnitz zu sprechen, konnte aber seiner nie habhaft werden, und auf mein Befragen bei Tische oder bei seiner Frau wurde mir entweder zur Antwort, er habe keine Zeit oder er werde es mir sagen lassen, wenn er eine freie Stunde hätte.

Die Unzufriedenen wurden immer dringender. Man machte mir ernstlich Vorwürfe, daß ich durch meine Schrift eine Menge Menschen hergeschickt habe, die sich in ihren Erwartungen getäuscht sähen. Man beschwerte sich daß Prießnitz die fürstlichen Personen und Reichen, welche ihm das Geld reichlich zu strömen ließen, täglich zwei Mal besuche, während er sich bei Anderen monatlang nicht sehen lasse. Ein preußischer Artillerieoffizier, welcher mit seiner Schwester nicht weit von den Prießnitzischen Häusern im Dorfe wohnte, hatte ihn seit drei und einem halben

Monate nicht bei sich gesehen. Die Klagen über unhöfliche Behandlung von Seiten Böhms und der Frauenzimmer, ja Prießnitzens selbst, nahmen gar kein Ende. Die Kranken liefen mir auf allen Schritten nach, um sich Rath bei mir zu holen, weil sie den Prießnitz nicht zu sehen bekamen, bei Tische vor der ihn umgebenden Menge nicht zu ihm gelangen konnten oder sich fürchteten, ihn zu belästigen. Kurz Alles drängte mich, zu handeln, und ich drängte nun Madam Prießnitz, da mir ihr Mann nicht selbst Stand hielt.

Sie gab endlich meinen dringenden Vorstellungen Gehör und schien einzusehen, daß Einiges verbessert werden müsse. Ich beschwor sie, nicht auf ihre Schmeichler zu hören, sondern die Wahrheit zu beherzigen, wenn sie auch nicht so süß klänge. Ich sagte ihr, ich könne ja keine Interesse weiter bei der Sache haben, als das der Kranken und das Ihrige, wenn ich sie um Abstellung mehrerer Mißbräuche anginge und wünschte, auch mit ihrem Manne ein ernstes Wort über die Cur und Behandlung der Kranken zu reden; ich habe ja keinen Gewinn dabei, weder wenn die Zahl ihrer Gäste sich mehre, noch wenn sie sich verringere; ich sei stets Prießnitzens Freund gewesen und wünschte auch jetzt noch ihm zu nützen, obschon er mir Veranlassung zu Beschwerden gegeben; allein es handle sich hier nicht um Privatrücksichten, sondern um das Wohl von Tausenden, das ich Prießnitzen gegenüber zu vertreten hätte, sobald er selbst aufhöre dasselbe zu Herzen zu nehmen; man möge mich deswegen nicht falsch beurtheilen, ich erfülle blos meine Pflicht, die mir zu heilig wäre, als daß ich sie einem Einzelnen zu Liebe, und wenn er mein Bruder wäre, verletzen möchte, u. s. w. — Madam Prießnitz schien mich zu begreifen und gab mir zunächst das Versprechen, daß für Unterleibskranke ein besonderer Tisch eingerichtet werden solle. Sie begriff, daß der Vortheil an

ihrer Seite eben so gut war, als auf der der Kranken, da ein solcher Tisch ihr weniger kostete und dann die Kranken sich nicht mehr beschweren durften, daß sie Schweinefleisch u. dgl. essen müßten, um sich zu sättigen. Im Uebrigen versprach sie mir, bei ihrem Manne zu thun, was sie könne, um ihn zu einer Conferenz mit mir zu bewegen.

Ich theilte im Saale dem unruhigen Theile der Gesellschaft diesen ersten Erfolg meiner Bemühungen mit. Er wurde mit Freuden aufgenommen und beruhigte die Gemüther, weil man sah, daß wenigstens ein guter Wille zu Verbesserungen da war. — Doch schon am zweiten Tage wurde bekannt, daß Prießnitz sich jeder Veränderung widersetze und seine Frau bitter getadelt habe, daß sie in meine Ansichten eingegangen sei. Es war mir unmöglich, ein zweites den Gegenstand erschöpfendes Gespräch mit Einem der Prießnitzischen Eheleute zu erhalten. Die Schmarotzer umlagerten die Küche und das Zimmer Prießnitzens so sehr, daß es schwer war sich hindurch zu drängen, und nach einigen mißlungenen Versuchen bekam ich es endlich satt, mich aufzudringen, und ließ die Sache ihren natürlichen Gang gehen, der im Verlauf, nach meiner Abreise, Prießnitzen dennoch bewog, einen Diättisch einzuführen, welcher freilich, großentheils aus schwerverdaulichen Dingen bestehend, seinem Zwecke nicht entsprach. — Es ist vorgekommen, daß man den Kranken am Diättische nur Knödel aufgetragen hat! —

Die Spannung zwischen Prießnitz und mir stieg, als ich ihm durch seine Frau und von M — y geradezu erklären ließ, ich hielt es für meine Pflicht, diejenigen Uebelstände in seiner Anstalt, welche der Gesundheit der Kranken Gefahr droheten, in der vierten Auflage meines Buches zu rügen, wenn er sich nicht zu ihrer Abstellung entschließen und zu dem Ende mir eine Unterredung über diesen Gegenstand gestatten wolle; ich könne

es nicht ruhig mit ansehen, daß Hunderte von kränklichen Personen, die auf meine Empfehlung nach Gräfenberg gekommen, wie ich das Restchen Gesundheit, das ihnen geblieben, dort lassen und für die Erlaubniß dazu noch schweres Geld bezahlen sollten; er müsse das eben so gut einsehen wie ich und es liege auf jeden Fall Habsucht und böser Wille zu Grunde, die ihn seinen Beruf ganz und gar verkennen und ihn die Wasserheilkunde als eine Kuh betrachten ließen, an der er nur immer melken könne. Ich fügte hinzu, daß trotz seines üblen Benehmens gegen mich, ich doch der Sache wegen stets sein Freund sein und bleiben würde, wenn er mich nicht dazu zwänge, mich gegen ihn zu erklären; daß es mir leid thun würde, über ihn ein ungünstiges Urtheil auszusprechen, daß ich aber niemals etwas Anderes schreiben würde, als die Wahrheit nach meiner besten Ueberzeugung. Zuletzt sprach ich noch von meinen Plane den Winter in Freiwaldau zuzubringen und durch Studien der Wasserheilkunde und Beobachtung des Treibens auf und um den Gräfenberg Stoff zu einer neuen Schrift zu sammeln.

Die Antwort Prießnitzens auf diese Art von Ultimatum war: ich hätte mich nicht in seine „häuslichen Angelegenheiten" zu mischen, und könne schreiben, was ich wolle; wenn ich über ihn übel spräche, so würde ich mich blos selbst „schlecht machen," da ich ihn erst gelobt habe; er werde Nichts ändern und habe keine Zeit mit mir zu sprechen. — Mein Plan, den Winter über dazubleiben schien ihm aber doch zu gefährlich, und er sann von dem Tage an auf Mittel, mich von diesem Entschlusse abzubringen. Nur ihm blind ergebene Personen hat er gern länger als einige Monate um sich: die Andern würden zu viel sehen. — Wir werden bald inne werden, wie der geschickte Diplomat es anfing, zu seinem Zwecke zu gelangen, da ihm sonst kein Mittel zu Gebote stand, um mir den Aufenthalt in Freiwaldau zu verwehren.

Meine Spannung mit Prießnitzen wurde bald bekannt, so sehr wir Beide uns auch bemüheten, sie dem großen Publikum zu verbergen. Ein Paar gute Freunde von jeder Seite, welche immer von Allem was vorfiel in Kenntniß gesetzt wurden, theilten es anderen guten Freunden mit und diese wieder anderen, und so erfuhr denn der größte Theil der anwesenden Fremden, wie die Sachen standen. Ich hielt übrigens meine Ansichten über Diät und Uebertreibung der Cur nun nicht mehr zurück, und erzählte aufrichtig, wie ich selbst ein Opfer solcher unsinnigen Behandlung geworden sei und wie sich nach beendigter Nachcur so Manches als Charlatanerie herausstelle, auf das man in Gräfenberg das größte Gewicht gelegt. Zu solchen Gesprächen fand sich so oft Gelegenheit, als ich aus dem Essen oder der Cur eines Bekannten schloß, daß er in demselben Irrthume befangen sei, der mich zum großen Nachtheil meines Organismus über zwei Jahre lang gefangen gehalten hatte. Ich machte Bemerkungen, stieß auf Widerspruch, war genöthigt Beispiele anzuführen und schloß am Ende mit meinem eignen Beispiel. Mein ziemlich gutes Aussehen und meine natürliche Lebhaftigkeit bestachen die Leute. Als ich ihnen aber sagte, daß ich seit zwei Jahren ohne Lavement keinen Stuhl mehr gehabt und alle Tage neuen Gichtanfällen entgegen sähe, die sich in jeder Jahreszeit bei der geringsten Veranlassung wiederholten; als sie sahen, wie wenig ich genoß und wie vorsichtig ich jede Gelegenheit mich zu erkälten oder zu erhitzen, jede starke Bewegung, jede Aufregung vermied; da schüttelten sie doch die Köpfe und wurden nachdenkend. — Bei Vielen half jedoch kein Reden: sie aßen, schwitzten, badeten und douchten fort, wie vorher. Gebe der Himmel, daß nicht die Erfahrung sie klüger gemacht hat. Ich will recht gern Unrecht haben in ihren Augen.

Einer meiner Nachbarn, ein Hofbeamter ohne eignen Willen,

aber mit einem großen Schnurrbarte, war wegen Unterleibsleiden nach Gräfenberg gekommen. Um diese los zu werden, verzehrte er nicht nur eine ordentliche Gräfenberger Portion vom Anfang bis zum Ende, sondern bestellte sich auch nebenher noch einen fetten Kuchen bei Madam Prießnitz oder brachte ein ganzes Taschentuch voll Weintrauben und andere ihm zum Kauf angebotene Näschereien mit zu Tische. Ich beobachtete ihn stillschweigend, und dasselbe that er mit mir. Endlich machte er zuerst seine Bemerkungen über meine Mäßigkeit. „An dem Herrn von Munde (er war ein Wiener) kann man recht sehen, wie man essen soll. Aber, mein (Gott) essen Sie denn nie mehr als hier?" Ich erwiderte, daß ich zu Hause, wo ich viel sitzen müsse, weit weniger äße. „Aber wie halten Sie denn das nur aus?" Ich sagte ihm, daß ich seit der Zeit, daß ich eine strengere Diät beobachtete, mich weit besser befände, das lästige Schwitzen weggelassen habe und nicht mehr der halbe Hypochondrist sei, als früher. „Nun, ich bin halt auch ein Hypochonder, aber der Prießnitz hat mir noch kein Wort gesagt, daß ich nicht viel essen soll. Und da sitz' ich nun an die vierzehn Tage und esse alle Mittag was mir nur schmeckt." — „„Sie haben ihn vielleicht noch nicht gefragt?"" — Er stand sogleich auf und ging zu Prießnitzen, um ihn zu fragen. Dieser bestätigte, daß Mäßigkeit im Essen zu seiner Herstellung nothwendig wäre und der Beamte war ganz unglücklich, daß er vierzehn Tage verloren, ohne von unserer Belehrung Nutzen ziehen zu können. (Es war in den ersten Tagen meines Dortseins). Ein Paar Mittage nahm er sich hierauf zusammen, wenigstens so lange ich ihn beobachtete. Auch seine Trauben nahm er zur großen Hälfte wieder mit hinweg. Einmal traf ich ihn aber hinter der Saalthür, die übrig gebliebene Hälfte vollends verzehrend und später

einmal in der Küche, einen mächtigen Kuchen bearbeitend. — Es ist gar zu schwer sich selbst zu beherrschen.

Prießnitz war sehr neugierig zu wissen, was ich mit den Kranken spreche. Er ließ mich durch seine Creaturen auf allen Tritten beobachten und verschmähete es sogar nicht, selbst zu horchen, wenn sich Gelegenheit dazu bot. Einst ging ich mit dem Rittmeister von U.... und dem Herrn von B..... zwischen dem Müllerschen Hause und Prießnitzens Garten durch. Wir waren in einem lebhaften Gespräche begriffen und blieben stehen, um dasselbe desto bequemer fortsetzen zu können. Wir sprachen von Prießnitz. Auf einmal sagte der Rittmeister: „Da steht er hinter Ihnen und hört jedes Wort, was wir sagen." Ich sah mich um und sah ihn wirklich einige Schritte von mir auf dem Wege stehen, der hinter uns weg das Dorf hinabführte, ganz allein mit seinem grauen Hute auf dem Kopfe und mit gespannter Aufmerksamkeit auf unser Gespräch lauschend. Ich sprach ungestört fort, wendete mich aber mit dem Gesicht mehr gegen Prießnitz, damit er jedes meiner Worte besser verstehen möchte. Nach kurzem Zögern setzte er darauf seinen Weg nach dem Dorfe fort.

Einige Tage vor dem deutlichen Eintritte der Spannung zwischen Prießnitz und mir war die Gräfenberger Kirmeß. Prießnitz hatte seine sämtlichen Verwandten eingeladen, lauter respectable Bauersleute, mit Ausnahme eines Schwagers, welcher Kaufmann ist. Er zeigte sich hier von einer vortheilhaften Seite. Da seine Verwandten als Gäste dem Reglement nach nicht die oberen Plätze neben ihm einnehmen durften, so ließ er sie an die für Gäste bestimmte Tafel sitzen und setzte sich selbst zu unterst unter sie. — Ein Paar Tage früher hatten die Fürstlichen von Freiwaldau sich zu Tische bei ihm eingeladen. Es wurde am obersten Ende des Saales eine Tafel servirt und Prieß-

nitz von seinen vornehmen Gästen eingeladen daran Theil zu nehmen, was er mit aller ihm eignen Ruhe und Sicherheit that. Ich habe ihn sogar bei dieser Gelegenheit ein Paar Mal seinen immer geraden Rücken beugen sehen, worüber einer meiner Tischnachbarn laut ausrief: „Prießnitz schneidet Complimente!“— Im Jahre 1836 schon hatte ich die Haltung des einfachen Landmanns dem Erzherzog Maximilian gegenüber bewundert, der Gräfenberg mit einem Besuch beehrte und sich lange mit Prießnitz unterhielt.

Ich wurde inzwischen von allen Kranken, die sich meiner Ueberzeugung zuneigten oder sich über Prießnitzens Nachlässigkeit zu beschweren hatten, häufig consultirt. Von Seiten der Deutschen hatte ich keinen andern Gewinn davon, als die Erfahrungen, welche ich dabei zu machen Gelegenheit hatte. Von den anwesenden Russen und Polen aber wurde mir auch immer ein recht anständiges Honorar zu Theil. Es hat kein Deutscher, der mich zu Rathe zog, auch nur daran gedacht, daß ein Honorar zuläßig sei; und kein Pole hat mir weniger als einen Ducaten bezahlt, auch wenn mein Besuch nur fünf Minuten währte. Wäre ich den Winter über in Freiwaldau geblieben, ich hätte meinen Unterhalt recht gut durch die Nordländer allein verdient.

Bei diesen Consultationen habe ich manchen von Prießnitz geschossenen Bock zu sehen bekommen. Einst befragte mich der Sohn des General D . . . a, eines liebenswürdigen Greises, was ich über den Zustand und die Cur seines Vaters denke. Der General war wegen Hämorrhoiden, Obstruction und Unterleibskrämpfen nach Gräfenberg gekommen. Hier hatte Prießnitz gleich mit kalten Sitzbädern und voller Cur angefangen. Der bejahrte Körper vermochte jedoch nicht, die Strapazen einer heroischen Cur zu ertragen und entwickelte durchaus nicht die

nöthige Wärme, um einem stundenlangen kalten Sitzbade Widerstand zu leisten. Der General wurde kränker, seine Obstruction und seine Krämpfe vermehrten sich; mehr als ein Mal war er dem Tode nahe, von dem ihn der Sohn nur durch „Morrison'sche Pillen" rettete, da Klystiere wegen des Krampfes dem Kranken nicht beizubringen waren. Der um seinen Vater zärtlich besorgte Sohn bat mich in dieser Bedrängniß um Rath und beschwor mich himmelhoch, nur ja Prießnitz Nichts von den Pillen zu sagen, „denn er werde sonst seinen Vater gewiß augenblicklich fortschicken." Prießnitz hatte mit den kalten Sitzbädern angefangen, und erst nachdem er dadurch den Zustand des Kranken bedeutend verschlimmert, sich entschlossen, abgeschrecktes Wasser dazu nehmen zu lassen. — So ist in Gräfenberg manche Cur von hinten angefangen worden! — Ich rieth dem General, der während meines Gesprächs mit seinem Sohne dazu gekommen war, Gräfenberg zu verlassen, welches für ihn schwerlich ein Ort des Heils werden dürfte. Der General rettete sein Leben, indem er meinen Rath befolgte. — Von den Pillen hat Prießnitz bis heute Nichts erfahren.

Die in Gräfenberg schon vorhandene Gährung wurde durch einen unglücklichen Todesfall auf den höchsten Punct gesteigert. — Ich saß eines Abends gegen neun Uhr mit meinen beiden medicinischen Freunden in der Kammer des Einen, des Dr. Heidenhain, wo wir von einer Excursion nach Freiwaldau und Böhmischdorf ausruheten, als plötzlich ein fremder Mann in das Zimmer trat und fragte, ob er die Ehre hätte, die Herren Aerzte zu sprechen. Wir bejaheten alle drei; denn ich galt in Gräfenberg wenigstens auch eben so viel, als ein Dr. Medicinae. Der Mann sagte uns, daß eine kranke Dame in der größten Gefahr sei und Prießnitz in der äußersten Verlegenheit ihm gerathen habe, zu den Herren „Medicinern" zu gehen; „er wisse

Nichts mehr mit der Kranken anzufangen." — „„Da ist sie so gut wie todt,"" sagte ich leise zu Baumbach, „„und keine Ehre mehr an ihr zu erwerben; denn so lange er noch einen Funken von Hoffnung hat, schickt er nach keinem Mediciner.""

Nach kurzem Besinnen entschlossen wir uns endlich, den Bitten des jungen Mannes, des künftigen Schwiegersohns der Kranken, nachzugeben und diese zu besuchen. Wir fanden sie in der Scheuer oder dem kleinen Breterhause — ich weiß das wirklich nicht so genau mehr; doch glaube ich, es war die erstere — in ihrem Bett liegen, und um sie her ein Dutzend Menschen beiderlei Geschlechts, welche theils jammerten und wehklagten, theils beschäftigt waren, die Kranke an allen Theilen des Körpers, namentlich an Händen und Füßen mit der flachen Hand zu reiben. — Prießnitz war nach Hause gegangen. — Da wir nun von dem Krankheitsverlauf der korpulenten, übrigens wohl aussehenden Frau von etwa funfzig Jahren Nichts wußten und aus den Reden der Verwandten und Badediener eine klare Einsicht in den Zustand der Kranken nicht zu erhalten war; so beschlossen die beiden Aerzte, zu Prießnitz zu gehen, um von ihm das Nöthige zu erfahren, während ich mich erbot bei der Kranken zu bleiben und das von Prießnitz verordnete Verfahren zu beaufsichtigen. Prießnitz war eben im Begriff sich zu Bett zu legen, als die beiden Doctoren zu ihm kamen und ihn nach einiger Mühe bewogen, ihnen zu öffnen. Er blieb unter der Thür stehen, um die Herren gar nicht erst in das Zimmer zu lassen, und machte sich, während diese ihr Anliegen vorbrachten, die Hosenträger los; ein Beweis, daß er keine Lust hatte, sich durch den Todeskampf eines seiner Kranken in der Ruhe stören zu lassen. Alles was die beiden Aerzte von ihm herausbringen konnten, war „die Kranke habe zu warm gebadet, deshalb habe sich ein Geschwür im Innern gebildet und das sei aufgegangen: sie werde

den Morgen nicht erleben, und er könne ihr nicht helfen; wollten die Herren sich die Mühe geben bei ihr zu bleiben, oder glaubten sie, dieselbe noch retten zu können, so habe er nichts dawider. Er wünsche ihnen eine gute Nacht." Und damit machte er ihnen die Thüre vor der Nase zu. Die letzten Worte über die Möglichkeit einer Rettung sprach er übrigens mit dem ihm eigenen ironischen Lächeln aus, als wolle er fest, überzeugt, daß hier jeder Versuch vergebens sei, die „Mediciner" nur foppen.

Diese kehrten zurück und erzählten mir wörtlich, was ich hier mitgetheilt habe. Es war gegen zehn Uhr. Wir blieben ziemlich die ganze Nacht bei der Kranken, halfen selbst mit reiben und thaten das Wenige, was sich unter den Umständen thun ließ. Die Kranke kam in einen gelinden Schweiß und eine leise Hoffnung lebte in uns wieder auf. Wir verließen sie gegen Morgen, um ein wenig zu schlafen, und kehrten gegen acht Uhr zu ihr zurück. Sie lebte noch und schlief ein wenig. Gegen Mittag starb sie.

Ihr Gatte, ein Apotheker aus O — tz, Namens Gl — r, welcher den Tag vor ihrem Tode in der Hoffnung angekommen war, sein gutes Weib gesund in seine Arme zu schließen, war untröstlich. Die anwesenden Kinder, der Schwiegersohn und mehrere Freundinnen der Verstorbenen erfüllten die Scheuer und verbreiteten Trauer und Furcht unter den übrigen Gästen. Auf dem Platze vor der Scheuer sammelten sich zahlreiche Gruppen. Man wunderte sich über Prießnitzens Erklärung des Todesfalles, warf ihm nachlässige Behandlung der Kranken und Lieblosigkeit vor, dachte sich selbst in die Lage eines dem dienenden Personale überlassenen Sterbenden, während Prießnitz ganz ruhig an der Thür die Hosenträger herunter knöpft und in sein Bett steigt. Die Theilnahme an dem Schmerze des gebeugten Gatten vermehrte noch den allgemeinen Unwillen. Da trat Prießnitz

an das Fenster seines Wohnzimmers, welches den Platz beherrschte, und schüchtern zerstreute sich die Gruppe, einzeln oder paarweis gingen die Unzufriedenen an ihre Geschäfte, froh wenn Prießnitz keines ihrer Worte wieder erführe, keinen ihrer demagogischen Gedanken errathe.

Nur Einige sprachen ihren Unwillen laut aus und meinten, das möge Prießnitz Anderen weiß machen, daß Madam Gl — r durch die etwas zu warmen Bäder getödtet worden und daß ein aufgegangenes Geschwür sie erstickt habe. Sie sprachen die Meinung aus, daß die ohnehin lebensarme, phlegmatische Frau die Cur viel zu stark habe gebrauchen müssen und daß dadurch ihre geringe Lebenskraft vollends aufgerieben worden sei. Als sie in Folge dieser Abschwächung das kalte Wasser nicht mehr vertragen, habe sie dann etwas mehr warmes zugesetzt, als Prießnitz gut geheißen, und er habe nun diesen Umstand geschwind benutzt, um die Schuld des Todes auf die Kranke selbst zu schieben. Wir drei Aerzte stimmten mit diesen Ansichten überein. Es gehörte wirklich Unverschämtheit dazu, zu behaupten, daß einige laue Bäder Ursache an dem Tode einer lebensschwachen Person sein sollten. Eben so wenig war ein Grund da, an das Vorhandensein eines Geschwüres in den inneren Theilen zu glauben. — Auf meiner Durchreise durch O — tz erfuhr ich, daß bei der Section der Leiche sich Nichts von Geschwüren vorgefunden hatte.

Dem Gräfenberger Publikum ließ sich jedoch Viel bieten. Wer einmal den gesunden Verstand gefangen nehmen und sich auf das Glauben einläßt, der glaubt nach und nach auch Alles; warum nicht auch, daß Madam Gl — r an lauen Bädern gestorben sei?

Trotz des starken Glaubens that dieser Todesfall Prießnitzen vielen Schaden. Mehrere Kranke verließen sofort Grä-

fenberg und gingen nach Hause. Andere brauchten die Cur mit Mißtrauen fort oder gingen zu Weiß und Schrott. Mehrere alte Geschichten wurden aufgewärmt, welche Seitenstücke zu dem traurigen Falle mit Madam Gl — r bildeten. Man sprach von einem Auditeur B — sch aus Wien, von einer Gräfin Potocka und einer Frau Doctor Rupprecht, welche letztere Beide auf dem Freiwaldauer Kirchhofe ruhen und die ebenfalls durch Prießnitzens Schuld ihren Tod in der Wassercur gefunden haben sollten.

Der Auditeur kam schon sehr geschwächt nach Gräfenberg. Prießnitz ließ ihn täglich drei Mal ein Sitzbad von einer Stunde nehmen und raubte ihm den Rest seiner Lebenswärme. — Bei seiner Ankunft hatte ihm Prießnitz gesagt, er könne nach Freiwaldau ziehen; Br — sch zog jedoch vor in der Nähe des Arztes zu bleiben und nahm eine Wohnung auf dem Gräfenberge, wo er bis zur Ankunft des Dr. Piutti blieb, der um jene Zeit Gräfenberg besuchte. Dieser fand den Kranken so schwach, daß er ihn bewog, ein bequemeres Logis in Freiwaldau zu beziehen und dort einige Mäßigung in seine Cur zu bringen. Br — sch theilte Prießnitzen die Absicht, seine Wohnung zu verändern, mit und zog mit dessen Bewilligung in die Stadt. Drei Tage darauf ließ ihm Prießnitz sagen, er habe ihn auf der Curliste ausstreichen lassen. Das nahe Ende des Patienten voraussehend, ergriff er gewandt die sich darbietende Gelegenheit, sich einen Todten von der Liste zu schaffen, und überließ den Unglücklichen, der mit einem unbegrenzten Vertrauen sich ihm in die Arme geworfen, seinem Schicksale. — Dr. Piutti begleitete den Auditeur nach Wien, wo er am neunten Tage nach seiner Ankunft den Geist aufgab.

Die Frau Doctor Rupprecht und die Gräfin Potocka starben Beide am Schlage, nach dem Bade. Bei Ersterer sollte, nach

Prießnitzens Urtheil ein Aderlaß am Fuße Schuld sein, welchen ihr der schnell herbeigeholte Arzt gemacht hatte. Der Zweiten verordnete Prießnitz selbst eine Blutlassung, ohne daß er sie zu retten vermochte. — Bei der Gl—r war wieder das laue Wasser Schuld!

Ich besuchte mit Herrn Dr. Baumbach Herrn Weiß in Freiwaldau mehrere Male und erfuhr von diesem Mancherlei, was Prießnitz nicht eben zum Vortheile gereichte. Weiß benahm sich doch bei seinen Mittheilungen stets sehr ehrenhaft und erregte nicht den mindesten Verdacht einer Uebertreibung oder absichtlichen Entstellung der erzählten Thatsachen, die mir im nächsten Jahre noch zum Ueberflusse von Jugendfreunden und nahen Verwandten Prießnitzens bestätigt wurden. — Je mehr ich Weiß besuchte, desto mehr lernte ich ihn schätzen. Ich fand, daß er eben so unterrichtet als erfahren, eben so gutmüthig als von seinen Pflichten durchdrungen war, und Keiner von seinen Kranken oder Dienstleuten hat gegen mich jemals die mindeste Klage über ihn ausgesprochen, ein Umstand, der bei Prießnitz nie Statt gefunden hat, welchen fast immer zwei Partheien umgaben. Ich verdanke Weißen manche interessante Nachweisung über den Gebrauch der Cur in besonderen Fällen und werde es ihm stets Dank wissen, daß er einen Mann, der aus Irrthum eine Zeit lang fast feindselig gegen ihn gesinnt war und ihn mit Geringschätzung behandelt hatte, alle früheren Vorgänge vergessend, freundlich bei sich aufnahm, als sähe er einen lieben Bekannten wieder. Ich habe mein Unrecht gegen ihn gut zu machen gesucht und bin seitdem fortwährend in freundschaftlichem Verhältnisse mit ihm gewesen, das hoffentlich auch fortbestehen wird, bis das Schicksal Einen von uns abruft in jene Welt, wo es weder Wassercur noch Intriken giebt.

Bei Weiß fand ich einen Königsberger Kaufmann, wel-

cher sich wegen einer Lähmung der unteren Extremitäten brieflich an Prießnitz gewendet und angefragt hatte, ob er die Cur in Gräfenberg mit Vortheil gebrauchen könne. — Der Schreiber hatte ihm zugleich berichtet, auf welche Weise er sich zu behandeln angefangen, und bat um weitere Anweisung, um sich bis zu seiner Abreise nach Gräfenberg selbst behandeln zu können. Prießnitz antwortete ihm:

„Für Herrn Fischer.“

„Das Verfahren ist gut und bitte ich fleißig damit fortzufahren; doch rathe ich Ihnen nicht, die Reise hierher zu machen, da doch nichts anderes mit Ihnen vorgenommen werden kann.“

„Vinzenz Prießnitz.“

Ich gebe diesen Brief nur als ein Beispiel von Prießnitzens Kürze, von der schon weiter oben die Rede gewesen ist. Der Kranke hatte die Reise zu Weiß gemacht und blieb da, wenn ich nicht irre, über ein Jahr, ohne sehr bedeutende Besserung seines Zustandes. Ueberhaupt habe ich bei derlei Lähmungen nur wenig Erfolg gesehen, weshalb Prießnitz nicht zu tadeln ist, wenn er den davon befallenen Kranken nicht eine weite Reise vergebens machen läßt.

Einer meiner ersten Besuche in Freiwaldau galt dem Drechsler Kober in der Freiheit. Ich hatte seiner in meiner Schrift gedacht und ihn als einen geschickten Drechsler empfohlen, was ihm eine große Kundschaft von Seiten der Fremden zugeführt hatte. Von M—y machte mir deswegen in seinem Briefe Vorwürfe und behauptete, daß die anderen Drechsler eben so geschickt seien als er. Ich gebe dieses gern zu, konnte aber in meinem Buche nichts über sie sagen, weil ich nur Kobers Be=

kanntschaft gemacht und ihn als einen wirklich empfehlenswerthen Mann kennen gelernt hatte. — Durch seine größere Kundschaft hatte er sich in den drei Jahren 1836—1839 Etwas erworben und seinem Hause ein neues Stock aufgesetzt, dessen freundliche Zimmer er an Fremde vermiethen wollte. Er hatte mir schon durch einen meiner Freiberger Freunde einen Serviettenring und einen Trinkbecher, mit meinem Namen versehen, zukommen lassen, die ich, so wie den sie begleitenden Brief, noch besitze. Ich durfte darauf rechnen, daß er mich unter der Menge Gesichter, die ihm seit mehreren Jahren vorgekommen, nicht wieder erkennen werde, und ging deshalb zu ihm, unter dem Vorwande, mir seine neuen Zimmer anzusehen. Freundlich, wie der alte gute Mann immer ist, zeigte er sie mir und wir handelten halb ernsthaft halb im Scherze über den Preis; denn ich hatte schon eine leise Idee den Winter dazubleiben. Ich wollte nicht geben, was er verlangte, und sagte endlich lachend: „Nun, dem Munde können Sie die Zimmer schon etwas billiger lassen, als anderen Leuten." — Die Nennung meines Namens war ein magischer Schlag für ihn. Dann stürzte mir der alte Mann an den Hals und vergoß Freudenthränen, die gewiß nicht erheuchelt waren. „Nehmen Sie Alles, Alles was mein ist," rief er endlich aus; „ich verdanke ja Ihnen das Meiste. Gebieten Sie über mein Haus, mein Waarenlager, über mich, über meine Frau." — „Mutter, Mutter," rief er seiner alten braven Hausfrau in den Hof hinab, „komm schnell herauf, unser Wohlthäter, unser Herr Munde ist da." — Ich würde zu lang werden, wenn ich alle Beweise der Liebe dieser braven Leute schildern wollte: es war zu viel, viel zu viel Dankbarkeit für die Paar Worte, die ich in der Absicht, einem rechtschaffnen und geschickten Manne einen kleinen Dienst zu leisten, niedergeschrieben hatte! Diese Dankbarkeit stach gar sehr ab

gegen den Undank, welchen ich auf dem Gräfenberge gefunden. Der Reiche und Vornehmere weiß fast nie die Dienste zu schätzen, die ihm von dem Armen oder Geringen geleistet wurden; und vergilt er sie ja ein Mal, so darf's ihm Nichts kosten. —

Ich bin übrigens nicht der Einzige, der sich über Prießnitzens Undank zu beklagen hat: Keiner der Männer, welche zu seinen Gunsten geschrieben, keiner der Aerzte, welche ihn anfangs unterrichteten und beriethen, keiner von denen, welche ihn bei seinen Unternehmungen unterstützten hat, ein Zeichen der Dankbarkeit von ihm aufzuweisen. In dieser Hinsicht ist er noch ganz der Bauer, der nimmt und einsteckt, was ihm dargeboten wird, und dann die Hand ausstreckt, nicht zum Danke, sondern um mehr zu haben. Alles Gute, was ihm Jemand thut oder über ihn sagt, nimmt er als verdiente Huldigung an: er hält es für Schuldigkeit, daß sie ihm dargebracht werde. Wer über seine Fehler spricht, der verleumdet ihn nach seiner Meinung: ich glaube nicht, daß er jemals einen Fehler zugestanden oder einen abgelegt hat, es müßte denn aus der Ueberzeugung geschehen sein, daß er einbüßte, wenn er ihn beibehielt. Ich habe ihn nie den Namen eines Herrmann, Dr. Kröber, Dr. Moldenhauer, Brand ꝛc. mit irgend einem Ausdrucke von Dankbarkeit aussprechen hören; im Gegentheil fand er an Allem, was sie gesagt oder geschrieben, Tadel, in den wir, ohne zu prüfen, Alle mit einstimmten. Wie ging es nicht erst Dem, der ihn zu tadeln wagte, und wie wird's mir gehen auf dem Gräfenberge, wenn man meine Mittheilungen dort lesen wird! —

Kober gab mir Veranlassung zu einer Serviettenringpoesie, die meinen Namen wohl nicht unter die Classiker erhoben, welche aber gewiß hin und wieder gute Dienste geleistet hat. Er

hatte selbst Reime gemacht, die freilich größtentheils erbärmlich waren, auf die er aber in Ermangelung von etwas Besserem große Stücke hielt. Diese schönen Verse waren ihm von einem weiter gewanderten Gesellen entwendet worden und er beklagte ihren Verlust bitterlich. Ich versprach, ihm eine Anzahl anzufertigen, und hielt mein Wort, da es mir keine große Mühe machte. Kober war glücklich und ich war zufrieden; denn ich hatte Gelegenheit genommen, auch in den Knittelversen Lehren der Mäßigkeit in Betreff der Diät und Cur zu geben, die gerade auf Serviettenringen ihren Zweck nicht ganz verfehlen konten. Mag immerhin die Form schlecht sein; wenn nur die Sache etwas nützt. —

Von den in Gräfenberg und Freiwaldau vorgenommenen Neubauten habe ich schon früher gesprochen. Der Bau des großen Hauses hatte mehreren Menschen das Leben gekostet und Viele verwundet. Dieses Unglück wurde durch Prießnitzens Halsstarrigkeit herbeigeführt, denn der General S—y vom Ingenieurcorps hatte ihm vorhergesagt, daß das Haus, so wie er es baute, einfallen müsse. Er baute erst die vier äußeren Mauern, so wie man es bei einem Bauernhause macht, und wollte erst das Dach darauf setzen, ehe er den innern Ausbau gestattete, und da fiel denn das ganze durch den Regen aufgeweichte Gebäu zusammen und hätte bei einem Haar den Bauherrn selbst erschlagen. Prießnitz hat sich übrigens gegen die Verunglückten ziemlich gut benommen, aber auch, wie gewöhnlich, äußerst klug; denn nachdem durch eine Sammlung unter den Gästen eine bedeutende Summe zu Unterstützung der Unglücklichen und deren Familien zusammengebracht worden, wozu er auch ein Paar hundert Gulden gab, ließ er sich von Jedem der Betheiligten eine gerichtliche Erklärung geben, daß sie keine weiteren Ansprüche an ihn machen wollten. Und diese

Vorsicht war sehr gut; denn späterhin erhoben sich in Masse Ansprüche, die sich auf zwanzigtausend Gulden beliefen. — Prießnitzens gutes Benehmen bei jenem Vorfalle wurde ihm als großes Verdienst angerechnet; ich finde, er hat auch nicht das Mindeste weiter als seine Pflicht gethan. Uebrigens wurde ihm diese durch die großen Beiträge der bei dem Vorfalle gar nicht betheiligten Gäste ziemlich leicht gemacht.

Achtzehntes Capitel.

Inhalt. Plan, den Winter in Freiwaldau zuzubringen. — Prießnitz intrikirt dagegen. — Péskowa Skála. — Herr von Zb—ski. — Die Gräfin †††. — Ihr Portrait. — Ihr körperlicher Zustand. — Meine Erklärungen. — Unterhandlungen. — Engagement als hydriatischer Leibarzt. — Warnungen. — Falschheit der Slaven. — Contract. — Reiseprojecte. — Italien. — Ich habe Hoffnung, dem Papste vorgestellt zu werden. — Differenzen. — Starke Spuren von Intrike und Geiz. — Geld. — Abschluß. — Unannehmlichkeiten wegen des Verlustes eines Manuscriptes. — Jagd nach Krankengeschichten auf dem Gräfenberge. — Abschied von Madam Prießnitz.

Mit meinem Plane, den Winter in Freiwaldau zuzubringen, wurde es mir ziemlich Ernst. Ich hatte mich bei Kober vorläufig eingemiethet und war im Begriffe, nach Hause zu schreiben, um mir den nöthigen Urlaub vom Finanzministerio zu erbitten. Ich hatte die Aussicht, dort die durch Prießnitz gestörte Subscription für die Erweiterung meiner Anstalt nach und nach vollends zu Stande zu bringen; ich durfte auf eine große Ausbeute für mein Buch rechnen und die Kosten meines Aufenthalts wurden höchst wahrscheinlich durch die Honorare der mich consultirenden Kranken gedeckt; ja ich hatte sogar die Idee, eine Zeitschrift herauszugeben, welche die Gräfenberger Angelegenheiten in einem freimüthigen und möglichst unpartheiischen Tone besprechen sollte. — Prießnitzen war, wie schon gesagt, dieser Plan äußerst unangenehm und er setzte alle Maschinen in Bewegung, um mich auf andere Gedanken zu bringen.

Das bloße Abreden half Nichts; auch hatte Keiner von seinen Emissairen einen triftigen Grund, um auf meine Abreise zu dringen, und ich, fest entschlossen, das Treiben auf dem Gräfenberge durch und durch kennen zu lernen und es aufzuklären, kümmerte mich wenig darum, ob mein Project mit Prießnitzens Wünschen übereinstimme oder nicht. — Prießnitz wußte sich jedoch zu helfen.

Der polnische Zollbeamte, von welchem schon oben die Rede war, Herr Adam Z—ki, ging mit der Absicht um, in Krakau eine Wasserheilanstalt zu errichten, und hatte mich vielfach bestürmt, die Direction derselben zu übernehmen. Sein Augenmerk war auf ein großes Schloß, das der Gräfin Wielopolska gehörte und Pieskowa Skala hieß, gerichtet. Dieses Schloß hatte eine romantische Lage, schönes und reichliches Wasser und war so geräumig, daß es fünfhundert Curgäste aufnehmen konnte. Die einhundert und acht und vierzig Zimmer desselben standen leer und es war zu erwarten, daß die Gräfin, als eine sehr wohlthätige Dame, gar keine Schwierigkeiten machen würde, dasselbe gegen eine geringe Miethe oder gar umsonst zu einem so guten Zwecke herzugeben. Herr Adam nahm es über sich, die Gräfin für unseren Plan zu gewinnen, und bot mir außer meiner Reise und anderen Kosten noch 20000 Gulden zur Einrichtung der Anstalt an, von deren Reinertrag er sich nur einen geringen Antheil bedingte. Er meinte, daß die in Gräfenberg nicht sehr zufriedenen Polen um so eher nach Pieskowa Skala kommen würden, als ihnen die Erlaubniß ins Ausland zu reisen, oft verweigert werde und als meine in das Polnische übersetzte Schrift die Aufmerksamkeit seiner Landsleute schon so sehr auf mich gerichtet hätte, daß es nur einer Bekanntmachung von meiner Seite in den polnischen Journalen bedürfe, um unsere 148 Zimmer voller Gäste zu haben.

Ich theilte zwar diese sanguinischen Hoffnungen nicht, auch guckte mir aus dem Unternehmen zu viel Geldspeculation heraus; indessen wies ich die Sache nicht geradezu zurück und versprach, mit Herrn Adam einen Abstecher nach Krakau zu machen, wobei ich die Gelegenheit benutzen wollte, die berühmten Salzbergwerke von Wieliczka zu besuchen.

Prießnitz hatte nun von unserm Plane gehört, so wenig wir auch davon sprachen. Nach den Mittheilungen der anwesenden Polen konnte die Unternehmung guten Erfolg haben und ihm eine große Anzahl der gut zahlenden Polen*) wegfischen. Es lag ihm daher wieder Nichts daran, daß dasselbe zur Ausführung kam. Er suchte also einige ihm ergebene Polen zu bereden, mir davon abzurathen und mir ein ähnliches

*) Die Polen und Russen hatten unter sich ausgemacht, nicht weniger als einen Ducaten Honorar wöchentlich à Person zu zahlen, was bei ihrer großen Anzahl eine recht anständige Summe machte. — Von den vornehmen Familien in Freiwaldau erhielt Prießnitz zum Theil jährliche Honorare von 6—800 Gulden Conv.-Münze und außerdem noch bedeutende Geschenke. Der Prinz N. soll ihm das erste Mal, daß er das Pferd wieder besteigen konnte, tausend Ducaten geschenkt haben. — Uebrigens zahlte Jeder nach seinen Kräften. Durchschnittlich wurde wöchentlich ein Thaler angenommen. — Mancher ging freilich auch fort, der Nichts gab. Indessen machte bei einer Anzahl von 4—500 Menschen doch das Honorar eine artige Summe aus, den bedeutenden Gewinn ungerechnet, welchen Prießnitz an Kost und Wohnung hatte, die er sich gut bezahlen ließ. — Letztere kam mir hin und wieder doch etwas zu theuer vor. Ein schwarzgeräuchertes Zimmer mit fichtenen Meubles, ohne Sopha, ohne Bett, kostete im großen Hause 2 bis 4 Thaler wöchentlich; in dem Saale des großen Breterhauses standen, wie in einem Lazareth, die Betten in zwei Reihen neben einander, und für jeden Platz, wo ein Bett stand, wurden — ohne die Federbetten — zwei Gulden Münze wöchentlich gezahlt!

Unternehmen tiefer in Polen oder Rußland als ausführbarer zu schildern. Er hütete sich dabei wohl, den Zweck seines Zuredens sehen zu lassen; im Gegentheile sprach er mit Lob von mir und schilderte mich als einen für die Leitung einer Wasserheilanstalt ganz tüchtigen Mann, den er zu empfehlen im Stande sei. Durch dieses Hin- und Herreden brachte er mehrere Polen zugleich zum Nachdenken über einen solchen Plan und bald wurden mir mehrere Projecte vorgelegt, die größtentheils sehr luftiger Natur waren. Endlich suchte mich ein Herr von Zb—ski auf dem Gräfenberge auf und ließ mir, als er mich nicht zu Hause fand, ein Billet zurück, durch das er mich bat, ihn zu besuchen oder ihn wissen zu lassen, wann ich zu treffen sei. Prießnitz fragte mich selbst noch, ob ich die Einladung erhalten, und beschrieb mir die Wohnung des Herrn Zb—ski, indem er mir sagte, dieser habe einen Plan mit mir, der sehr vortheilhaft für mich werden könne.

Ich ging am nächsten Tage und fand eine ganze Familie mit mehreren Dienstboten und Equipagen, welche ein ganzes Haus am Markte occupirten. Herr von Zb—ski sagte mir, daß ein Bekannter von ihm, ein reicher Graf P—o, eine kranke Gattin habe, deren Krankheit sich wahrscheinlich durch eine Wassercur heben lassen werde; der Graf wünsche jedoch sich von seiner Gattin nicht zu trennen und könne selbst nicht wohl von seinen Gütern hinweg; es werde ihm also ein großer Dienst geleistet werden, wenn ein mit der Wassercur vertrauter Mann nach Polen gehen und die Gräfin behandeln wolle; zu gleicher Zeit habe der Graf eine Idee, auf seinen Gütern eine Wasserheilanstalt einzurichten, und werde sich freuen, in jenem Wasserarzte zugleich einen Director der projectirten Anstalt zu finden; Herr von Zb—ski habe mit mir über diese Angelegenheit sprechen und mich fragen wollen, ob ich geneigt sei,

dieselbe zu berücksichtigen und ihm die Bedingungen zu sagen, unter welchen ich mich entschließen könne, nach Polen zu gehen.

Nach einigem Bedenken zeigte ich mich dem Vorschlage nicht abgeneigt und sagte meine Bedingungen. Diese waren: freie Reise, **1200** Thaler jährlicher Gehalt und freie Station; käme die Anstalt zu Stande, so würde ich, wenn der Graf solche nach meinem Plane einrichtete, außer freier Station und den Honoraren der Kranken, mit **400** Thalern festen Gehaltes vorlieb nehmen. Ich kannte den Boden nicht, auf dem ich pflügen sollte; ich rechnete das Honorar nach den Ducaten, die ich in Gräfenberg gesehen, und dachte nicht daran, daß die Leute, welche nach Gräfenberg kommen, deren mehr haben, als Die, welche zu Hause bleiben. — Glücklicherweise wurde Nichts aus der Sache, obschon Herr von Zb—ski meine Bedingungen billig fand und sie seinem Freunde sofort schreiben wollte.

Ein anderes solideres Anerbieten kam dazwischen.

Herr von Zb—ski ließ mir durch Prießnitz sagen, ich möchte ihn schnell einmal besuchen; er habe mir etwas Wichtiges mitzutheilen. Prießnitz brachte mir diese Nachricht mit einem Gesicht, wie es ein Vater zu machen pflegt, wenn er seinen Sohn das erste Mal in die Schule schickt und auf die Zuckerdüte anspielt, die er dem Lehrer im Voraus eingehändigt, um dem Kinde Liebe für die Wissenschaften einzuflößen. Ich wurde neugierig und ging noch vor der bestimmten Stunde. Herr von Zb—ski war bei Tische und lud mich ein, Platz neben ihm zu nehmen, worauf er mir eröffnete, daß er ein weit vortheilhafteres Engagement für mich habe, als das beim Grafen P—o, und wenn ich klug sei, es nur bei mir stünde, mein Glück zu machen. Ich verlangte nichts Besseres: wenn man sich sein ganzes Leben hindurch in Armuth und Schulden

geplagt hat, so ist man sehr zufrieden mit der Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft. Ich bat um Erklärung.

„Es befindet sich jetzt eine polnische Gräfin hier, die außerordentlich reich ist und Sie zu engagiren wünscht. Sie hat einen angehenden Skyrrhus an der Brust, und Prießnitz hat einen zu ungewissen Ausspruch über die Möglichkeit einer Heilung gethan, auch im Ganzen die Gräfin mit so wenig Umständen behandelt, daß die stolze Frau, gewohnt von Kindheit an, Männer von den ersten Ständen sich vor sich beugen zu sehen, die Lust verloren hat, sich einer Behandlung unter ihm zu unterwerfen. Sie ist eine geborne Fürstin von S— und durch ihre Geburt, ihre Verheirathung in eine der ersten Familien des Landes, ihre frühere Schönheit und ihren Geist etwas verwöhnt und eigensinnig geworden; sie paßt schlecht zu Prießnitz und Gräfenberg, und wenn ihr eine Grille kommt, so macht sie sich wenig aus einer Reise und einer Ausgabe von einigen tausend Thalern; sie führt dieselbe in ihrer ersten Aufwallung aus, coûte qui coûte.“

„Nun ist die Gräfin im Besitze einer polnischen Uebersetzung Ihres Buches, wodurch sie auch bewogen worden, hierher zu kommen. Sie hat das Buch studirt und, wie wir Alle, eine hohe Meinung von Ihren Kenntnissen in der Wassercur. Ich habe ihr gesagt, daß Sie hier sind, und sie ist augenblicklich auf den Gedanken gekommen, sich von Ihnen behandeln zu lassen; Prießnitz hat Ihnen die beste Empfehlung gegeben, als sie mit ihm darüber sprach, und ihr gerathen, mit Ihnen in ein milderes Klima zu gehen, etwa nach Italien oder dem südlichen Frankreich, da das gräfenberger Klima für ihren Zustand nicht gut passe; und nun hat sie mich beauftragt, bei Ihnen anzufragen, ob Sie geneigt sind, als hydriatischer Leibarzt in ihr Haus zu treten. Ich habe ihr zu Ihrer Einwilligung die beste

Hoffnung gemacht, indem ich ihr mittheilte, was wir über den Grafen P—o verhandelt haben, und sie erwartet unsern Besuch jeden Augenblick, um Ihren Entschluß zu hören und die Bedingungen mit Ihnen zu besprechen. Letztere können und müssen Sie höher stellen, als beim Grafen P—o, denn erstlich ist die Gräfin viel reicher als er, und dann ist sie ein Weib und Ihre Stellung weniger sicher. Sie hat eben erst für vier Millionen Güter in Polen verkauft und kann Ihnen ein gutes Honorar geben, ohne daß sie im Mindesten genirt wird. Also überlegen Sie schnell und greifen Sie zu. Man muß die Gelegenheit beim Schopf nehmen, denn hinten ist sie kahl am Kopfe.'' —

So sehr ich auch entschlossen gewesen war, die Direction einer Wasserheilanstalt zu übernehmen und meine dermalige Stellung aufzugeben, sobald mir einige Sicherheit wegen meiner Subsistenz geboten würde, so sehr überraschte mich doch der Vorschlag des Herrn von Zb—ski. Der Gedanke kam mir etwas abenteuerlich vor, plötzlich Leibarzt einer polnischen Fürstin zu sein und mit ihr in die weite Welt zu gehen, Amt und Familie hinter mir lassend. Dazu kam die Eifersucht auf meine persönliche Freiheit, die Furcht, im Hause der vornehmen Dame eine Art Cavaliere servente abgeben und meine eigenen Launen und Gewohnheiten denen eines Anderen unterwerfen zu müssen. Auch kannte ich die Gräfin zu wenig, um zu wissen, ob es sich gut mit ihr lebte, und zuletzt war es eine große Frage, ob ihr Skirrhus heilbar war; was Prießnitz darüber geurtheilt und daß er mich empfohlen hatte, um die Behandlung der Kranken zu leiten, beruhigte mich keinesweges. Ich wußte, daß er mich gern los sein wollte, und vermuthete, daß er die tausend Ducaten Honorar, die ihm die Gräfin im Falle einer glücklichen Cur versprochen, sich nicht zu verdienen

getraute. Ohne alle Aussicht auf Erfolg wollte ich die Behandlung der Patientin nicht übernehmen: mein Gewissen widersetzte sich einer bloßen Geldspeculation. Diese letzte Idee gewann die Oberhand.

„Ich will die Gräfin besuchen,“ sagte ich zu Herrn von Zb—ski, der mich auf eine Viertelstunde allein gelassen hatte und eben wieder ins Zimmer trat, um zu sehen, wie weit ich mit meinen Ueberlegungen gekommen. „Ich kann mich nicht eher entschließen, ernstlich an dieses Engagement zu denken, bevor ich Hoffnung habe, die Kranke herzustellen. Ist das Uebel so bös, daß mir eine Heilung nicht wohl möglich erscheint, so werde ich die Gräfin auf keinen Fall um Zeit und Geld bringen, sondern sie geschickteren Händen überlassen. Ist das Uebel noch nicht zu weit vorgerückt, dann wollen wir sehen, was wir mit einander anfangen.“

Zb—ski lobte meinen Entschluß, ohne von der Nothwendigkeit desselben überzeugt zu sein. „Es ist recht brav von Ihnen, wenn Sie so denken,“ sagte er, „wenn aber die Aerzte nur diejenigen Kranken annehmen wollten, von deren Herstellung sie überzeugt sind, so würden sie die Hälfte ihrer Einnahme einbüßen, ohne daß die Kranken sich dabei viel besser befänden. — Sie können die Leiden der Gräfin doch lindern, wenn Sie sie nicht ganz herzustellen sich getrauen?“ —

Die Gräfin wohnte Herrn von Zb—ski gegenüber in der Krone, wo sie die ganze erste Etage in Besitz genommen hatte. Das ist nun eben nicht viel, wie Jedermann, der in Freiwaldau war, wissen wird, aber es deutete bei dem Drange der Fremden nach den Zimmern des Gasthauses doch auf einen nicht gemeinen Wohlstand. Uebrigens hatte sie einen ganzen Hofstaat mit sich, eine adelige Gesellschafterin, einen Arzt vom Fache, mehrere Kammerfrauen und männliche Bedienung u. s. w.

Sie war eine Frau von mittler Größe und etwa zwei und vierzig Jahre alt. In ihrer Haltung war körperliche und geistige Energie sichtbar; sie würde mir gesund und kräftig erschienen sein, hätte ihre übrigens feine und weiße Haut nicht durch sichtbare Erschlaffung eine verlorene größere Körperfülle angedeutet. Ihr ziemlich bleiches Gesicht, von dunklem Haar beschattet und von eben solchen Augen beleuchtet, trug die Spuren mannichfacher Leiden und Leidenschaften. Obschon ihr leidender Zustand und die Furcht vor der ihr bevorstehenden Katastrophe ihr ganzes Wesen in einen milden Schleier hüllte, wurde es mir doch nicht schwer zu erkennen, daß sie Eines von den mir selbst verwandten Wesen sei, welche hienieden nie Ruhe finden, einem Uhrwerke vergleichbar, dessen zu starke Feder das Räderwerk unaufhaltsam vorwärts treibt, es vor der Zeit abnützt, so gut es auch gearbeitet sein mag, und auf dessen Zifferblatte man nie mit voller Sicherheit zu erkennen vermag, wie viel Uhr es ist. — Ihre edle Haltung flößte mir Ehrfurcht, ihr leidender Zustand und ihr gewandtes, freundliches und höfliches Benehmen, verbunden mit einer gewissen Offenheit, die ihren Zweck nicht leicht verfehlt, Vertrauen ein.

Nach einigen unumgänglichen Höflichkeitsformalitäten bat ich, als sie mich zu einer Erklärung nöthigte, um die Erlaubniß, die kranke Brust sehen zu dürfen, da ich von dem Zustande derselben meinen Entschluß abhängig machen zu müssen glaube. Sie gewährte meinen Wunsch ohne Zögern und mit dem Anstande, welchen eine wahrhaft gebildete Frau bei einem solchen Falle zu zeigen versteht. Der Skirrhus war von der Größe eines halben Hühnereies, ziemlich hart und saß mit seiner breiten Fläche drei Finger breit unterhalb des rechten Schlüsselbeins zwischen zwei Rippen fest. Die ganze übrige Brust war gesund und hatte noch einige Fülle. — Auf mein Befragen

erfuhr ich, daß die ersten Spuren der Verhärtung vor beinahe zwei Jahren sich gezeigt hätten, und zwar in Folge eines auf die Brust gefallenen Buches, daß aber Schmerzen erst seit sechs Wochen abwechselnd sich einfänden, und zwar so lange, als Prießnitz das Auflegen von Umschlägen verordnet habe. Die Verdauung der Patientin war fehlerhaft; sie aß sehr wenig und vermied alles Scharfe und Saure; an Obstruction litt sie fast immer.

Der Fall war schwierig. Ihr dunkles brennendes Auge ließ mich gleichsam in die Tiefe eines im Innern ihres Körpers wüthenden Vulkans blicken, der auf der Stelle, wo der Skyrrhus sich angesetzt, sich einen Krater zu bilden im Begriff war. Trotz seiner immer noch kräftigen Haltung schien mir dieser Körper doch schon unterminirt, durch das in ihm glühende Feuer ausgebrannt und nicht mehr fähig, einen hinreichenden Fonds gesunder Säfte zu erzeugen, um das in ihm tobende böse Princip zu zertheilen und auszustoßen. — Ich zögerte mit meiner Erklärung. Diese Zögerung, der Kranken eine böse Vorbedeutung, veranlaßte eine Scene, die mich bewog, meine Erklärung zu Gunsten der Gräfin zu gestalten. Sie weinte und klagte, daß ihr mit mir ihre letzte Hoffnung verloren gehe, daß sie annehmen müsse, sie sei nun einem schrecklichen Schicksale verfallen, aus dem es keinen anderen Retter mehr gäbe, als den Tod; „und welch ein Tod!" setzte sie laut schluchzend hinzu. — Ich suchte sie zu beruhigen und bat sie, mir nur einige Augenblicke Zeit zur Ueberlegung zu gönnen. Die Prießnitzische Methode gab mir zu wenig Hoffnung: dieser reizbare Körper war nicht für eine starke durchgreifende Wassercur geschaffen; er hatte zu viel gelitten, um eine solche Strapaze zu ertragen. Schrott mit seiner Methode fiel mir ein; wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch

die Seele, daß, wenn noch Rettung möglich sei, diese nur in einer modificirten Behandlung nach Schrott gefunden werden könne; ich glaubte mit ihr Alles ausrichten zu können, und noch jetzt bin ich der Meinung, daß meine Wahl zwischen beiden Methoden die richtige war und in einem solchen Falle Schrott mehr als eine Apotheke zu leisten vermag. Die strenge Diät, die Aussaugung des Körpers, in dem sich während der Cur keine neuen schlechten Säfte bilden können; die Veränderung, welche in den Verrichtungen der Verdauungswerkzeuge hervorgebracht wird und die ganze Disposition des Körpers verändert; die Beispiele von geheiltem Knochenfraße, die ich bei Schrott gesehen — Alles drängte sich meiner Einbildungskraft gewaltig auf, die sich den Augenblick vorher abgemartert hatte, um Mittel ausfindig zu machen zum Trocknen der Thränen, welche vor meinen Augen geweint wurden. — Weinende Augen könnten aus mir einen Hahnemann machen, glaube ich; ich kann sie nicht ertragen; sie fallen mir auf die Seele wie Feuertropfen und schmelzen zusammen, was sich da Hartes vorfindet, als ob es Wachs wäre. — Uebrigens flößte mir mein Gedanke an Schrott Hoffnung ein.

„Wenn Madame"*), sagte ich etwas schüchtern, „sich einer ganz strengen Diät unterwerfen und in allen Dingen genau meine Vorschriften erfüllen, alle Entbehrungen ertragen will, die ich Ihr auflege; so getraue ich mir, Ihre Behandlung zu unternehmen, ohne jedoch mit voller Sicherheit einen ganz glücklichen Erfolg zu versprechen. Ohne Hoffnung bin ich nicht!"

*) Die Gräfin sprach das Deutsche mangelhaft, weshalb wir jetzt und in der Folge unsere Unterhaltung stets französisch führten. Nur ausnahmsweise und bei besonderer Veranlassung sprachen wir deutsch oder italienisch, was sie ebenfalls sehr geläufig und besser sprach als ich.

Die Gräfin trocknete sich die Thränen und reichte mir die Hand. Ich fühlte meine Augen naß werden. „Wenn es nur daran liegt, so mögen Sie darauf rechnen, Herr Professor, daß Nichts unterlassen werden soll, um Sie zufrieden zu stellen“, sagte sie; „ich bin an eine strenge Diät gewöhnt und es wird mir nicht schwer werden, mich noch mehr einzuschränken.“

„Madame mange comme un oiseau,“ fiel der Doctor Marco, der die ganze Zeit über zugegen gewesen war, ein; „il serait presque difficile de lui rien retrancher du peu d'aliments qu'elle prend.“ *)

„Ich bin bereit, mich allen Ihren Vorschriften zu unterwerfen“, fuhr die Gräfin fort; sagen Sie mir nur Ihre Bedingungen und bestimmen Sie, wo und wie ich die Cur gebrauchen soll.“

Ich ließ ein Wort fallen, daß mir eine längere Trennung von meiner Familie, besonders der Erziehung der Kinder wegen, unangenehm sein würde und daß ich auch ungern meine Stelle bei der Academie aufgeben möchte, wenn man mir nicht eine angemessene Entschädigung und Aussicht für die Zukunft böte.

„Nun so bleiben wir in Sachsen. Dresden ist angenehm, oder, wenn Sie es noch lieber sehen, ich gehe mit Ihnen nach Freiberg, wo Sie alle Ihre Geschäfte nebenbei fortsetzen können.“

Diese Nachgiebigkeit gegen meine Wünsche, dieses Vergessen ihrer selbst, um mir gefällig zu sein, mich kein Opfer bringen zu lassen, bestach mich und nahm mich so lebhaft für

*) „Madame ißt wie ein Vögelchen; es dürfte fast schwer sein, ihr von der wenigen Nahrung, die sie zu sich nimmt, noch Etwas abzubrechen.“

meine hohe Kranke ein, daß ich mir selbst heimlich zuschwor, für sie Alles zu thun, was nur in meinen Kräften stünde. — Ich bat sie, mir ihr Anerbieten zu machen. Sie bot mir zwölfhundert Thaler jährlich und nach einer glücklichen Cur tausend Ducaten Honorar. Das Anerbieten war nicht schlecht, doch war der ansehnliche Gehalt nicht für die Dauer und das Honorar, wie ich wohl fühlte, noch nicht verdient. Ich hatte Hoffnung, aber diese Hoffnung war bei Weitem noch keine Gewißheit.

Ich erwiderte, daß ich in meiner jetzigen Stellung, wenn ich fleißig arbeitete, nahe an tausend Thaler jährlich zu verdienen im Stande sei*) und daß es eines größeren Vortheils bedürfe, um mich zu bewegen, meine Stellung aufzugeben. Ich versicherte sie meiner Theilnahme an ihrer gefahrvollen Lage, bat sie aber, zu bedenken, daß ich selbst die Existenz meiner Familie nicht bloßstellen könne und daß es sich hier nur um ein Ding handle, das sie im Ueberflusse besäße, während ich Mangel daran litt.

---

*) Ich gestehe, daß ich dabei, wie man zu sagen pflegt, den Mund ein wenig voll genommen hatte. Möglich war es allerdings, daß ich in Freiberg 1000 Thaler jährlich verdiente; der Fall war aber weder da gewesen, noch durfte ich erwarten, daß er unter unveränderten Umständen sehr bald eintreten werde. Gingen meine Geschäfte mit meiner Anstalt gut, so konnte ich nach Erweiterung derselben allerdings mehr als tausend Thaler verdienen; das war aber freilich ungewiß. Indessen nährte ich mich mit meiner Familie anständig und würde ohne meine Schulden, bei einem etwas besseren Gesundheitszustande, gar keinen Grund gehabt haben, eine Veränderung meiner Lage zu wünschen, und Das, was ich in Freiberg verdiente, war allerdings mehr werth, als zwölfhundert Thaler fern von meiner Familie und bei einer doppelten Wirthschaft.

„Ich begreife, daß Sie Etwas bei einer solchen Veränderung verdienen wollen", sagte sie; „allein Sie haben ja unter denselben Bedingungen zum Grafen P—o gehen wollen. Ich sehe nicht ein, warum ich mehr geben soll, als er!"

„„Das begreife ich sehr wohl; denn bei dem Grafen hatte ich die Aussicht, eine Wasserheilanstalt zu errichten und mir auf meine ganze Lebenszeit eine anständige Existenz zu sichern, was bei unserem Vertrage nicht der Fall ist. Will die Frau Gräfin indessen wirklich mit nach Freiberg gehen und bis zu Ihrer Herstellung dort verweilen, so versteht es sich von selbst, daß ich meine Forderung herabstimme. Ich fürchte jedoch, daß der Aufenthalt in einer so kleinen Stadt ein Opfer für Sie sein wird, das Sie nur im äußersten Falle bringen werden und zu dem ich Sie nicht besonders veranlassen mag, da ich weiß, welch großen Einfluß unsere Umgebungen auf unsere Geistesstimmung und diese wieder auf unser körperliches Befinden hat.""

Sie zweifelte an meiner Theilnahme und nahm ihre Zuflucht aufs Neue zu Thränen. Diesmal verfehlten dieselben jedoch ihre Wirkung, da es sich nur um eine Geldsumme handelte, welche bei dem ungeheuern Vermögen der Gräfin und ihrer Kinderlosigkeit gar nicht in Betracht zu bringen war. Endlich wollte sie meine Bedingungen wissen. — Ich verlangte freie Station und Einhundert und funfzig Thaler monatlich. Sie willigte ein, ohne sich weiter über den Ort, wo sie die Cur zu brauchen dachte, auszusprechen, wollte nun aber durchaus nicht, daß in dem Contracte, den sie aufzusetzen mir überließ, von einem weiteren Honorar nach beendigter Cur die Rede sein sollte. Marco bemerkte dabei, daß die großmüthige Handlungsweise der Frau Gräfin zu bekannt sei, als

daß im Falle eines glücklichen Ausganges ein ansehnliches Honorar bezweifelt werden dürfte. Ich ließ mir dies gefallen und nachdem wir noch einige Punkte von geringerer Wichtigkeit besprochen, empfahl ich mich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, und kehrte nach dem Gräfenberge zurück, wo ich meinen Bekannten mein gutes Glück mittheilte.

Alle Polen, welche die Gräfin kannten, bestätigten, daß sie sehr reich sei; allein auch Alle warnten mich, mit ihr auf meiner Hut zu sein; man warf ihr große Veränderlichkeit vor und meinte, sie sei durchaus nicht so gutmüthig, wie sie sich mir gezeigt habe, ihre Freundlichkeit sei studirt gewesen, um mich für sich zu gewinnen und dabei so wohlfeilen Kaufes als möglich davon zu kommen. Der Oberst *,*, der mir immer großes Interesse gezeigt hatte, sagte: „Es ist eine jener Ideen, wie sie ihr alle vierzehn Tage kommen. Wer weiß, ob sie nicht über acht Tage schon zu Dieffenbach gehen will und große Lust hat, Sie wieder fortzuschicken. Sehen Sie sich mit Ihrem Contracte vor. Es ist nicht gut, sich von einem Weibe ganz abhängig zu machen.“ — Man machte bittere Glossen über die Functionen des italienischen Arztes, eines schönen kräftigen jungen Mannes, der seit neun Jahren bei der Gräfin war und ihr volles Vertrauen besaß, ohne deshalb auf ihre Entschlüsse einen entschiedenen Einfluß auszuüben. Ich übergehe, was man sonst noch über die Moralität meiner Patientin sagte, da ich während meines Zusammenseins mit ihr Nichts bemerkt habe, was diesen bösen Leumund rechtfertigte.

Alles, was man mir sagte, diente nicht dazu, mich mit meinem Engagement sehr zufrieden zu machen. Ich glaubte zwar nicht die Hälfte von dem Bösen, was über die Gräfin umlief, da ich gewohnt war, die Polen über sich gegenseitig

herziehen und namentlich den Ruf der Frauen verdächtigen zu hören; allein es änderte doch meine gute Meinung über meine interessante Kranke und über die gehoffte angenehme Stellung in ihrem Hause gar sehr. — Was mir die Polen in Gräfenberg gesagt hatten, wurde mir bei meinen Besuchen in Freiwaldau in den nächsten Tagen von den dort wohnenden Landsleuten der Gräfin bestätigt. Graf St—i, der mich mehrmals zu Tische eingeladen hatte, beobachtete nebst seiner Frau ein hartnäckiges Stillschweigen zu allen Lobsprüchen, die ich dem Benehmen der Gräfin ertheilte; ich wagte nicht, gegen sie von den üblen Gerüchten zu sprechen, die mir zu Ohren gekommen waren, da ich nicht wußte, wie nahe sie mit der Gräfin bekannt waren, und auch ihr Urtheil über dieselbe nicht bestechen wollte. Das Schweigen fiel mir auf. Am nächsten Tage sagte mir der Graf abseits:

„Ecoutez, Monsieur Munde! vous nous avez loué la bonté de Madame la Comtesse †††; — vous savez que nous vous aimons ma femme et moi; — eh bien, nous sommes convenus de vous avertir qu'on dit — *qu'elle est très-méchante.*" *) —

Die letzten Worte sagte er sehr langsam, mit starker Betonung und indem er mir den Arm fest drückte. Hierauf sah er mich noch einmal mit Bedeutung an und entließ mich. Auch von Zb—ski konnte einige sarkastische Bemerkungen über Doctor Marco nicht zurückhalten, als ich wieder zu ihm kam; sogar die Damen verzogen den Mund zu einem spöttischen Lächeln, wenn sein Name genannt wurde.

*) „Hören Sie einmal, Herr Munde! Sie haben uns die Güte der Frau Gräfin ††† gelobt; Sie wissen, daß wir Sie lieb haben, meine Frau und ich; — nun da sind wir denn darüber mit einander einig geworden, daß es gut wäre, Ihnen zu sagen, — daß die Gräfin — sehr bös sein soll!" —

Es war mir interessant, zu beobachten, wie dieselben Leute, welche mir solche Nachrichten über die Gräfin gaben, ihr den Hof machten und sie ihrer Anhänglichkeit, Liebe, Achtung u. s. w. versicherten; wie die Damen sie umarmten und sich glücklich schätzten, von ihr empfangen zu werden; wie die Gräfin selbst mit der größten Grazie und einer Art freundlicher Herablassung, die an ihre fürstliche Herkunft erinnerte, die sie Besuchenden an sich zu fesseln schien und — sobald diese fort waren, ihnen ihren bösen Leumund hinter ihrem Rücken durch beißende und wegwerfende Bemerkungen vergalt, obschon sie von jenen übeln Reden kaum eine Ahnung haben konnte. — Vom Grafen St—i sagte sie mir, er sei kein Graf; Jeder, der aus Polen herauskomme, wolle den Grafen spielen, und wenn er auch nur ein Bauerngut besäße; den Herrn von Zb—ski, der ihr mit seiner Familie allerhand Dienste zu leisten bemüht war, bezeichnete sie nur als einen durch Glück und Speculationen reich gewordenen „Parvenu sans nom et sans famille"; und auf dieselbe Weise wurde Jeder abgefertigt, von dessen Urtheile über sie Etwas zu fürchten war — sobald er die Thür hinter sich hatte, oder sich sonst Gelegenheit zu einer bitteren Bemerkung über ihn bot.

Mitten unter diesen unvortheilhaften Aeußerungen von beiden Seiten kamen wir zum Abschlusse unseres Contractes, den ich etwa in folgenden Clauseln abgefaßt hatte. Ich besitze von dem Original nur noch ein Stück und ergänze es aus dem abgeänderten Brouillon.

Contract.

Nachdem die Frau Gräfin †††, geborne Fürstin S—, mit Herrn Professor Munde aus Freiberg in Sachsen dahin übereingekommen ist, daß dieser für die Dauer von Drei Jahren,

von dem heutigen Tage an gerechnet, in ihr Haus trete, um ihr zu Wiederherstellung ihrer Gesundheit mit seinen Erfahrungen in der Wasserheilkunde zu dienen, so verspricht sie Demselben Folgendes:

§. 1.

Außer freier Station einen monatlichen Gehalt von Einhundert und fünfzig Thalern preußisch Courant, für die Dauer von Drei Jahren, von heute an gerechnet.

§. 2.

Im Falle der Frau Gräfin die Cur nach mehrmonatlichem Versuche nicht zusagen sollte, behält sie sich vor, Herrn Munde vor Ablauf der Drei Jahre und zwar nach vorhergegangener dreimonatlicher Kündigung zu entlassen; wogegen sie ihm jedoch, in Betracht der ihm in seinen Angelegenheiten und seiner Stellung verursachten Nachtheilen, außer dem ihm für die Dauer seiner Dienstleistungen zukommenden Gehalte, ein einjähriges Salair von

Achtzehnhundert Thalern

an dem Tage seiner Entlassung als Entschädigung auszuzahlen, so wie seine Reisekosten in seine Heimath zu tragen verspricht.

§. 3.

Im Todesfalle von der einen oder der anderen Seite erhält Herr Munde oder dessen Familie dieselbe Summe von 1800 Thalern von der Frau Gräfin oder deren Erben ausgezahlt.

§. 4.

Was die Diät und Cur betrifft, macht die Frau Gräfin ††† sich anheischig, in allen Dingen den Anordnungen Herrn Munde's nachzufolgen.

§. 5.

Wird die Frau Gräfin diesen durch beide Partheien genehmigten, in Duplo ausgefertigten, eigenhändig unterschriebenen Contract bei der Ankunft in Sachsen durch einen Notar oder sonst gerichtlich bestätigen lassen.

Freiwaldau am 24. October 1839.

(Folgen die Unterschriften.)

Durch diesen Contract glaubte ich mich hinreichend gesichert und riskirte auf keinen Fall Etwas, wenn ich mit der Gräfin nach Sachsen zurückging, da ich hoffte, einen längeren Urlaub von meiner Behörde zu erhalten, und es mir frei stand, meine Familie ganz oder zum Theil in meine Nähe kommen zu lassen, um die Erziehung der Kinder stets im Auge zu haben. Konnte ich in Sachsen bleiben, so waren die Vortheile, welche mein Engagement mir verschaffte, beträchtlich: ich konnte sogar während desselben meinen Bau beginnen, besonders wenn die Gräfin es sich in Freiberg gefallen ließ, wie sie mir selbst vorgeschlagen hatte.

Allein ihre diesfallsige Bereitwilligkeit war nur ein feiner Kniff, um mich desto leichter und unter günstigen Bedingungen ihren Absichten geneigt zu machen.

Schon bei der Unterzeichnung der Contracte gab es Schwierigkeiten. Von Freiberg war schon gar keine Rede mehr, auch Dresden wurde wegen seines rauhen Clima's nicht mehr für einen passenden Aufenthalt erklärt. Man wollte nach Italien. Meine Einwendungen wurden durch Bitten und Vorstellungen bald beseitigt. Ich sah einen Theil meines Vortheiles schwinden; allein er wurde durch eine Reise nach Italien aufgewogen.

Man sprach von Nizza, Florenz, Triest, Venedig, Turin, Neapel, Rom, wie es eben den Kopf der Reisenden durchkreuzte; ja man machte mir Hoffnung, dem Papste vorgestellt zu werden, mit dem die Gräfin, wie Doctor Marco sagte, ganz gut bekannt sei; an den Höfen von Turin und Toscana waren wir sicher, wie alte Bekannte aufgenommen zu werden; mit den Cardinälen in Rom sah ich mich im Geiste schon umgeben wie hier mit den Schulmeistern; der blaue italienische Himmel, die Orangenwälder, die Schätze der Kunst und die Schönheiten der Natur — Alles ließ man an meinem beweglichen Gemüth vorüberziehen. Ich willigte ein, unter der Bedingung, daß die Reise über Sachsen unternommen werde, um meine Familie vorher zu sehen und mehrere meiner Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der Wunsch war nicht mehr als billig und die Gräfin sagte ohne Umstände zu. Ich schrieb meiner Frau und nannte den Tag, an welchem wir in Freiberg einzutreffen gedachten.

Am nächsten Morgen erhielt ich folgendes Billet:

„Je Vous ai fait chercher hier soir, Monsieur, à Freiwaldau pour vous faire part des réflexions que j'ai faites relativement au chemin dont nous avons parlé hier. — Les hautes Alpes offrent des difficultés presque insurmontables dans cette saison. — J'en ai fait moi-même l'expérience il y a deux ans lorsque voulant les traverser le 29 du mois d'Octobre je fus forcée de revenir sur mes pas et de prendre le chemin de Vienne, Graetz et Görz comme celui qui offre moins de difficultés que les autres — Soyez donc assez bon, assez aimable, Monsieur, pour renoncer au projet de voir pour le moment Votre famille; c'est un sacrifice auquel Vous Vous résignerez d'autant plus volontiers, j'espère, que Vous devez penser que pour parvenir en Italie selon notre

projet d'hier, il nous faudrait traverser, pour les trois quarts de la route un pays froid dans la plus désagréable des saisons, tandisque par le chemin que j'indique nous n'aurons pas le désagrément d'être emprisonnés au milieu des neiges. — Agréez, Monsieur, tous mes complimens —

Comtesse †††
Princesse —.

le 25 Octobre.*)

So triftig nun auch die Gründe sein mochten, welche die Gräfin zu Aenderung des mit mir verabredeten Reiseplanes bewogen, so unangenehm war doch der Eindruck, den diese Abänderung und das sehr höfliche Billet auf mich machten.

---

*) „Ich habe Sie gestern Abend in Freiwaldau suchen lassen, um Ihnen die Bedenklichkeiten mitzutheilen, welche mir in Betreff des Weges, von dem wir gestern gesprochen haben, beigekommen sind. — Die hohen Alpen bieten Schwierigkeiten dar, welche in dieser Jahreszeit fast nicht zu überwinden sind. Ich habe dies vor zwei Jahren selbst erfahren, als ich sie am 29. October passiren wollte und genöthigt war, wieder umzukehren und meinen Weg über Wien, Grätz und Görz zu nehmen, welcher weniger Schwierigkeiten bot als die übrigen. — Sei'n Sie also so gut, so liebenswürdig, lieber Herr Munde, und verzichten auf das Vorhaben, für jetzt Ihre Familie zu besuchen. Dies ist ein Opfer, zu welchem Sie Sich hoffentlich um so eher entschließen werden, als wir, um unserem gestrigen Plane zufolge nach Italien zu kommen, drei Viertheile unseres Weges, in der unangenehmsten Jahreszeit, durch eine kalte und rauhe Gegend nehmen müßten, während wir auf dem von mir angegebenen Wege nicht die Unannehmlichkeit haben, uns inmitten der Schneemassen fest zu fahren. —

Empfangen Sie meine freundlichen Grüße u. s. w.

Gräfin †††.
Fürstin S —.

Am 25. October.

Man läuft seiner Familie und seinen Geschäften nicht so mir nichts Dir nichts auf einige Jahre davon, und wollte ich auch meinem Herzen einen Zwang anthun, so war es doch mehr als wahrscheinlich, daß ich durch Unordnungen, welche durch eine unvorbereitete längere Entfernung entstehen mußten, eine Summe verlöre und dadurch in pecuniärer Hinsicht schlechter gestellt wurde, als es bei Abschließung unseres Contractes der Fall zu sein schien. Auch wurde die Sicherheit, welche mir dieser Contract gewährte, geringer, da ihm die gerichtliche Bestätigung fehlte und ich in einem fremden Lande mit einer reichen Gegnerin keinen Prozeß aushalten konnte, wenn es ihr einfiel, den Contract nicht zu halten. Ich konnte mich nicht mehrere Monate lang an einem Orte hinsetzen und die Beendigung eines Prozesses abwarten, dessen Ausgang ungewiß war, wenn die Gräfin von ihren Geldmitteln geschickten Gebrauch machte. Wer stand mir für die Unbestechlichkeit der Richter?

Ich überlegte hin und her. Die geschickte Art, wie mich die Gräfin ihren Absichten geneigt gemacht hatte, und die Warnungen meiner Bekannten hatten mein Mißtrauen im hohen Grade rege gemacht. Ich fürchtete, daß bald durch die Gräfin selbst ein Bruch herbeigeführt werden und ich dann alle Nachtheile meiner plötzlichen Entfernung zu tragen haben würde, ohne daß dieselben durch irgend einen Vortheil aufgewogen würden. Fast hatte ich Lust, den ganzen Handel rückgängig zu machen. Endlich faßte ich den Entschluß, ihr eine Entschädigung für die mir durch eine augenblickliche Abreise nach Italien wahrscheinlicherweise zugefügten Verluste abzuverlangen und, um ganz sicher zu sein, mir einen Jahrgehalt vorausbezahlen zu lassen; wollte sie in diese Bedingungen nicht willigen, so nahm ich mir vor, das Project fallen zu lassen und meinen früheren Plan zu verfolgen.

Ich ging zu ihr und machte ihr nicht ohne einige Verlegenheit meine Vorschläge, nachdem ich ihr die Gründe dazu mit möglichster Schonung aus einander gesetzt hatte.

Sie nahm beide übel auf. Von einer Entschädigung wollte sie Nichts wissen, obgleich dieselbe mir ganz billig erschien. Gegen die Vorausbezahlung protestirte sie ebenfalls. — Ich war genöthigt, ihr zu erklären, daß ich nicht reisen würde.

Unter den Gründen, welche ich für die Vorausbezahlung eines Jahrgehaltes anführte, war auch der, daß ich einige hundert Thaler Schulden in Freiberg zurückließ und daß ich eben so sehr wünschen müsse, diese vorher zu berichtigen, als es unentbehrlich sei, meiner Familie eine hinreichende Summe zu ihrer Subsistenz zurückzulassen, ohne welche diese mich nicht ohne Furcht und Zittern reisen sehen würde, da sie im Falle eines Unglücks von Allem entblößt wäre und bei einer großen Entfernung ich nicht sogleich zu ihrer Hülfe herbeieilen könnte. — So gut dieser Grund auch war, sie beachtete ihn nicht und blieb bei ihrer Weigerung.

Ich bat um Verzeihung, daß ich unter diesen Umständen den ganzen Vertrag als nichtig betrachten müßte, und legte ihr mein Exemplar unseres Contractes auf den Tisch, indem ich sie um das ihre bat und begehrte, daß beide vernichtet würden.

Sie hatte diesen Ernst nicht erwartet und begann nun erst mit Thränen, dann mit Vorwürfen Bresche auf meinen Entschluß zu schießen. Die ersten halfen Nichts, weil ich sie für erkünstelt hielt und ihnen eine trügerische Absicht unterlegte, und die letzten brachten mich auf, da sie mein Ehrgefühl verletzten.

„Es scheint", sagte sie unter Anderem, „als ob Herr Munde nur sein Geld in Sicherheit haben wollte und sich dann um mich wenig zu kümmern gesonnen sei."

„Hierauf antwortete ich mit fester und starker Stimme: „Madame, ich bin ein ehrlicher Mann. Von dem Augenblicke an, wo Sie daran zweifeln, haben wir keine Gemeinschaft mehr mit einander: es würde unnütz sein, das Geringste unternehmen zu wollen, sobald Sie kein Vertrauen zu mir haben. Das Mißtrauen, welches Sie eben aussprechen, entscheidet auf immer für eine gänzliche Trennung. Wir haben uns verkannt. Erlauben Sie, daß ich diesen Contract vernichte!"

Hiermit ergriff ich den Contract und war im Begriffe ihn zu zerreißen, als sie mir in die Hände griff und in einen entschuldigenden Ton einbog. Ich beharrte eine Zeitlang auf meinem Entschlusse; endlich siegten gute Worte, Thränen und die Einwilligung in die Vorausbezahlung.

Nachdem wir uns vollkommen ausgesöhnt hatten, gab es neue Schwierigkeiten wegen dieser letzten. Sie sagte, sie könne nicht achtzehnhundert Thaler entbehren, da sie, wie sich von selbst verstehe, nicht mehr baares Geld auf ihrer Reise mit sich führe, als sie zu brauchen gedenke; sie habe jedoch Creditbriefe auf sechstausend Ducaten auf Paris, wohin sie vor ihrer Ankunft in Freiwaldau zu gehen gedacht, und dann habe sie noch polnische Papiere, die sie vielleicht in Wien umsetzen könne; doch sei dies nicht gewiß.

Ich bestand auf meiner Forderung und erklärte wiederholt, ich würde nicht reisen. Marco holte die Chatoulle. Ihre Baarschaft bestand in etwas über tausend Ducaten. Ich konnte ihr in der That nicht zumuthen, sich von dem nöthigen Gelde zu entblößen, und machte endlich den Vorschlag, mir ein Dritttheil der Summe sogleich und die beiden anderen Dritttheile in Wien auszuzahlen.

Sie willigte ein. — Das Geld wurde aufgezählt. — Neue Schwierigkeit: ich sollte den Ducaten für drei Thaler

acht gute Groschen annehmen, ein so hoher Preis, wie er mir noch niemals vorgekommen war. Der Curs war vier gute Groschen höchstens. Im Handel nahm man sie jedoch auch höchstens zu sechs. Ich wollte sie jedoch zum gegenwärtigen Goldcurse haben, so wie sie sicher auch der Gräfin vom Banquier angerechnet worden waren. — Sie behauptete, in Dresden keinen Ducaten unter acht Groschen ausgegeben zu haben. Ich bezweifelte die Thatsache. Marco bestätigte sie. — Ich berechnete schnell, daß ich nach diesem Curse gegen hundert Thaler an meinem Jahrgehalte einbüßte, und die Knickerei fing mir wieder an böses Blut zu machen. Endlich wurden wir über sechs Groschen einig, was mir immer noch beim Verwechseln des Goldes einen Nachtheil von ungefähr funfzig Thalern ausmachte, während die Gräfin eben so viel dabei gewann.

Sie zahlte mir endlich die sechshundert Thaler aus und wir bestimmten den Tag unserer Abreise, welche wir nicht lange mehr aufschieben konnten, wollten wir nicht bei dem eingetretenen schlechten Wetter die Wege in den Gebirgen grundlos werden lassen und noch bei guter Zeit in ein wärmeres Clima gelangen, nach welchem ich mich eben so sehr sehnte, als meine Patientin. — Ich bat noch um zwei Tage, zu Ordnung meiner Angelegenheiten in Gräfenberg und um meiner Frau Geld und alle Instructionen zugehen lassen zu können, welche ich für eine längere Abwesenheit für nöthig hielt. Ich brachte diese zwei Tage in voller Beschäftigung zu, zahlte die mir anvertrauten kleinen Actiencapitale zurück, schickte meiner Frau den größten Theil meiner Baarschaft und füllte jede mir übrige Minute mit Notizen über Gräfenberg und die Cur aus, die ich mir in aller Eile noch anschaffte.

Am 28. October reisten wir ab. — Ich hatte noch am Morgen unserer Abreise Auszüge aus einem Manuscripte gemacht, welches mir ein amerikanischer Eisenbahn-Ingenieur, der die Cur in Gräfenberg gebrauchte und sich mir die ganze Zeit seines Aufenthaltes sehr freundlich zeigte, geliehen hatte. Es war derselbe Herr Zimpel, dessen Name sich auf der eben mitgetheilten Liste meiner Gräfenberger Actionäre befindet. Diese Arbeit hielt mich auf und machte, daß die Stunde, in welcher ich in Freiwaldau einzutreffen versprochen, herannahete, ehe ich Abschied genommen, meine Rechnung bei Bartzsch abgemacht, der Tischbedienung ihr Trinkgeld gegeben und mehrere kleine Commissionen besorgt hatte, die mir übrig geblieben waren. Ich hatte meine Schreibmappe mit dem Manuscripte des Herrn Zimpel unter dem Arme, als ich fortging. Der Eigenthümer befand sich weder im Saale, noch in seinem Zimmer; ich sah Niemand, dem ich die Schrift hätte anvertrauen mögen; andere Dinge kamen mir dazwischen und ich verließ Gräfenberg mit dem Manuscripte in meiner Mappe. Unterwegs fiel mir das Manuscript ein. Herr Dr. Baumbach hatte die Freundlichkeit, mich ein Stück Weges zu begleiten, obschon der Weg abscheulich war. Ich gab die Schrift also ihm, mit der ausdrücklichen Bitte, sie nur Herrn Zimpel selbst oder unserem gemeinschaftlichen Freunde, Herrn von M—y, dem Ungarn, einzuhändigen, welchen er in meinem Namen bitten sollte, dieselbe, nebst dem dabei liegenden Krankenjournale eines jungen Forstmannes, in Freiwaldau ganz copiren zu lassen und mir zu übersenden. Er versprach es, konnte jedoch, da Herr Zimpel an demselben Morgen eine kleine Reise gemacht hatte, die ihn länger abwesend hielt, als der Aufenthalt des Dr. Baumbach in Gräfenberg dauerte, das Manuscript nur Herrn v. M—y nebst meinem Auftrage übergeben und ihn

bitten, nach beendigter Abschrift es dem Eigenthümer selbst zu überantworten. Nach einiger Zeit erhielt ich einen nicht eben höflichen Brief von Herrn Zimpel, worin derselbe sein Mißfallen über das Mitnehmen seiner Mittheilungen aussprach und mich aufforderte, ihm dieselben sofort zurückzusenden. Ich schrieb ihm, was ich von der Schrift wußte, und bat, sich bei M—y und einigen anderen unserer Bekannten danach zu erkundigen. Bald darauf erhielt ich einen noch gröberen Brief als der erste: Weder M—y noch ein Anderer hatte Etwas von dem Manuscripte wissen wollen und Zimpel behandelte mich, als ob ich es absichtlich mitgenommen, um mich desselben bei meinen Arbeiten mit aller Bequemlichkeit zu bedienen, damit ich nicht die Mühe des Abschreibens oder die Ausgabe für den Copisten haben sollte. — Ich schrieb sogleich an Dr. Baumbach und Dieser bestätigte, daß v. M—y das Manuscript übernommen und ihm versprochen habe, damit nach meinem Auftrage zu verfahren. Mein Brief an Zimpel, welcher ihm Baumbachs Erklärung brachte, hatte einen dritten Brief zur Folge, in welchem der Schreiber an Unhöflichkeit sich selbst übertraf. Ich wußte gar nicht, was ich thun sollte, um mir aus dieser äußerst unangenehmen Lage herauszuhelfen. Von M—y läugnete hartnäckig, ein Manuscript in Empfang genommen zu haben, und gab sogar sein Ehrenwort auf eine sehr energische Weise; Baumbach versicherte unter Angabe der einzelnen Umstände, daß v. M—y ihm persönlich die Schriften abgenommen; Zimpel hatte sie nicht erhalten und wüthete gegen mich, der sie in Abwesenheit des Besitzers diesem nicht hatte einhändigen können; das Manuscript war verloren und kein Gold konnte seinen kostbaren Inhalt ersetzen. — Ich hatte kein Mittel, die Leute zu befriedigen; ich griff zu dem einzigen, was mir übrig blieb: ich versicherte Herrn Zimpel nochmals,

daß ich unschuldig an seinem Verluste und gern bereit sei, ihm denselben mit Geld nach seiner eigenen Schätzung zu bezahlen, daß es mir leid thue, ihm nicht einmal eine Abschrift von dem Manuscripte geben zu können, da ich nur einige unvollständige Auszüge daraus gemacht hätte, weil mich die Zeit drängte und ich daran dachte, das Ganze durch Abschrift zu erhalten, und daß, wenn er für den Verlust keine Zahlung annehmen wollte, er mich in Zukunft mit seinen gar zu unhöflichen Briefen ungehudelt lassen sollte. — Mein Brief blieb ohne Antwort und Dr. Baumbach tröstete mich über den ganzen Handel durch den leichten Sinn, mit dem er denselben ins Auge faßte. Er meinte, die Krankengeschichten in dem Manuscripte hätten doch weder Herrn Zimpel noch Herrn von M—y etwas genützt, da sie Beide Nichts davon verstanden hätten; von M—y habe das Geschreibsel wahrscheinlich behalten und sich nicht gescheut, deshalb sein Wort zu riskiren; er sei ja bekanntlich auf eine Krankengeschichte, wie die Katze auf die Maus, obgleich er eben so wenig im Stande sei, wie ein Anderer, Etwas damit anzufangen; Herr Z— benehme sich wie Herr G— und ich solle die guten Leute laufen lassen und nicht weiter daran denken.

Mit Zimpel wurde mir dies leichter, weil er durch seine Grobheiten den guten Eindruck, welchen er in mir hinterlassen, verwischt und mich aufgebracht hatte. Sein Benehmen that mir blos deswegen noch weh, weil ich fühlte, daß ein Mann, der mir Beweise von Achtung und Vertrauen gegeben, durch üble Nachrede zu einer Aenderung seiner guten Meinung gebracht worden sein müsse; denn sonst könne er mir, wäre er auch noch so aufgebracht über den Verlust seines Manuscriptes, in einem solchen Tone nicht schreiben. Und dann war und blieb es mir doch unangenehm, daß Jemand durch seine

Gefälligkeit gegen mich einen, wenn auch nur eingebildeten, Nachtheil erlitten hatte. — Ich sage, wenn auch nur einen eingebildeten; denn ich bin jetzt eben so fest überzeugt, wie es Dr. Baumbach vor fünf Jahren war, daß die Krankheitsgeschichtenjagd auf dem Gräfenberge durch Leute, welche keinen Begriff von Physiologie und Pathologie hatten, eine sehr geringe Ausbeute für sie selbst und gar keine für die Wissenschaft gehabt hat. Und doch jagte Alles auf dem Gräfenberge! Alles notirte, Alles copirte und, fast möchte ich sagen, Alles curirte! — Unter den zwölf- bis funfzehnhundert Curgästen, die das Jahr über in Gräfenberg und Freiwaldau einsprachen, konnte es nicht fehlen, daß ein oder ein Paar Dutzend glückliche Curen vorkamen. Diese wurden nun sorgfältig niedergeschrieben, so gut sie von den beobachtenden Laien aufgefaßt worden waren, und wanderten nun von Hand zu Hand. Manchmal wurde derselbe Krankheitsfall von zwei und mehr Beobachtern exploitirt; die Auffassung war dann gewöhnlich so verschieden, daß man den Fall nur an dem Namen des Patienten erkennen konnte, aber, falsch verstanden, falsch berichtet, falsch copirt — Alles lieferte Stoff zum Ruhme des unsterblichen Prießnitz, auch wenn kein wahres Wort mehr an der Geschichte war. Das Dutzend Geschichten machte seinen Weg durch die funfzehnhundert Gäste, stärkte ihren Glauben und brachte ihren verlorenen Geruch wieder — wie auf den Schneeberger Schnupftabakschachteln steht (mein seliger Vater pflegte zu lesen: „stärkt den Schwindel, benimmt 's Gedächtniß und bringt den verlorenen Rock wieder") — und Jeder hielt auf seinen Notizenschatz, als ob der Stein der Weisen darin enthalten wäre und er beim Nachhausekommen das Goldmachen sofort anzufangen gedenke.

Ueber Herrn Zimpel's Verlust konnte ich mich also trösten, obschon es mir noch heute leid thut, daß dadurch seine gute Meinung von mir verändert worden ist und ich wiederholt hierdurch meine Unschuld erkläre. — Einen größeren Verlust, der nicht so leicht zu verschmerzen war, erlitt der junge Forstmann, welcher mir sein Tagebuch anvertraut hatte, und das denselben Weg gegangen ist, den die Zimpel'schen Schriften nahmen.

Herr C—s hatte an Kopfgicht gelitten und war von seinem Principal, der ihn väterlich liebte und an welchem er mit der Dankbarkeit eines guten Sohnes hing, nach Gräfenberg zur Cur geschickt worden. Er hatte den Auftrag erhalten, die Cur und die mit seiner Krankheit vorgehenden Veränderungen in allen ihren Einzelnheiten in ein Tagebuch zu notiren und dieses mit zurückzubringen. Und dieses Tagebuch ging durch mich verloren, wenn auch nicht durch meine Schuld. Wenn Herr von M—y diese Schuld auf seinem Gewissen haben sollte, so vergeb's ihm der Himmel! Wer auch das Tagebuch widerrechtlich an sich gebracht hat, diese Handlung ist eine Niederträchtigkeit, und ist sie auch, wie ich hoffe, ohne unangenehme Folgen für den Bestohlenen — ich darf mich des Wortes bedienen — geblieben, so gehörte doch aller Wasserfanatismus jener Zeit und ein sehr schlechtes Gewissen dazu, um Jemand eines Eigenthums zu berauben, das allerdings unter den Umständen großen und wahren Werth für ihn haben mußte, und mich oder einen Anderen dem kränkenden Verdachte Preis zu geben, den Diebstahl selbst begangen zu haben.

Ich habe Herrn C—s den Hergang der Sache geschrieben und ihm ein Exemplar meiner vierten Auflage sogleich nach ihrer Beendigung geschickt, um ihn zu überzeugen,

daß ich von dem Manuscripte keinen Gebrauch darin gemacht hatte, was ich sehr gern gethan haben würde, war ich im Besitze von dessen Inhalte gewesen. Mein Buch war freilich ein schwacher Ersatz für den erlittenen Verlust. — Ich habe übrigens an Herrn C—s zu rühmen, daß er mir nicht den leisesten Vorwurf wegen des Vorfalls gemacht hat. Seine Nachsicht und sein humanes Benehmen haben dazu gedient, mir das Unangenehme des Verlustes und das Harte in dem Verfahren des Herrn Zimpel noch fühlbarer zu machen. Die Achtung, welche mir sein ganzes Wesen in Gräfenberg einflößte, ist dadurch nur vermehrt worden. —

Vor meiner Abreise vom Gräfenberge machte ich, wie sich's gebührt, meine Rechnung bei Bartzsch ab, welcher mir jedoch nur die Zinsen für die Betten, die ihm gehörten, abnahm. Die Bedienung hatte ich besonders zu bezahlen. Für Kost und Wohnung hatte Madam Prießnitz, auf heftige Vorstellungen des Herrn von M—y, dem Rechsnungsführer verboten, Etwas von mir anzunehmen. Prießnitz war allerdings der Meinung gewesen, daß ich so gut wie jeder Andere bezahlen müsse, hatte aber dem besseren Takte seiner Frau, wie immer in solchen Fällen, nachgegeben. — Ich ging zu Madam Prießnitz, um ihr Lebewohl zu sagen, ihr für ihre gastfreie Aufnahme zu danken und ihr mein Bedauern auszudrücken, daß unser Vernehmen etwas gestört worden sei, wobei ich nochmals auf die nothwendigen Verbesserungen zurückkam. Meinen Dank lehnte sie ab, „ich hätte ja Nichts genossen", sagte sie, „und es sei ja so ganz gleich, ob ein Mensch mehr am Tische sitze oder weniger;" was die Verbesserungen betraf, so meinte sie, „es mache das Jeder nach seiner Weise, es hindere mich ja Niemand, sie in meiner Anstalt einzuführen." Was die Antwort nicht klug? Aber es war auch ganz die Antwort

eines Weibes; die Hauptfrage wird umgangen und an Nebendinge hängen sie sich an und beißen in jede weiche Stelle, die ihnen dargeboten wird. — Das sei nun wie es wolle; Madam Prießnitz benahm sich mit recht gutem Takte und hatte sogar, um Nichts zu versäumen, was den Schein aufrecht erhalten konnte, die glückliche Idee, ein Paar kleine Geschenke, die ich ihr für ihre Kinder gemacht hatte, durch ein recht artiges Kattunkleid für meine zehnjährige Tochter zu erwidern.

Wir trennten uns höflich und freundlich, wenn auch das gute Einverständniß, was früher zwischen uns bestanden, fühlbar gestört war.

Prießnitz war nicht zu Hause, als ich fortging. Ich glaube, ich wählte absichtlich für meinen Abschied eine Zeit, wo ich sicher war, ihn nicht zu treffen. Auf jeden Fall war es mir nicht sehr unangenehm, uns einen Abschied ersparen zu können, bei dem wir Keiner recht wußten, was wir für ein Gesicht machen sollten.

Wie verschieden waren meine Gefühle bei meiner Abreise vom Gräfenberge von denen, die mich bewegt hatten, als ich ihn bei meiner Ankunft hinaufstieg!

Neunzehntes Capitel.

Inhalt. Die Post in Freiwaldau. — Die Reisegesellschaft. — Beißigkeit der Gräfin. — Derbheit eines Postillions. — Que ces Allemands sont bêtes! — Wir werden von der Troppauer Polizei angehalten. Der Italiener. — Das Benehmen der Gräfin erregt Besorgnisse in mir. — Unsere Lebensweise: trocknes Brot. — Gutes Beispiel für Herrschaften, um wohlfeil zu reisen. — Das Nachtlager vor Brünn. — Der Spielberg. — Marco und seine Mittheilungen: Züge aus dem Leben in Polen und Rußland. — Voilà ce que ce coquin-là appelle de la patrie! — Bestechlichkeit und Plackereien der Beamten in Rußland. — Der Großfürst Constantin. — Die Spazierfuhre nach Sibirien. Probe der Polizeigewalt in Rußland. List der Petersburger Gauner.

Bei meiner Ankunft in Freiwaldau waren die Postpferde, von denen ich geglaubt hatte, daß sie schon lange auf mich warteten, noch nicht da, und erst nach ziemlich langem Aufenthalte und vielem Hin- und Herlaufen kamen sie endlich. Freiwaldau hat nur eine Briefpost, eine Art Filial von dem Postamte zu Zuckmantel, welches mit Uebergehung der Freiwaldauer Post manchmal Briefe und Gelder durch einen Boten direct an ihre Adressen abgeben läßt, wodurch dann und wann Unordnung entsteht. Ist z. B. ein Curgast abgereist und hat auf dem Freiwaldauer Postamte einen Ort angegeben, wohin ihm die ankommenden Briefe nachgeschickt werden sollen, so nimmt der Zuckmantler Bote, welcher von dieser Uebereinkunft Nichts weiß, die

Briefe wieder mit nach Zuckmantel zurück, von wo sie an den Ort der Absendung retour geschickt werden und häufig den Adressaten verfehlen. Auf diese Weise hatte sich z. B. ein, an den Engländer Abdy gerichteter, Geldbrief, welcher nach dessen Abreise an mich abgegeben werden sollte, lange Zeit unsichtbar gemacht und fand sich erst nach Verlauf von einem halben Jahre und nach mehrfachen Reklamationen von Seiten des Adressaten in München, dem Orte der Aufgabe wieder. — Da der Postmeister selbst nicht genöthigt war Pferde zu halten und deren auch immer nur zwei oder drei hatte, so mußten dieselben von Zuckmantel geholt, oder durch Bauernpferde ersetzt werden, was nicht nur gewöhnlich einen Aufenthalt veranlaßte, sondern auch zur Folge hatte, daß die Pferde über die Taxe bezahlt werden mußten.

Dies war der Fall bei uns.

Wir konnten erst um Mittag abreisen und kamen, bei den schlechten Wegen und den kurzen Tagen, den ersten Tag nur bis Zuckmantel und den zweiten bis nach Troppau.

Unsere Reisegesellschaft war ziemlich zahlreich. Außer der Gräfin, der Gesellschaftsdame, dem Doctor Marco und mir, bestand dieselbe noch aus zwei männlichen Bedienten, zwei Kammerfrauen und drei Kindern, zusammen also elf Personen, die in zwei Wägen vertheilt waren. Der erste, ein großer eleganter Reisewagen, enthielt in seinem Innern die Gräfin mit ihrer Gesellschafterin und zwei Mädchen von sieben bis acht Jahren, an denen die Gräfin Mutterstelle vertrat. Auf dem Bock saß der Bediente der Gräfin, ein Italiener, und in dem hinteren Cabriolet dessen Frau mit ihrem Kinde und eine polnische Kammerfrau, die ziemlich alt und häßlich war. Im zweiten Wagen saßen Doctor Marco und ich, mit unserem Bedienten Ferdinand, einem Pariser. — Bei dem vielen Gepäck, was wir mit

uns führten, hatten vier Pferde an dem großen Wagen und zwei an unserer Chaise selbst auf gutem Wege vollauf zu ziehen. Es ist leicht zu begreifen, daß es auf den schlechten Gebirgswegen also nicht gar zu schnell mit uns vorwärts ging.

Diese Langsamkeit des Fahrens, an dem weder die Pferde noch die Postillions Schuld waren, gab der Gräfin Gelegenheit, ein Talent zu zeigen, welches ich auf dem ganzen Wege, den wir zusammen machten, bis zum Ueberdruß bewundern mußte. Es war das der Beißigkeit. Sie predigte ohne Unterlaß in den Postillion hinein und ließ kein Mittel unversucht, um denselben zu größerer Schnelligkeit anzutreiben. Nur die beiden, welche unter unseren Umständen am meisten zum Ziele führen konnten, hinreichende Pferde und gutes Trinkgeld, verschmähte sie. Anstatt durch die Fruchtlosigkeit ihres Belferns ermüdet zu werden, wie es mir und vielen Anderen gegangen sein würde, schien sie dieselbe nur mehr aufzubringen, und je weiter wir fuhren, desto lauter hörten wir, waren wir von ihrem Wagen nicht gar zu weit entfernt, ihr Streiten und Keifen vor uns.

Sie hatte die Gewohnheit, an den Bergen auszusteigen, um der Gefahr eines möglichen Unfalls vorzubeugen. Wir Männer stiegen nun natürlich mit aus und leisteten unserer Gebieterin Gesellschaft. Und so machten wir manchmal über eine Stunde Wegs zu Fuße, was mir sehr angenehm war, da ich sehr ungern lange im Wagen sitze. Das Wetter war freilich auf unserer Reise abscheulich und oft mußten wir an einem unbedeutenden Berge aus unserer bequemen Lage heraus, um uns die Kleider, namentlich die Stiefel durchnässen zu lassen und uns dann wieder mit den nassen Füßen in den Wagen zu setzen und zu frieren.

Bei einer dieser Fußpartie wollte mir die Gräfin einen Beweis ihres Beißtalentes — man verzeihe mir das Wort, ich

weiß aber wirklich kein passenderes aufzutreiben — geben. Sie hatte schon ein Stündchen lang dem Postillion Vorlesungen gehalten, die dieser mit stoischem Gleichmuthe angehört hatte, ohne auch nur einen Peitschenknall darauf zu thun. Die Postillions waren, wie wir, abgestiegen und gingen neben den Pferden her. Aergerlich darüber, daß der ihrige gar keine Notiz von ihren Reden nehmen wollte, hatte sie eine beißende Bemerkung studirt, mit der sie ihn nun in unserer Gegenwart, wo sie eine stärkere Wirkung davon erwartete, in Verwirrung zu bringen dachte.

„Warten Sie einmal," sagte sie auf französisch zu mir, nachdem sie sich über das schlechte Fahren der deutschen Postillions in einer langen Rede ausgelassen, „ich werde ihm jetzt Etwas sagen, was gewiß durch sein dickes Fell gehen soll."

„Nehmen Sie sich in Acht, Madam," erwiderte ich; „unsere Postillions sind bisweilen verteufelt grob, und er könnte Ihnen leicht eine Antwort geben, die Ihnen eben so wenig gefiel, als ihm Ihre Bemerkung."

Sie konnte sich jedoch das Vergnügen nicht versagen, die wohlstudirte Malice loszulassen, und rief ihm laut und in ihrem fremden Accente jede Silbe stark markirend zu: „Postillion, du sollst mit Ochsen fahren!"

„Nu, do loss'n Se Sich Uchs'n anspon n, wenn Se mit welch'n fahren wull'n"" antwortete der derbe Postknecht eben so laut, ohne sich auch nur umzusehen.

Ich hatte Mühe, ein Lachen zu verbeißen, und die Gräfin hielt mir nun eine lange Vorlesung über die Grobheit der deutschen, die Schnelligkeit und Dienstfertigkeit der polnischen und russischen und die Höflichkeit der französischen Postillions. Ihrer Meinung nach war — es ist schrecklich es zu wiederholen — ein französischer Postillion weit höflicher als ein deutscher

Postmeister, und die Deutschen im Allgemeinen ein Volk, mit dem es sich ziemlich schlecht lebe. Ueberhaupt hatte sie von uns Deutschen eine schlechte Meinung und entblödete sich nicht, diese in ihrem Benehmen überall durchblicken zu lassen. Bei ihrer Umgebung fand sich für diese Abneigung leider nur zu viel Sympathie, und noch ehe wir nach Wien kamen, hatte ich im Nachtquartier schon in meiner Gegenwart sagen hören: „Que ces Allemands sont bêtes!"*)

„Es ist aber meinem Vater schon recht, daß mich so an die Hände friert," möchte ich hier mit dem Berliner Straßenjungen ausrufen; „warum koft er mir keene Handschchen nich." Denn, wahrlich, wir verdienen es nicht besser mit unserer Unterwürfigkeit unter das Urtheil eines jeden Laffen, der aus einem fernen Lande zu uns gelaufen kommt, mit unserer Sucht die Thorheiten unserer Nachbarn nachzuahmen, mit unserem vielen Reden ohne zu handeln, mit unserem Mangel an Einheit und Nationalgefühl, mit unserem hündischen Krümmen und Beugen vor der Willkühr der Machthaber, kurz mit der ganzen Figur und Haltung des guten, derben, ungeschickten, deutschen Michel's wie er ist, zusammengesetzt aus Kartoffeln, Bier und Tabak. — Ich sage, es ist uns schon recht, warum lassen wir es uns gefallen, warum ringen wir nicht nach Einigkeit und Selbstständigkeit, warum hat der Deutsche nicht auch etwas Glänzenderes auf seinem Schilde, als Redlichkeit, Gutmüthigkeit und Unbeholfenheit? — Ich liebe das deutsche Volk so sehr, daß mir bei solchen Betrachtungen Nichts übrig bleibt, als ärgerlich zu rufen: Es ist uns recht! oder — den Kopf zu hängen und zu — weinen. — Und gerade die Kopfhängerei, das Dulden und Weinen macht's ja nicht besser. — Was für ein

*) Wie dumm auch diese Deutschen sind!

Volk müßte das deutsche sein, wie hoch müßte es sein Haupt tragen, zwischen dem geknuteten Russen, dem sprühenden zappelnden Franzosen, der nicht weiß, was er mit seiner Freiheit in aller Geschwindigkeit anfangen soll, neben dem bigotten Italiener, dem halb wilden Ungarn, dem stolzen, kalten, sicher rechnenden, festen Schrittes einhergehenden Engländer; wäre kein Preußen und kein Oesterreich mehr, könnte die zersplitterte Kraft in eine Einheit gebracht, der eitle Nationalstolz des Preußen, des Hessen, des Hanoveraners, des Baiern, u. s. w. in Ein deutsches Nationalgefühl verwandelt werden! — Mein schönes Vaterland, Du bist schon jetzt viel glücklicher als viele Deiner Nachbarn, trotz Deiner unglücklichen Zerrissenheit; Du hast gezeigt, wie Du Glück und Unglück zu ertragen weißt; Du würdest gewiß auch eine würdige Haltung bewahren im klaren Lichte der Freiheit und Gesetzlichkeit, nicht bewacht durch die Bajonette der Söldner, sondern durch Dein eignes zum selbstbewußten Manne gereiftes Volk! — Doch wie vermagst Du es, Dein Haupt zu erheben vor den übermüthigen Nachbarn, so lange noch ungestraft Deine Verfassungen umgestürzt, Deine Redefreiheit beschränkt, Deinem Glauben und Gewissen Zwang angelegt werden dürfen?! — Vergebens mag der Einzelne dem Fremden gegenüber Deine Rechte zu vertreten suchen, er wird ausgelacht und ist und bleibt — une bonne bête d'Allemand! —

In Troppau hatten wir einen Aufenthalt ganz besonderer Art. — Wir waren am Sonntag Abends bei guter Zeit angekommen und in der Sonne, einem recht guten Gasthofe abgestiegen. Die Pferde waren uns früh um fünf Uhr versprochen worden, eine Stunde früher, als wir wirklich abzureisen gedachten; bei der Saumseligkeit der Postmeister war dies jedoch nöthig, wollten wir nicht eine Stunde später erst fortkommen. Indessen, wir warteten vergebens auf Pferde. Es war sechs

Uhr vorbei, und noch zeigte sich keine Spur davon. Dem Bedienten, welchen wir hinschickten, hatte man gesagt, die Pferde würden gleich kommen; es wurde sieben Uhr und noch keine Pferde. Endlich ging ich selbst auf die Post und jagte den Postmeister aus dem Bette, indem ich ihm in heftigem Tone Vorwürfe über eine durch Nichts zu entschuldigende Säumigkeit machte. Er verbeugte sich im Schlafrocke und ohne Beinkleider zehn Mal vor mir, nannte mich, durch mein Ordensbändchen und das fürstliche Wappen an unserem Wagen verleitet, Durchlaucht und versicherte auf all mein Fragen und Drohen, daß er nicht an dem Aufenthalte Schuld sei, daß ganz besondere Umstände ihm verböten, uns die Pferde zu schicken, daß es ihm äußerst leid thue, meine Durchlaucht aufhalten zu müssen, daß er aber gegen Befehle von oben nicht handeln dürfe ꝛc. ꝛc. Ich verstand immer noch nicht was er wollte, und glaubte, daß eine Person vom kaiserlichen Hause sämtliche Pferde in Beschlag genommen und es ihm unmöglich gemacht hätte uns welche zu geben. Nur nach vielem Hin- und Herreden gelang es mir, aus ihm herauszubringen, daß das Verbot, uns Pferde zu geben, von der Polizei an ihn ergangen war. Als er mir dies Geständniß machte, sah er ängstlich nach der Uhr, als fürchte er das Geheimniß zu früh verrathen zu haben. Uebrigens wußte er keinen Grund zu der Arrestation und rieth mir, mich zu dem Oberpolizeicommissar zu begeben, welcher ihm das Verbot hatte zugehen lassen. Ich ging zu diesem, fand ihn aber nicht mehr zu Hause. Seine Frau sagte mir, er sei wahrscheinlich zu uns in den Gasthof gegangen. Ich eilte dahin zurück und fand ihn wirklich auf dem Corridor vor unseren Zimmern mit dem Hute in der Hand. Er fragte mich sogleich sehr höflich, ob ich zum Gefolge der Fürstin gehöre und theilte mir auf mein Bejahen mit, daß ein äußerst unangenehmer Vorfall ihn genöthigt habe,

uns aufzuhalten, es sei nämlich der Gastwirth aus Freiwaldau, Zander, spät in der Nacht noch angekommen und habe ihm gemeldet, daß einer unserer Bedienten ein Paar Betten von ihm mitgenommen, daß der Gastwirth in Zuckmantel ihn diese Betten habe in den Wagen tragen sehen und daß Zander nun die Wägen zu durchsuchen begehre, um zu seinem Eigenthum zu gelangen; er habe ihm zwar Vorstellungen dagegen gemacht, jedoch endlich nicht umhin gekonnt in sein dringendes Begehren zu willigen, und er müsse die Fürstin bitten, ihm die Durchsuchung zu erlauben. Er versicherte, daß ihm die Sache äußerst unangenehm sei, daß er sich vorstellen könne, wie aufgebracht die Fürstin über die Beleidigung sein werde, daß aber seine Pflicht ihm keine Wahl gestatte, und dergleichen höfliche Entschuldigungen mehr. Ich fragte, welchen der Bedienten man im Verdacht habe, und er antwortete mir, den Italiener. Ich kannte Filippo noch viel zu wenig, um zu wissen ob er einer solchen Handlung fähig sei; sein ehrliches Gesicht widersprach dem Verdachte; der Umstand, daß er Frau und Kind mit sich führte, machte, daß ich einen Augenblick mich versucht fühlte, den Diebstahl für möglich zu halten. Ehe ich der Gräfin von dem Vorfalle Mittheilung machte, erinnerte ich den Commissar nochmals, welche üble Folgen es für den Gastwirth haben müsse, wenn Nichts gefunden würde, und rieth diesem, der während meines Gesprächs mit dem Polizeibeamten um die Wägen herumgeschlichen war, von seinem Verlangen abzustehen, wenn er nicht dem Zorne einer beleidigten Frau sich aussetzen wollte, die, so weit ich sie kenne, einen solchen Schimpf, ihr auf offner Straße angethan, gewiß nie verzeihen werde. Zander war jedoch seiner Sache durch den Gastwirth in Zuckmantel zu gewiß geworden, um nur einen Augenblick Anstand zu nehmen, den Dieb zu entlarven. Der College hatte ihm ja sogar die Farbe der Betten angegeben.

Blaustreifige Betten führte die Gräfin nicht mit sich; ich konnte also Nichts mehr einwenden und ging nun, dieser die Sache zu erzählen.

Sie kannte Filippo besser als ich und nahm keinen Anstand, ihn sofort zu vertheidigen. Sie rief ihn herbei und sagte ihm, welcher Handlung man ihn beschuldige.

Ich suchte auf seinem Gesichte das Geständniß seiner Schuld oder das Zeugniß seiner Ehrlichkeit zu lesen und beobachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Ich sah jedoch etwas ganz Anderes, als ich auf dem Gesichte eines Deutschen hätte sehen können; ich sah die aufflammende und sich im Innersten seiner Seele concentrirende Wuth eines bei seiner Ehre angegriffenen Italieners. Aus seinem ohnehin etwas bleichen Gesichte wich das Blut, um die schon tobende Brust noch mehr anzuschwellen; er sah aus wie eine Leiche; die Fäuste ballten sich krampfhaft zusammen; die Schenkel streckten sich, daß man alle Muskeln daran zählen konnte, die breite Brust wogte und die ganze Figur nahm eine Spannung an, wie die eines Löwen, der sich zum Sprunge auf seine Beute vorbereitet.

„Io, rubbato?*) — Io, rubbato?" wiederholte er einige Male, indem er den Mund krampfhaft zusammenzog. Dann schoß plötzlich ein Blitz aus seinen bisher finster am Boden hängenden Augen, der über mich hinglitt, das Zimmer durchflog und an den Tischen einen Moment hängen blieb, als suche er ein Instrument, um sogleich den Räuber seiner Ehre seine Rache fühlen zu lassen.

„Chi lo dice?"**) fragte er mit erhobener Stimme, indem sein flammendes Auge den Gegenstand seiner Rache zu su-

*) Ich, gestohlen?

**) Wer sagt es?

chen schien; „chi dice que io ho rabbiato dei letti?"*) — „Se avessi un buon coltello, glielo darei" murmelte er dann zwischen den Zähnen.

Ich war einen Augenblick in Sorge, daß er es in seiner blinden Wuth auf mich abgesehen hätte, und bemühete mich, ihm den Fall auseinander zu setzen. Die Gräfin verwies ihm ernstlich und mit Würde seine letzte Aeußerung und befahl ihm, sich ruhig zu halten und ihr die Rache zu überlassen, die nicht ausbleiben werde, wenn, wie sie überzeugt sei, seine Unschuld bewiesen werde. — Dennoch wollte er einige Male das Zimmer verlassen und nur der seit vier Jahren gewohnte Respect vor seiner Gebieterin vermochte es, ihn im Zimmer zu erhalten.

„Du bleibst hier bei mir, Filippo," sagte sie mit Milde und Ernst, „und Sie, meine Herren, gehen jetzt mit dem Herrn Commissar hinunter und tragen Sorge, daß jeder Winkel in den Wägen genau durchsucht wird. Herr Commissar, Sie stehen mir dafür, daß der Gastwirth nicht von der Stelle kommt, bis die Sache beendigt und der Schuldige bestraft ist."

Der Commissar versprach, den Gastwirth nicht von der Stelle zu lassen, und gab dann seinen beiden an der Thür des Gasthauses stehenden Polizeisoldaten den nöthigen Befehl.

Die Wagen wurden geöffnet und Zander suchte Alles durch. Da schon lange Alles zur Abreise bereit war und wir nur die Pferde erwarteten, um uns in die Wägen zu setzen und davon zu fahren, so befand sich auch Nichts mehr in den Zimmern, als was wir an uns trugen. Waren die Betten von unseren Leuten gestohlen worden, so mußten sie sich finden. Allein Zander suchte zwei, drei Mal Alles durch — und fand Nichts.

---

*) Wer sagt, daß ich Betten gestohlen habe? — Wenn ich nur ein gutes Messer hätte, ich wollt's ihm schon geben.

Man denke sich seinen Schrecken!

Der Commissar wiederholte seinen Soldaten den Befehl, ein wachsames Auge auf den Gastwirth zu haben, und dieser war so überwältigt von der Furcht vor den Folgen seiner Unvorsichtigkeit, daß er lange kein Wort hervorbringen konnte. Der Commissar machte ihn durch einige drohende Worte, hinter denen der Furchtsame wenigstens einige Jahre Spielberg vermuthen mußte, vollends weich, und mit Thränen in den Augen fing er nun an, mich himmelhoch zu bitten, zu seinen Gunsten mich zu verwenden. Er stellte mir vor, daß er, als Unverheiratheter, von seinen Leuten betrogen und bestohlen würde, daß diese ihm wahrscheinlich die Betten selbst gestohlen und die Schuld auf die abgereiste Bedienung geschoben hätten, die sich in seinem Hause allerdings nicht beliebt gemacht; daß er durch die Aussage des Gastwirths in Zuckmantel seiner Sache vollends gewiß geworden sei und nicht aus böser Absicht, sondern selbst getäuscht die Gräfin und ihren Diener beleidigt habe. Er machte sich zu jeder Ehrenerklärung und Abbitte anheischig und bot für den Bedienten sogar Geld an. — Er fügte hinzu, daß er als Preuße von der österreichischen Bevölkerung in Freiwaldau ohnehin Viel zu ertragen habe und daß diese sich ungeheuer freuen würde, wenn ihm ein Unglück begegnete oder er durch eine Abwesenheit von mehreren Wochen zu Grunde gerichtet würde.

Ich versprach ihm, mein Mögliches zu thun, um ihm die Verzeihung der Gräfin zu verschaffen. Anfangs wollte sie Nichts davon hören; endlich gelang es mir doch nach und nach sie zu einiger Nachgiebigkeit zu bewegen. „Nun gut,“ sagte sie, „wenn Filippo es gut sein läßt, so will auch ich nicht weiter auf Bestrafung dringen.“ — Sie erwartete, daß Filippo, als guter Italiener, nicht verzeihen würde, und mochte wohl auch kaum erwarten, daß die Strafe des Gastwirths so gar erschreck=

lich ausfallen würde, so gern man auch in Oesterreich vorzugsweise die Vornehmen vor jeder Beleidigung Geringerer in Schutz nimmt. — Ich machte mich nun also an Filippo.

Da hatte ich nun ein schweres Stück Arbeit. Seine Wuth steigerte sich bei dem Anblicke des Gastwirths, dem er, ungeachtet der Gegenwart der Gräfin und des Polizeicommissar's sogleich einige „furfante! und miserabile!" entgegensandte. Lange widerstand er meiner Beredtsamkeit, ohne zu wanken. Diese wurde mir übrigens sauer genug, da ich im Sprechen des Italienischen nicht gerade große Uebung hatte und mich also unbeholfen ausdrückte. Zander nannte das Wort „Ehre" — „Dicagli, rief Filippo finster, che io ho tanto onore che non è digno di stare sulle mie scarpe!"*) — Zander flehete und bat. Filippo duldete es nie, daß er seine Hände berührte, nach denen er mehrmals griff, und hob sogar einmal den Fuß, um seinen verhaßten Beleidiger von sich fern zu halten. Die Spannung der Muskeln, die geballten Fäuste, das sprühende Auge, die sich convulsivisch hebende Brust, das Zucken der Lippen, Alles deutete noch auf einen langen Kampf, und ich verlor fast den Muth. Endlich fiel mir ein, daß Filippo ein Römer war, unter den päpstlichen Carabinier's als Corporal gedient hatte und folglich auch fromm sein müsse.**) Ich attakirte ihn also

*) Sagen Sie ihm, daß ich so viel Ehre habe, daß er nicht werth ist, unter meinen Schuhen zu stehen.

**) Die päpstlichen Truppen werden, um nicht gar zu viel fluchen zu können, täglich zu mehrmaligem Gebete angehalten, und finden sich Soldaten darunter, welche im Verdachte der Ketzerei oder Gottlosigkeit stehen, so werden sie einige Wochen in ein Kloster gesteckt und allerhand Büßungen unterworfen, bis sie sich bekehrt haben. — Die Carabinieri sind eine Art Gensd'armen und werden zum Schutze der Straßen verwendet, welche dort, trotz der Nähe der Himmelsthür, bekanntlich sehr unsicher sind.

von der religiösen Seite und stellte ihm vor, wie ganz anders der Stifter unserer Religion gehandelt habe, dem man unter Martern das Leben raubte, während es sich hier nur um eine unglückliche Verblendung handle, er es mit einem Selbstgetäuschten zu thun habe, dem weniger die Absicht, ihm zu schaden, als die, sein Eigenthum wieder zu erlangen, uns nachgeführt habe. Ich machte ihm begreiflich, daß er ohnehin durch seine Angst, die Kosten der Reise und des Prozesses, die Versäumniß ꝛc. für seine Unvorsichtigkeit genug bestraft sei, und sagte endlich indem ich meine Hand auf seine Schulter legte: „Seguite, Filippo, l'esempio del Nostro Signore; non siate Italiano, siate Cristiano; perdonate!"*)

„Ebbene, sia, per l'amor di Lei, Signor; che se ne vada!"**)

„Bravo, Filippo," rief ich, ihm auf die Achsel klopfend; die Gräfin machte ein Gesicht, als ob sie in ihren Erwartungen getäuscht wäre, und schien Filippo's Nachgiebigkeit nicht zu billigen; Zander trat näher und wollte Filippo's Hand fassen, um ihm zu danken. Dieser drehete sich kurz um: „No, voglio perdonargli, sagte er entrüstet, ma non dargli la mano."***)

Betrübt über diese Zurückweisung und erfreut über den glücklichen Ausgang dieser unangenehmen Angelegenheit, sagte Zander der Gräfin und mir seinen demüthigen Dank und verließ das Zimmer, um sich zu Aufnahme eines Protokolls, auf der die Gräfin bestand, zum Polizeicommissar führen zu lassen.

---

*) Folgen Sie dem Beispiele unseres Herrn, sei'n Sie einmal nicht Italiener, sei'n Sie Christ; verzeihen Sie ihm!

**) Wohlan, es sei, Ihnen zu Liebe, mein Herr; er mag machen, daß er fort kommt!

***) Nein, ich will ihm verzeihen, aber nicht meine Hand geben.

Wir folgten ihm dahin, das Protokoll wurde aufgenommen, der Gräfin eine Abschrift davon zugesagt, und wir kehrten nach der goldnen Sonne zurück, wo unserer die Pferde dies Mal schon warteten.

Filippo aber war noch drei Tage lang in Aufwallung und kein Lächeln war von ihm zu erhalten. Wenn ich mich bei unseren Fußpartbieen ihm näherte und ihn freundlich fragte: „Come va, Filippo?*) sah er mich finster an, zuckte die Achseln und murmelte, indem er die Faust wie zu einem Dolchstoße ballte: „Il furfante!“

Von Troppau aus kamen wir die erste Nacht bis Sternberg und die zweite waren wir genöthigt, drei Stunden von Brünn zuzubringen in dem Gasthofe eines Dorfes, das, wie ich glaube, Raschwitz hieß. Der Weg bis ziemlich nach Ollmütz war schlecht und bergig; überall hatten wir Aufenthalt; schon in der ersten Station von Troppau aus mußten wir ein Paar Stunden auf Pferde warten; hin und wieder wurden uns, wegen der hohen Berge, bongré malgré, mehr Pferde vorgespannt, und demohngeachtet wurden die Lungen unserer Gräfin in fortwährender Bewegung erhalten, um die Postillions zu schnellerem Fahren anzutreiben.

Ich befand mich diese ersten Tage ziemlich schlecht. Eine Art Seekrankheit machte, daß ich den Appetit verlor, und die kalten und nassen Füße bei dem schlechten Wetter brachten mir überall kleine gichtische Schmerzen zu Wege. Ich war unruhig wegen der Zukunft. Was ich von der Gemüthsart der Gräfin zu sehen bekam, diente nicht dazu, mir eine angenehme Existenz zu versprechen. Ihr zänkisches Wesen, ihr Geiz, ihre Härte und Verachtung gegen Geringere, ihre Veränderlichkeit, die sie

*) Wie gehts, Filippo? — Der Schuft!

schon in den ersten Tagen zeigte, beschäftigten mich so lebhaft, daß ich Marco nicht ganz verbergen konnte, was in mir vorging. Er bemühete sich zwar, meine Zweifel zu zerstreuen und erzählte mir eine Menge Züge von der Gräfin, die ihr Ehre machten; aber was ich selbst sah, mißfiel mir so sehr, daß der gute Eindruck, den Marco's Worte auf mich machten, bald wieder verwischt wurde.

Wir führten ein drolliges Leben. — Des Morgens trank Marco seinen Kaffee, und ich ein Glas Milch mit Weißbrot. Ein Frühstück, Mittagsessen oder Vesperbrot wurde nicht gegeben. Fuhren wir gegen Mittag durch eine Stadt, so schickte die Gräfin einen Bedienten zum ersten besten Bäcker an der Straße, ließ ein Brot holen und schnitt dies in zwei Hälften, von denen sie uns Beiden eine zum Wagen herauslangte, indem sie sagte: „C'est pour vous, Messieurs." Manchmal gab es auch eine Semmel, statt des Schwarzbrots. Dieses trockne Brot war unsre Kost bei Tage. Wollten wir Etwas dazu essen oder trinken, so mußten wir auf den Stationen oder in den Städten selbst Etwas zu bekommen suchen. Des Abends hingegen wählten wir von der Speisekarte, was wir am liebsten essen wollten, und manchmal fragte sie sogar, ob wir nicht Appetit zu einem Glase Wein hätten. Ich lehnte dies, als Hydriat, ab; Marco, als Allopath, trank aber gewöhnlich eines, oder auch eine Flasche Bier.

Die Gräfin verstand es meisterhaft, zu sparen und jeder Uebertheuerung von Seiten der Gastwirthe vorzubeugen. Kamen wir in einen Gasthof, wo wir zu übernachten gedachten, so ließ sie sich erst sämtliche Zimmer zeigen, wählte dann diejenigen heraus, welche ihr gefielen und behandelte sie sofort. Waren sie ihr zu theuer, so nahm sie andere, oder drohete in einen andern Gasthof zu fahren, wenn noch einer vorhanden

war, und der Wirth ließ dann von dem Preise so viel nach, bis sie zufrieden gestellt war. Wenn er aber hoffte, durch die übrige Rechnung seinem Schaden beizukommen, so irrte er sich; denn nun wurde die Speisekarte verlangt, und von jedem Gericht der Preis sofort notirt. Uebrigens aßen nur die Gräfin, Fräulein Sophie, wir beiden Aerzte und die Kinder auf Rechnung der Herrschaft. Die Bedienten hatten, außer ihrem monatlichen Gehalte, täglich sechs gute Groschen für ihre Beköstigung, und mußten, auf polnische Art, ihr Nachtlager in einem Winkel des Hauses, in einem Stalle, oder den Wägen nehmen. Nur die Kammerfrauen erhielten Betten und schliefen größtentheils in dem Zimmer der Gräfin. Die Bedienung verzehrte nun natürlich so wenig als möglich, ja holte sich ihr Brot und dergl. in der Stadt und machte den Leuten im Hause Nichts wie Scherei, ohne ihnen Etwas zu verdienen zu geben. — Am Morgen machte die Gräfin die Rechnung mit Marco selbst und ich habe nicht bemerkt, daß Wirth oder Bedienung uns mit besonderer Herzlichkeit zum Wiederkommen eingeladen hätten; denn die Letztere wurde stets verächtlich und unfreundlich behandelt und wahrscheinlich war das Trinkgeld nicht von der Art, sie mit dieser Behandlung auszusöhnen.

In unserem letzten Nachtquartier vor Brünn bot der Wirth, an so zahlreichen und vornehmen Besuch nicht gewöhnt, Alles auf, um uns zufrieden zu stellen. Das Wetter war so fürchterlich und die Nacht uns schon so über den Hals gekommen, daß wir nicht daran denken konnten, die letzte Station bis Brünn vollends zurückzulegen. Wir mußten uns also so gut behelfen, als es ging und waren dem Wirthe für seine Freundlichkeit, mit der er uns sogar sein eignes Schlafzimmer überließ, um mit seiner Frau auf dem Boden zu schlafen, zu Dank verpflichtet. Die Gräfin fühlte aber nur das Unangenehme

hrer Lage und machte, anstatt in das Unvermeidliche sich zu fügen, allerhand beißende Bemerkungen über die Aermlichkeit des Hauses. Der Handel um die Zimmer und Kost war wie gewöhnlich gemacht worden. Wir hatten zwei Portionen Suppe und eben so viel Braten mit Zubehör. Die Gräfin kochte sich selbst auf dem Tische, mittelst einer Spiritusmaschine, eine Milchsuppe, und da ihr Spiritus nicht hinreichte, der Wirth aber keinen hatte, so leerte sie den Inhalt eines Flacons, das drei Franken kostete, in die Lampe aus, um ihre Suppe gahr zu bringen, was ihr indessen doch nicht ganz gelang. Sie und Fräulein Sophie konnten sich nicht entschließen, von den reinlich und schmackhaft bereiteten Speisen des Wirths Etwas zu genießen.

Am nächsten Morgen erhob sich ein großer Streit über zwölf schlechte Kreuzer,*) welche der Wirth für die zwei Portionen Suppe ansetzte. Die Gräfin behauptete, die Suppe gehöre zum Braten und werde nie besonders bezahlt. Der Wirth sagte, er könne bei dem Preise, für den er seinen Braten gebe, die Suppe nicht umsonst liefern. Er hatte bisher Alles mit der besten Gastwirthslaune ertragen, die an die Plackereien roher Gäste gewöhnt ist. Allein nun wurde ihm die Sache doch zu bunt. Wir hatten das ganze Haus eingenommen, die Bedienung hatte gekocht und mit den Geräthschaften des Hauses gewirthschaftet, Holz verbrannt und Nichts verzehrt, und nun handelte es sich noch um zwölf schlechte Kreuzer für die Suppe!

„Nehmen Sie mir es nicht übel,“ sagte er endlich, „ich muß mich von den Bauern auch scheren lassen; aber wenn sie 'was gegessen oder getrunken haben, bezahlen sie es auch.

*) Etwa anderthalb Neugroschen oder Silbergroschen.

Sie haben mir das ganze Haus in Aufruhr gebracht und Nichts verzehrt. Sie sollten sich schämen, daß Sie um die zwölf Kreuzer so viel Redens machen können. Da will ich doch lieber zehn Fuhrleute beherbergen, als eine polnische Gräfin."

Diese Erklärung verschaffte ihm endlich seine zwölf Kreuzer. Allein weder der Wächter, der die Nacht über mit seinem Hunde bei den Wägen gewesen, noch der Hausknecht, noch Eines von den Dienstmädchen erhielt einen Kreuzer Trinkgeld. Ich gab dem Wächter aus meiner Tasche noch einen Zwanziger und sagte dem immer noch aufgebrachten Wirthe lachend: „Wissen Sie was, Herr Wirth, werfen Sie uns hinaus." — „Na, antwortete er, wenn Sie nicht dabei wären, um die Andern wär's Alle nicht Schade." In den Wagen gestiegen, fing die Gräfin wieder ihr Belfern mit dem Postillion an und setzte es fort, bis wir in Brünn im Gasthofe, dessen Namen ich vergessen habe, unfern der Posthalterei, abstiegen, wo wir nicht nur nette Zimmer, sondern auch ein gutes Mittagsessen bekamen.

Ich besah mir in Brünn, aber nur von fern, den berüchtigten Spielberg, in welchem Silvio Pellico mit Maroncelli, und nach ihnen Confalonieri, Andryane und viele andere Opfer der Politik geschmachtet hatten, besuchte das Dreikoningskloster, wo ich einen alten Bekannten von 1836 zu treffen hoffte, der aber gerade nicht zu Hause war, und brachte den Rest des Tages damit zu, Einkäufe für mich oder die Gräfin in der Stadt zu machen, welche eben so hübsch gelegen ist, als sie freundliche und große Gebäude besitzt.

In den nächsten zwei Tagen fuhren wir bis Wien, ohne von der Eisenbahn Gebrauch zu machen, weil die Gräfin einen möglichen Unfall fürchtete. Es war in dem letzten Nachtquartiere vor Wien, wo ich das erste Mal hörte: „Que ces Allemands sont bètes!" und ich verbarg keineswegs den bösen Ein-

druck, den diese Rücksichtslosigkeit auf mich machte. Einige Tage später hatte ich Gelegenheit, ein ernstes Wort zur Vertheidigung der deutschen „Bêtise" zu sagen.

Doctor Marco war sehr freundlich gegen mich. Er hatte mir mit großer Höflichkeit den ersten Platz in unserem Wagen eingeräumt. Ihm gegenüber saß Ferdinand, unser Bedienter. Bei gutem Wetter schickten wir ihn auch zu dem Postillion, um ungestörter sprechen zu können.

Marco erzählte mir, zum Zeitvertreibe, Züge aus der italienischen und polnischen Revolution, oder aus dem Nationalleben der Polen und Russen. Er hatte bei Rimini in den Reihen der Insurgenten gestanden und dem Fürsten Lichtenstein seine Beine mit zerschießen helfen, die dieser sich jetzt in Gräfenberg curiren ließ.*) Es war mir interessant, mit einem Augenzeugen über die italienische Revolution zu sprechen, welche so viel Blut und Thränen gekostet und so wenig Früchte getragen hat.— Marco war ein schöner, kräftiger Mann, mit feurigem schwarzen Auge, schwarzem Schnurrbarte und einem ziemlichen Embonpoint, der ihm sehr gut stand. Er erzählte sehr gut und hatte in Polen und unter den Händen der Gräfin gelernt, seine Zunge zu bewachen, weshalb es schwer war, ihn auf einer un=

*) Die Fürstin, eine der schönsten Frauen, die ich gesehen, verlor 1840 oder 41 das Leben durch eine unzeitige Einmischung Prießnitzens in eine Sache, die er nicht verstand. Die Fürstin sollte gebären und es hatte ein Anwachsen ꝛc. Statt gefunden, was jeder Geburtshelfer leicht beseitigt haben würde, was aber Prießnitz mit Sitzbädern und Umschlägen behandelte. Bei der Geburt fand ein Zerreißen der Gefäße Statt und die Fürstin mußte sterben. — So ist mir dieser traurige Fall von einem Arzte erzählt worden, der sich um jene Zeit in Freiwaldau aufhielt. — Der Fürst hat es versucht, Prießnitzen in öffentlichen Blättern zu entschuldigen, hat aber die Sache bei dem Publikum in Freiwaldau dadurch nur verschlimmert.

vorsichtigen Aeußerung zu ertappen. Was er von der Gräfin sagte, war Alles zu ihrem Lobe: er wurde ja dafür bezahlt. Er theilte mir einen Fall mit, der von einer capriciösen Freigebigkeit der Gräfin zeugte: Sie war auf einem ihrer Güter in der Nähe von Krakau krank. Da sie von einer Kolik viel zu leiden hatte, so schickte sie, Marco's Geschicklichkeit nicht ganz trauend, nach dem ersten Arzte in Krakau, der ihr Pulver gab, die sie nicht nehmen wollte. Er wartete einen halben Tag, und da er sah, daß sie keine seiner Vorschriften befolgte, so empfahl er sich endlich unter dem Vorgeben, daß seine Kranken in Krakau ihn erwarteten. — Kaum war er fort, so schickte sie einen reitenden Boten mit zweihundert Ducaten Honorar nach.

Marco hatte nur einhundert und funfzig Ducaten jährlich, bekam aber bedeutende Geschenke, die sein Honorar vielleicht auf das Doppelte brachten. Er besaß das ganze Vertrauen der Gräfin und war Haushofmeister, Rechnungsführer, Reisemarschall und Arzt in Einer Person. Seine Functionen als Arzt waren sehr einfach: die Gräfin wollte nichts nehmen und er verschrieb nicht gern; so daß sich die ganze Behandlung von seiner Seite auf diätetische Vorschriften beschränkte, die er aber, so lange ich im Hause war, mir überließ. Dagegen sah er es nicht gern, wenn ich mich in sein Marschallamt mischte, was ich, um nicht ganz müßiger Zuschauer zu sein, manches Mal that.

Recht wohl befanden wir uns, wenn uns die Gräfin einmal vergönnte, ein Paar Stunden ruhig in unserem Wagen sitzen zu bleiben, was von Brünn nach Wien, bei dem ebenen Wege, fast immer der Fall war. Marco erzählte mir dann seine Anecdoten, oder Ferdinand gab Etwas von seinen Gaminstreichen zum Besten. Es war mir interessant, zu hören, wie dieser junge Mensch durch die Freundlichkeit eines jungen polnischen Grafen, Casimir *.*, verleitet, sein schönes Frankreich verlassen

und mit nach Polen gegangen war, um sich dort mit Klusky's*) füttern und übel behandeln zu lassen. Von Paris bis Dresden hatte der Graf ihn ganz freundlich behandelt, aber kaum über Dresden hinaus, hatte er ihm schlechtere Kost und weniger Lohn gegeben und ihn, den Franzosen, in Polen gar thätlich mißhandelt. — Ferdinand schilderte das Loos der Dienstleute in Polen und Rußland als schauderhaft. Außer der schlechten Kost ist ein Hauptübelstand für sie der, daß sie keine Betten haben, sondern Jeder mit seinem ledernen Kopfkissen sich einen Winkel im Hause aussucht, in den er sich zur Ruhe legt. Auch Ferdinand hatte sein Kissen bei sich. Er sagte mir, daß bei dem Bruder der Gräfin, dem Fürsten S—, so gut, wie bei geringeren Edelleuten, die Bedienung auf den Treppen gelegen hatte. —

Bei Erwähnung der Verschiedenheit der beiden Länder Frankreich und Polen, erzählte mir Marco eine Anecdote, welche ich, so wie einige andere, die ich als wenig bekannt voraussetzen darf, mitzutheilen mir erlaube: Als die Franzosen 1812 nach Rußland gingen, sprachen die Polen, welche der Armee einverleibt waren, auf ihrem Marsche durch Deutschland viel und mit Liebe von ihrem Vaterlande, das sie den Franzosen als ein zweites Paradies rühmten. Die Anhänglichkeit der Polen an den Boden, auf dem sie groß wuchsen, ist bekannt; eben so bekannt ist aber auch, daß der größte Theil der Wege bodenlos und die Dörfer in einem entsetzlichen Zustande sich befinden. Ein französischer Grenadier, welcher oft Zeuge gewesen war, wie einer seiner polnischen Kameraden

---

*) Klusky sind eine Art grobe, schwerverdauliche Mehlklöße, so wie bei uns die Gänsestopfer, nur größer, welche den Dienstleuten als tägliches Mittagsessen gereicht werden.

die Schönheit und Fruchtbarkeit seines Vaterlandes lobte, fand sich durch den Koth, den sie in jedem Dorfe zu durchwaten hatten, in seinen Erwartungen getäuscht und rief, indem er eine Hand voll Straßenkoth aufhob und seinen Kameraden zeigte: Voilà ce que ce coquin-là appelle de la patrie! *)

Marco konnte mir nicht genug von der Bestechlichkeit der russischen Beamten und Richter erzählen. Wer gut schmiert fährt gut, ist in Polen und Rußland ein allgemein anzuwendender Grundsatz. Wer nur irgend mit einem Beamten in Berührung kommt, muß Geschenke machen, wenn er sich nicht allerhand Plackereien aussetzen will. Ohne Geschenke ist kein Paß, keine Erlaubniß irgend einer Art zu haben. Marco lernte einen französischen Offizier außer Dienst kennen, der, um eine Erbschaft in Petersburg zu heben, dahin reiste, dessen Baarschaft aber in Warschau schon so zusammengeschmolzen war, daß er kaum Petersburg zu erreichen hoffte. Er hatte seinen Paß des Visirens wegen abgegeben und wurde von einem Tage zum andern vertröstet, ehe er ihn wieder erhielt. Seine Casse wurde immer kleiner; er machte nun bei dem Polizeichef ernstliche Vorstellungen und ging sogar so weit, zu drohen, daß er sich in Petersburg beschweren werde. „Ehe Sie Sich in Petersburg beschweren, müssen Sie erst Ihren Paß dahin haben; und wenn ich Ihnen diesen nicht nach Petersburg, sondern nach Paris visire, so werden Sie keine Gelegenheit haben, Ihrer Galle in Petersburg Luft zu machen.“ — „„Aber warum denn nun halten Sie mir meinen Paß eigentlich zurück. Geben Sie mir nur Gründe an, warum ich an meiner Abreise verhindert und genöthigt werde, hier unnöthig mein Geld zu verzehren?““ — „Wir hätten Viel zu thun,

*) Das nennt der Kerl da Vaterland.

wollten wir Jedem, der hierher kommt, die Gründe zu unseren Handlungen auseinander setzen. Sie sind nicht in Frankreich: die russische Polizei kann Gründe haben, einen Franzosen monatlang in Warschau aufzuhalten, ohne daß sie sie ihm anzugeben braucht.“ — „„Aber wann soll ich denn nun eigentlich meinen Paß bekommen?““ — „Wir wollen sehen. Fragen Sie wieder nach.“ — Der arme Franzos ging in großer Verlegenheit von einem Kaffeehause zum andern und traf endlich Marco mit einem anderen Franzosen, der sich längere Zeit in Warschau aufhielt. Erfreut, einen Landsmann gefunden zu haben, erzählte der alte Capitain seinen Fall und fragte um Rath. Er war der Meinung, daß man sich in seiner Person irre oder ihn demagogischer Umtriebe wegen in Verdacht habe. „Ei bewahre, sagte ihm der Landsmann, es handelt sich hier nur um ein Trinkgeld für den Herrn Polizeichef. Er will seinen Theil an der Erbschaft haben.“ „Aber wie kann man es wagen, einem hohen Beamten ein Geldgeschenk anzubieten? Auch ist meine Baarschaft während der drei Wochen, die ich schon hier auf meinen Paß warte, fast aufgezehrt; ich getraue mir nicht damit bis Petersburg zu kommen.““ „Den ersten Skrupel lassen Sie fahren; man kann in Rußland einer Excellenz schon einige Rubel anbieten, ohne zu fürchten, daß man beleidigt. Je mehr, desto besser freilich. Und wegen Ihrer zweiten Bedenklichkeit, da wollen wir schon helfen. Ich schieße Ihnen eine kleine Summe vor, die Sie mir nach Hebung der Erbschaft oder auf dem Rückwege wiedergeben.“ — Der Capitain bat schriftlich um seinen Paß, legte ein Päckchen blaues Papier (Papier-Rubel) in den Brief und hatte am nächsten Tage seinen Paß.

Ein ganz ähnlicher Fall begegnete unserer Gräfin bei ihrer Abreise. Sie verlangte ihren Paß nach Paris. Der Gouver-

neur, von welchem die Pässe in das Ausland stets ausgestellt werden, verweigerte den Paß, weil ein Diener der Gräfin einen Prozeß gegen sie anhängig gemacht habe und der Ausgang desselben erst abgewartet werden müsse. Die Gräfin hatte einige Tage vorher einen Bedienten fortgejagt, der außer einer steten Trunkenheit auch noch eines Diebstahls sich schuldig gemacht hatte. Vergebens protestirte sie gegen den Aufenthalt, vergebens versicherte sie, daß der Kerl ein Lügner, Dieb und Taugenichts sei, vergebens bot sie sogar eine Bürgschaft an. „Die Gerechtigkeit, Madame“, erwiderte der Gouverneur, „macht unter dem Scepter Sr. Majestät des Kaisers keinen Unterschied im Stande. Die Sache soll untersucht werden und ergiebt die Untersuchung, daß der Kerl schuldig befunden wird, so erhält er seine verdiente Strafe. Vor der Beendigung der Untersuchung kann ich Sie aber nicht reisen lassen.“ — „„Bedenken aber Eure Excellenz den Aufenthalt, bei dem oft langweiligen Gange solcher Untersuchungen.““ — „Es thut mir leid, aber die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben.“ — Und dabei blieb es. Ich würde nun daran Nichts zu tadeln finden, käme nicht noch ein Nachtrag zu der Geschichte.

Die Gräfin machte noch allerhand Schritte, um zu ihrem Passe zu gelangen; doch waren alle vergebens. Endlich besprach sie die Sache mit einem Obersten der Gensd'armerie, der sie oft besuchte. „Nun, hat denn die Frau Gräfin nicht an das einzige und beste Mittel gedacht, um Ihren Paß zu bekommen? Haben Sie dem Gouverneur nicht eine Bittschrift auf blauem Papier überreicht?“ „„Aber, Herr Oberst, wie kann man wagen, dem Gouverneur —““ „Ach, was da, was da; der Gouverneur steckt eben so gern Geld ein, wie andere Leute. Schicken Sie den Doctor zu ihm mit vierzig Papierrubeln*)

*) Etwa dreizehn Thaler.

und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie Ihren Paß bekommen.“ Die Gräfin schüttelte ungläubig den Kopf und fürchtete, sich zu compromittiren; indessen gab sie doch nach und beauftragte Marco, am nächsten Morgen hinzugehen und dem Gouverneur auf eine gute Art die vierzig Rubel einzuhändigen. Dieser schlug das Geld in ein Papier und ließ sich bei dem Gouverneur melden. Ein Adjutant fragte nach seinem Anbringen und kam mit der Antwort zurück, der Gouverneuer habe der Gräfin schon gesagt, daß sich Nichts weiter in der Sache thun ließe. Marco bestand jedoch darauf, den Gouverneur zu sprechen und sagte, er habe Seiner Excellenz noch etwas Besonderes in Bezug auf die Angelegenheit mitzutheilen. Der Gouverneur öffnete in diesem Augenblicke die Thür selbst, hieß den Doctor eintreten und prüfte mit einem Blicke den Inhalt des Papiers, welches Marco Sorge getragen hatte, mit dem Petschaft der Gräfin zu versiegeln. — „Wir wollen sehen, sagte die Excellenz; kommen Sie in einer Stunde wieder.“ — In einer Stunde lag der Paß bereit und die Gräfin reiste die nächsten Tage ab. Der Prozeß des Bedienten hat wahrscheinlich mit einer Tracht Knutenhieben geendigt, damit die Gerechtigkeit ihren Lauf hatte.

Da den Gouverneurs nicht viele solche Quellen offen stehen, so helfen sie sich damit, daß sie die niederen Beamten bedrücken und diesen von Zeit zu Zeit eine Summe abzupressen wissen. Bringt ein solcher Beamter z. B. einen Rapport, so sieht ihn der Gouverneur an und wirft ihm denselben mit den Worten hin: „Wie können Sie mir eine solche Schmiererei überreichen? Ich verlange einen anderen Rapport.“ — „„Darf ich Eure Excellenz wohl bitten, mir zu sagen, wo und wie eine Veränderung in dem Rapport nöthig erscheint?““ — „Wenn Sie Beamter sein wollen, so müssen Sie so viel ge-

lernt haben, daß Sie das selbst wissen. Gehn Sie; ich habe keine Zeit jetzt.“ — Ist der Beamte ein Neuling, so ändert er, was er für unvollkommen hält und bringt nach einigen Tagen mit Angst und Zittern den Rapport wieder, um mit einer noch längeren Nase abzuziehen; bis ihm endlich ein gewitzigter College das Mittel sagt, seine Rapports stets zur Zufriedenheit Seiner Excellenz zu machen. Er nimmt hierauf den ersten Rapport wieder zur Hand, legt hundert bis zweihundert Rubel hinein und überreicht nun denselben dem hohen Vorgesetzten. Dieser blättert in der Schrift herum, übersieht mit einem Blicke das blaue Papier und sagt mit zufriedener Miene: „Nun, so laß ich es mir gefallen. So ist es besser.“ Und der Beamte sucht seinen Schaden durch Erpressungen von seinen Untergebenen wieder auszugleichen.

Es war nach der letzten Revolution in Polen bei schwerer Strafe geboten, jede Waffe an die Militairbehörden abzuliefern. Marco hatte nach Ablieferung sämtlicher Waffen im Schlosse der Gräfin noch einen alten Säbel gefunden, den er versteckte. Eines Tages kommt plötzlich eine Escouade Gensd'armen im Schlosse an und fängt an, Haussuchung zu halten. Marco denkt an seinen Säbel, ergreift ihn und läuft über einen Saal weg, um die Waffe zum Fenster hinaus in den vorbeifließenden Bach zu werfen. Der Brigadier (Corporal) der Gensd'armen ertappt ihn in diesem Augenblicke und will ihn auf der Stelle arretiren. Auf Zureden und gegen Garantie der Gräfin läßt er ihn jedoch da. — Nach einigen Tagen ziehen die Gensd'armen ab und der Gastwirth des Dorfes bringt Marco die Rechnung für die ganze Escouade. Dieser weigert sich, sie zu bezahlen, und zwei Tage darauf sitzt er im Gefängnisse, aus dem er jedoch, da der Gouverneur ihn kannte und liebte, bald wieder herauskam.

Diese Züge werden hinreichen, um ein Licht auf die Verwaltung in Rußland zu werfen. Ich gebe sie ganz so, wie Marco sie mir mitgetheilt hat. Was ich seitdem über Rußland gehört und gelesen, hat nur dazu beigetragen, Marco's Urtheil über dieses Reich zu bestätigen. — Ich hatte späterhin Veranlassung, mich näher danach zu erkundigen, habe aber nie auch nur das Mindeste gehört, was geeignet gewesen wäre, meine Abneigung, unter russischer Herrschaft zu leben, zu überwinden.

Vom Großfürsten Constantin erzählte mir Marco ebenfalls mehre Züge. Unfähiger als er war wohl kaum ein Fürst für die Beherrschung eines großen Staates. Für die Polen war er eine Geißel. Auch fürchtete man sich so allgemein vor ihm, daß er Befehl geben mußte, es solle Niemand die Flucht nehmen, wenn er sich auf der Straße sehen ließ. Arretirungen waren übrigens so gemein, daß Keiner, welcher am Morgen ausging, sicher war, am Mittage nach Hause zurückzukehren. — Ein Schauspieler, den der Großfürst wegen seines Talentes für das Komische liebte, trat eines Morgens aus seiner Wohnung und sah in einiger Entfernung den Wagen des Großfürsten daherkommen. Sogleich trat er in das Haus zurück. Der Großfürst hatte ihn bemerkt und fragte seinen Adjutanten, wer der Mensch sei. Dieser nannte ihn. In diesem Augenblicke tritt der Schauspieler, mit einem weißen Packet unter dem Arme, wieder aus seiner Thür. Der Großfürst läßt halten und winkt den Komiker heran. „Warum liefst du davon, als du mich kommen sahst?" fährt er ihn an. — „Eure Hoheit verzeihe", erwidert trocken der Comödiant, „ich wollte mir blos ein Kopfkissen holen." — „Marsch auf die Wache!" ruft der Großfürst halb erzürnt und halb lachend und läßt ihn auf ein Paar Tage festsetzen.

Wie für die individuelle Sicherheit in Rußland gesorgt sei, davon giebt folgender Fall, dessen Wahrheit mir verbürgt worden ist, ein Zeugniß:

Ein höherer Beamter wird wegen mannichfacher Betrügereien und Mißbrauch seiner Amtsgewalt vom Kaiser verurtheilt, nach Sibirien geschickt zu werden. Der Feldjäger, welcher ihn dahin zu bringen beauftragt ist, läßt, während er schläft, den Gefangenen davon laufen. Er ist in Todesangst wegen der Folgen, die diese Flucht für ihn haben wird, und überlegt eben, wie er es anfangen soll, um den Flüchtling wieder in seine Gewalt zu bekommen, als er einen Mann den Weg daher kommen sieht. Da fällt ihm, dem ein Mensch nicht mehr werth ist, als ein Hund, ein teuflischer Gedanke ein. Er läßt den Postillion halten und nöthigt den Reisenden, in seinen Schlitten zu steigen, indem er vorgiebt, er habe den Auftrag, ihn festzunehmen und zu transportiren. Der Mann wagt gegen den bewaffneten Feldjäger keinen Widerstand und nimmt sich vor, auf der nächsten Station sich seine Freiheit wieder zu verschaffen. Allein dort hat er kaum den Mund geöffnet, um Leute zu seinem Beistande herbeizurufen, als ihn der riesenstarke Feldjäger zu Boden wirft, ihm mit der Faust und Knute das Gesicht zerschlägt, ihn bindet und knebelt und ihn dann auf dem Schlitten befestigt, daß er sich nicht rühren kann. Die Bauern wagen keine Einrede. Uebrigens hält man den Gefangenen, nach Versicherung des Feldjägers, für einen Verrückten, der alle Augenblicke Versuche mache, davon zu laufen. — Der Feldjäger hat noch Menschlichkeit genug, um den Mann nach einigen Stationen wieder loszuknebeln und seine Banden locker zu machen; drohet jedoch dem Armen, bei dem geringsten Versuche, zu entlaufen oder Lärm zu machen, ihn halb todt zu prügeln und ihn dann geknebelt bis Sibirien

zu führen. Nach mancher Tracht Prügel und halb todt vor Angst, Zorn und Mißhandlungen kommt der arme Reisende endlich in Tobolsk an und wird anstatt des betrügerischen Beamten abgeliefert. Der Feldjäger sagt, er sei unterwegs verrückt geworden und läßt sich seinen Empfangschein geben, mit dem er wohlbehalten nach Petersburg zurückkommt. — In Sibirien verspottet man den armen unschuldigen Gefangenen, wenn er versichert, er sei ein Handelsmann aus Archangel, den man ohne Ursache mitten auf der Straße aufgehoben und ins Exil geschleppt habe. Er bleibt vier Jahre in der Verbannung, ohne seine Familie auch nur ein Wort von sich wissen lassen zu können. — Endlich wird der Uebelthäter zufällig aufgegriffen; die Sache klärt sich auf und der Handelsmann wird entlassen, ohne Entschädigung und mit dem Bedeuten, nicht viel Redens von seiner Gefangenschaft zu machen.

Was für eine Lust muß es sein, in einem Lande zu leben, wo man nicht des Sonntags nach einem benachbarten Dorfe einen Spaziergang machen darf, ohne die Gefahr, auf einige Jahre nach Sibirien zu wandern! Ist dies nicht ein hübsches Seitenstück zu Cüstine's Geschichte von dem jungen Mädchen, das die Nacht in Petersburg auf der Straße erdrosselt wurde, und deren Körper dann die Polizei an das anatomische Theater verkaufte, ohne ihren Verwandten die mindeste Nachricht zu geben, was aus ihr geworden war? — Es geht Nichts über eine gute Polizei! —

Es fehlt übrigens in Rußland nicht an eigentlichen Gaunern, welche der Strenge der Polizei spotten. Marco erzählte mir einige Züge von List, welche der der Pariser und Londoner Diebe Nichts nachgeben. Ich will mir erlauben, nur Einen hier wieder zu erzählen, und damit dieses Capitel schließen:

Ein Paar Londoner Kaufleute hatten eine bedeutende

Geldsumme in Petersburg eincassirt und verwahrten dieselbe in Banknoten in ihrem Zimmer, in welchem stets Einer von ihnen gegenwärtig blieb, um gegen jeden Verlust gesichert zu sein. Eines Tages kommt der Kellner gesprungen und meldet den Gouverneur von Petersburg, der sie zu sprechen wünsche. Sie hatten eben einen eleganten Wagen mit vier schönen Schimmeln auf den Gasthof loskommen und einen Herrn in Uniform heraussteigen sehen. Der Gouverneur folgt dem Kellner auf dem Fuße; kaum läßt er ihnen die Zeit, ihre Schlafröcke aus- und andere Kleider anzuziehen. „Meine Herren," sagt der Gouverneur, „Sie haben hier vorgestern eine Summe von fünfhunderttausend Rubeln bei N. et Co. eincassirt. Das Geld besteht in Banknoten. Diese Banknoten sind falsch. Die Verfertiger sind bereits eingezogen und wir brauchen Ihre Papiere, um als Zeugen gegen die Betrüger zu dienen. Sie sollen keinen Verlust dabei erleiden. Entweder die Untersuchung ergiebt, daß die Noten nicht falsch sind, oder Sie empfangen anderes Geld. Es soll in England Niemand sagen, daß man in Petersburg die Fremden betrügen läßt. Seien Sie ganz ruhig. Entweder Sie haben übermorgen nach der Prüfung ihre Banknoten zurück, oder den Betrag dafür in unverfälschten Papieren in den Händen."

„„Wir sind erstaunt über das, was Eure Excellenz uns sagen, und können Ihre Worte ebensowenig bezweifeln, als Ihnen das Geld vorenthalten. Allein, Eure Excellenz finden keinen Mangel an Vertrauen darin, wenn wir Sie ersuchen —""

„Ihnen den Empfang zu bestätigen? Versteht sich von selbst, meine Herren. Haben Sie Papier und Tinte hier?"

Man reichte ihm Beides und der Gouverneur bestätigte den Empfang der Summe. „Alles in seiner Ordnung", fügte

er hinzu. „Uebermorgen haben Sie es wieder.“ Und damit empfahl er sich.

Der Kellner begleitete den Gouverneur mit allen Zeichen der Ehrfurcht. Auf der Treppe gesellte sich der Wirth dazu und in weniger als zwei Minuten war der elegante Wagen mit den feurigen Schimmeln verschwunden.

Die Engländer sahen einander an, als ob sie eine Uebereilung begangen, und erwarteten nicht ohne Unruhe die Rückgabe ihres Geldes. Indessen beruhigten sie sich doch. Sie hatten ja den Empfangschein und das Wort des Gouverneurs.

Uebermorgen verging indessen und Niemand ließ sich sehen. Sie warteten noch den folgenden Tag und keine Nachricht kam. Endlich entschlossen sie sich, den Gouverneur an sein Versprechen zu erinnern und fuhren zu ihm.

Sie hatten einige Schwierigkeit, vorzukommen. Man macht mit einem Kaufmann in Petersburg nicht viel Umstände. Auf ihre Versicherung, daß sie den Gouverneur wegen einer höchst wichtigen Sache sprechen müßten, ließ man sie endlich ein, bedeutete ihnen aber, Seine Excellenz nicht lange aufzuhalten.

Der Gouverneur fragte ziemlich kurz, was ihnen zu Diensten stünde. Sie sagten, daß Seine Excellenz ihnen vor zwei Tagen **500,000** Rubel in Papier abgenommen und ihnen versprochen, den Betrag dafür schon vorgestern wieder einzuhändigen.

„Ich Ihnen Geld abgenommen? — Wann und wo?“

„„Vor vier Tagen, Excellenz. Im Gasthofe zur ...*).““

„Ich bin seit einem halben Jahre nicht in dem Gasthofe gewesen.“

---

*) Der Name des Gasthofs ist mir entfallen.

„„Excellenz verzeihen. Sie kamen mit vier Schimmeln und haben uns Ihre Quittung über den Empfang zurück gelassen.““

„Mit vier Schimmeln? — Die habe ich. Meine Unterschrift? — Zeigen Sie her.“

Die Kaufleute hielten ihm das Papier hin.

„Das habe ich nicht geschrieben. — Wollen die Herren sich einen Scherz erlauben, so sage ich Ihnen im Voraus, daß er unangenehme Folgen haben wird.“

Die Kaufleute versicherten, daß Alles wörtlich so sei, wie sie sagten, begriffen nicht, daß der Gouverneur Nichts davon wissen wollte, beriefen sich auf den Wirth und Kellner und beschrieben Wagen, Pferde, Uniform so genau, daß der Gouverneur an ihren Worten nicht mehr zu zweifeln schien. Desto mehr geriethen die Kaufleute in Sorge um ihr Geld, als er wiederholt versicherte, daß er nicht in den Gasthof gekommen.

„Ich kann Ihnen das sogleich beweisen. Um die Stunde, welche Sie angeben, war ich bei der Fürstin X. zum Besuche, und mein Kutscher hat, da dieser Besuch sich etwas verlängerte, über eine Stunde an der Thür gehalten. — Adjutant, Fedor!“ rief er plötzlich.

Der Kutscher kam.

„Hast Du mich am Montage um die elfte Stunde in den Gasthof zur *** gefahren?“

„„Ja, Excellenz.““

„Was?“

„„Ja, Excellenz.““

„Waren wir nicht bei der Fürstin X. um diese Zeit?“

„„Ja, Excellenz. Sie kamen aber bald wieder heraus, stiegen in den Wagen und hießen mich nach dem Gasthof fahren.““

„Was hatte ich für Kleider an?“

„„Excellenz waren in den Mantel gehüllt und hatten den Hut in das Gesicht gedrückt.““

„Wo fuhrst Du mich vom Gasthof aus hin?“

„„Durch viele enge Straßen, die ich nicht genau mehr weiß. Excellenz stiegen dann vor einem Hause aus und hießen mich wieder zur Fürstin fahren, von wo wir bald darauf nach Hause fuhren.““

„Würdest Du das Haus wieder erkennen, an dem ich abstieg?“

„„Gewiß.““

„Spann an und fahre vor. — Meine Herren,“ sagte er, sich zu den Engländern wendend, „es liegt offenbar hier eine Spitzbüberei zum Grunde. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Fahren Sie mit.“

Man stieg in den Wagen, fuhr nach dem Gasthofe, wo der Wirth und Kellner die Anwesenheit des Gouverneurs an dem besagten Tage bezeugten. Nun fuhr der Kutscher so lange, als er gewiß war, am Montage gefahren zu sein. Plötzlich wurde er irre.

„Excellenz ließen mich so oft rechts und links wenden, daß ich nicht mehr weiß — Auch wußte ich nicht, daß ich aufpassen sollte“ — setzte er ängstlich hinzu.

In Petersburg stehen an den Straßenecken Schildwachen von der Polizei, welche auf Alles, was auf den Straßen vorgeht, ein wachsames Auge haben. Der Gouverneur ließ sich nun von diesen zurecht weisen, da sie, stets dieselben Personen, wohl wissen mußten, wohin er gefahren war. Durch ihre Nachweisung kam man von einer Straße in die andere, bald rechts, bald links, bald gerade aus, bald rückwärts, bis plötzlich der Kutscher vor einem Hause hielt und mit einem Zeichen andeutete, daß hier sein Herr abgestiegen sei.

Der Gouverneur erkundigte sich schnell im Parterre, wer im Hause wohne und stieg mit den Fremden und seinem Adjutanten in das dritte Stock hinauf, während der Jäger an der Thür Schildwacht stand, um das Entweichen des Diebes zu verhindern.

Man ging ohne Geräusch die Treppen hinauf und klopfte an einer Thür. — Ein Mann, dem Gouverneur sprechend ähnlich, öffnete. Er war eben im Begriff, sich den Schnurrbart abzurasiren. Auf seinem Tische lag die Brieftasche mit der halben Million Banknoten.

Beim Anblicke des Gouverneurs stürzte er vor diesem auf die Knie und gestand, daß er seine Aehnlichkeit mit demselben benutzt habe, um in einer schnell von einem Kleiderhändler geliehenen Generals-Uniform den Kutscher zu täuschen und den Kaufleuten ihr Geld abzunehmen, von dessen Vorhandensein er durch Zufall Nachricht erhalten.

In einigen Minuten waren Gensd'armen da und führten den Verbrecher fort. Die Kaufleute wußten nicht, wie sie dem Gouverneur ihren Dank auf eine genügende Weise zu erkennen geben sollten, und kehrten mit einer hohen Meinung von dem Scharfsinn und der Klugheit der russischen Spitzbuben und der russischen Polizei nach England zurück.

Zwanzigstes Capitel.

Inhalt. Wien! — Wien und Berlin. — Die Wiener und Wienerinnen. — Geldangelegenheiten. — Differenzen. — Nachlässigkeit. — Dr. Mastaliez. — Die Wiener Buchhandlungen. — Zusammentreffen mit meinem Verleger. — Die Cur der Gräfin. — Prießnitzens Fehler dabei. — Wie man es anfangen muß, um in Oesterreich mit wenigen Pferden zu reisen. — Beweis keines guten Herzens der Gräfin. — Betrachtungen über die Umgebungen der Großen. — Ungnade! — Ich hebe mich durch einen Zug von Entschlossenheit auf einen Augenblick in der Meinung der Gebieterin. — Schottwien mit seinen alten Festungswerken. — Ursprung des Namens dieses Fleckens. — Uebergang über den Semmering. — Naturschönheiten beim Eintritte in das Murthal. — La ville des Grâces sur la rivière de l'Amour.

Unterhaltungen, wie diejenigen, von denen ich im letzten Capitel einige Proben mitgetheilt, verkürzten uns den Weg bis Wien, wo wir an einem Freitag Mittag eintrafen. Ich war hocherfreut, das schöne Wien endlich einmal zu sehen, und darf sagen, daß ich mich von seiner freundlichen Lage, seiner Abwechselung in Straßen und Plätzen, seinen schönen Gebäuden und seinen freundlichen, gemüthlichen vollen Gesichtern gerade eben so sehr angezogen fühlte, wie mich das ebene, überall gleiche, überall sandige Berlin mit seinen kalten, spitzigen, gemüthlosen Gesichtern späterhin abstieß. Ich hatte mich lange gesehnt nach Wien, und habe Berlin so lange vermieden, bis mich endlich im vorigen Jahre ein Geschäft hin führte.

Zum Unglück verstärkten hier die Wanzen, welche mich die Nacht aus dem Bette trieben, den üblen Eindruck, den die armselige, ausgedorrte Natur auf mich gemacht hatte; und hätte ich nicht das Glück gehabt, bei einem Bekannten, der mich vor den rothen Husaren in seiner Wohnung gastfrei zu schützen suchte, ein Paar heitere Tage zuzubringen, ich würde nur mit Schaudern an die preußische Hauptstadt zurück denken können, die mich so kalt gelassen hat, wie Spitzbergen.

In Wien fuhren wir durch mehrere, zwar etwas enge, aber trefflich gepflasterte und mit prächtigen Häusern besetzte Straßen und kehrten zuerst im Erzherzog Karl ein. Leider waren die Zimmer im ersten Stock alle besetzt und aus dem zweiten kehrte die Gräfin, welche es über sich genommen hatte, hinaufzusteigen, zurück, indem sie mir zurief: „Chambres de rien! Dites aux postillons de ne pas dételer les chevaux. — Nous irons à l'Empereur de Rome."

Ich ließ also wieder anspannen und wir fuhren in den Römischen Kaiser. Zwar war hier auch nur ein ordentliches Zimmer mit Nebengemach im ersten Stock zu haben; allein es war im ersten Stock und es kümmerte die Gräfin wenig, daß wir Männer, um in das Nebengemach zu gelangen, durch ihr Zimmer gehen mußten. Wir nahmen Quartier. Der Bedienung wurden in dem hinteren Theile des Hauses ein Paar Zimmer angewiesen und, da es eben ein Uhr war, ein treffliches Mittagsmahl bestellt. Hier zeigte unsere Gebieterin die Fürstin. Sie zahlte für jeden Kopf zwei Gulden Münze für das Diner, was größtentheils aus Leckerbissen bestand, die ich gern für ein ordentliches Mittagsmahl unterwegs hingegeben hätte, wo wir an einem Stück trocknen Brotes kauten. Ich muß hierbei, um der Wahrheit die Ehre zu geben, übrigens bemerken, daß die Gewohnheit, nicht zu Mittag zu essen, weniger ihren

Grund im Geize, als in der Besorgniß hatte, bei Tage zu viel Zeit zu verlieren. Die Gräfin fuhr nie in der Nacht und war jederzeit sehr ängstlich, wenn wir die letzte Station nicht vor der Dunkelheit erreichen konnten. Vor Grätz begegnete es uns einmal, daß es finster wurde und unglücklicherweise hatten wir für unsere sämtlichen Laternen nur Ein Licht. Ich werde nie den Lärmen vergessen, den das gab. Auch machten wir unsern Einzug in Steiermarks Hauptstadt zu Fuße. —

Eigentlich ärgerte es mich weniger, daß wir keinen Mittag machten, als daß wir unser Brot trocken essen sollten. Die Gräfin sagte zwar, sie bediene sich auch keiner Butter und drgl.; allein als sie einmal auf die Idee kam, wegen der scheuen Pferde die Wägen mit uns Männern zu wechseln, fand ich doch ein Töpfchen mit Butter und einige feine Semmeln heraus, mit denen die Damen im Nachtquartier sich versehen hatten, und schlug Marco vor, uns auch einen Buttertopf anzuschaffen. Es unterblieb jedoch, weil wir Beide zu bequem waren, uns damit zu befassen.

Ich war auf dem ganzen Wege nach Wien den Namen einer Familie in meinem Gedächtnisse aufzusuchen bemüht gewesen, deren interessante Bekanntschaft ich auf einer früheren Reise von Teplitz nach Dresden gemacht hatte, und immer war es mir nicht gelungen, obschon ich mehrere Buchstaben desselben genau wußte. Ich zermarterte mir den Kopf, um das Fehlende zu ergänzen, doch vergebens. In dem Augenblicke, wo wir das Pflaster in Wien berührten, fiel mir der Name ein, und als ich nach Tische einen Versuch machen wollte, meine guten Freunde, die mich im Falle einer Reise nach Oesterreichs Hauptstadt dringend gebeten hatten, sie zu besuchen, aufzufinden, war der erste Mann, den ich in der Hausflur des Römischen Kaisers antraf, der Professor O.....g. Erfreut

über dieses glückliche Zusammentreffen umarmten wir uns herzlich und ich wurde nun schnell von ihm nach Hause geführt, um die Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit der Wiener und Wienerinnen in ihrem ganzen Glanze kennen zu lernen. Die Frau und der Sohn vom Hause, welche mich kannten, empfingen mich mit der lebhaftesten Freude, und ehe eine halbe Stunde verging, war ich auch mit den liebenswürdigen Töchtern bekannt, um welche eine wohlstudirte und anerzogene Etikette keine eiskalten Festungswerke gezogen hatte, wie es leider bei so vielen unserer Damen der Fall ist, an denen die Erziehung manchmal von Herz und Mutterwitz kaum eine Spur übrig gelassen hat, so daß sie, im eigentlichen Sinne, aus lauter Erziehung bestehen, wie etwa sonst die verschnittenen Bäume in einem altmodischen französischen Garten statt ihrer natürlichen Gestalt Figuren ehrwürdiger Herren mit Allongenperrücken und — respectablen Haarzöpfen vorzustellen gezwungen wurden. Der Nachmittag verging mir in dieser liebenswürdigen Familie so schnell, daß ich erst gegen neun Uhr Abends nach Hause zurückkehrte und dafür von meiner Gnädigen eine Mercuriale erhielt, die ich mit ziemlich schlechter Grazie hinnahm, da mir nicht recht einleuchtete, daß ich, wie ein dienstbarer Geist, bei meinen Ausgängen nach der Stunde fragen müsse, in welcher ich wieder einzutreffen habe.

Am anderen Morgen machte die Gräfin Geldgeschäfte und gegen Mittag erhielt ich den Rest meines Guthabens mit zwölfhundert Thalern in Ducaten zu drei Thaler sechs Groschen von ihr ausgezahlt. Sie bemerkte dabei, daß sie für dies Mal meinem Verlangen nachgegeben habe, in Zukunft dies aber nicht mehr thun werde. Ich entgegnete, daß ich diesen vorausbezahlten Jahrgehalt als eine Sicherstellung für mich betrachtet und darauf gerechnet hätte, daß die Frau Gräfin mir

meinen monatlichen Gehalt fortbezahlen würde bis zum Ende des zweiten Jahres, von wo an ich dann keinen weiteren Gehalt mehr beanspruchen könne. Sie fand diese Voraussetzung lächerlich und schlug mir auch ein für alle Mal ab, den Gehalt der zwei folgenden Jahre auf die drei Jahre unseres Contractes zu vertheilen, so daß ich dadurch in den Stand gesetzt würde, diesen ersten Jahresgehalt vollständig meiner Familie zu überschicken. Da wir nichts Gewisses in dieser Hinsicht ausgemacht hatten, so konnte ich nicht auf meiner Forderung bestehen und mußte mich in den Gedanken fügen, daß meine Garantie mit dem Schlusse des ersten Jahres zu Ende gehen würde, und nach den bisher gemachten Beobachtungen mit ihr wahrscheinlich auch mein Engagement, ohne daß an eine gutwillige Auszahlung der contractsmäßigen Entschädigung gedacht werden dürfte. — Ich hatte von meinen Leuten genug gesehen, um nicht an einem Uebermaße von Vertrauen zu leiden. —

Ich bin nie ein eigentlicher Freund des Geldes gewesen, das ich nur in soweit liebe, als ich in ihm ein Mittel zu besserem Zwecke sehe. Daher bin ich auch manchmal sehr unachtsam mit meinem Gelde umgegangen, wenn ich einmal welches hatte. So war es auch hier: Ich hatte meine Ducaten in meinen Hut gerafft und wollte damit zu einem Bankier gehen, um Metalliques dafür zu kaufen. Auf dem Corridor stand ein kleiner Tisch am Fenster, wo ich meine theure Last absetzte, um sie in die Taschen zu vertheilen. Das machte sich aber nicht gut, weil ich in einer Tasche ein Loch bemerkte und das Ganze in der anderen zusammengeschichtet mir zu unbequem gewesen sein würde. Ich kehrte also in unser Zimmer zurück, um ein Tuch oder einen Beutel zu holen, und ließ den Hut mit den vierhundert Ducaten auf dem Corridor stehen, auf welchem Jedermann hin und wieder ging. Ich rechnete allerdings darauf,

nur einen Augenblick in dem ganz nahen Zimmer zu verweilen, und bedeckte aus Vorsicht das Geld mit einem Blatte Papier, das ich zufällig in der Tasche gefunden. Nun fand ich zwar schnell einen Beutel; allein die Gräfin hielt mich beim Durchgehen durch ihr Zimmer über zehn Minuten auf, um ihr Etwas ausrechnen zu helfen. Ein Anderer wäre damit schneller fertig geworden; mir ist aber das Zahlenwesen stets so lästig gewesen, daß ich meine ganze Aufmerksamkeit zusammennehmen muß, um eine ganz leichte Aufgabe zu lösen, und so hatte ich mein Gold über dem Rechnen ganz und gar vergessen und dachte erst wieder daran, als das Exempel glücklich heraus war. Als ich der Gräfin sagte: „Nun will ich aber nach meinem Gelde sehen", schalt sie mich tüchtig aus. Mein Hut stand aber glücklicherweise noch unberührt da. — Es würde für den Leser anziehender gewesen sein, wenn er mit den Ducaten fort gewesen wäre; allein ich kann Ihnen nicht helfen: dieses Mal hatte ich mehr Glück, als Recht. Uebrigens rathe ich doch Jedem, der einen Hut voll Ducaten an einem öffentlichen Orte stehen lassen will, ein Papier darauf zu decken, ohne welches er doch in Gefahr kommen könnte, bestohlen zu werden.

Eben als ich fortgehen wollte, kam Doctor Mastalicz, um mir einen Besuch zu machen. Er hatte durch Professor O.....g meine Anwesenheit erfahren und, als aufrichtiger Wasserfreund, mich kennen lernen wollen. Er hatte die Freundlichkeit, sich und seinen Wagen für den Nachmittag zu meiner Disposition zu stellen, und wir fuhren zunächst zum Wechsler, um mein Geldgeschäft abzumachen, was ziemlich schnell ging, da die Ducaten auf einem Haufen gewogen wurden und die 1500 Gulden Metalliques zu 8 Procent keine große Rechnung machten. Wir benutzten dann die Nähe der Geroldschen Buch-

handlung, um einige Wasserschriften einzukaufen, welche ich in Italien zu benutzen gedachte und, ich hatte das Vergnügen, daß mir die Meinige zuerst angeboten, und als ich sie zurückwies, als die beste dringend empfohlen wurde. Ich nannte dem Verkäufer lachend meinen Namen und er stand nun von seinem Begehren ab, indem er mir verschiedene andere Schriften vorlegte, von denen ich einige kaufte. Es wunderte mich, daß ich selbst für Verlagsartikel des Hauses auch keinen Kreuzer von dem bei uns üblichen Rabatt — den ich übrigens für eine Thorheit der Buchhändler halte — bekam, sondern den Ladenpreis bis auf den letzten Heller bezahlen mußte, so daß ich z. B. für Mauthners Werk über die Wirkungen des kalten Wasserstrahles bei dem Verleger beinahe einen halben Thaler mehr bezahlte, als ich in einigen Leipziger Handlungen bezahlt haben würde. Wäre der Buchhandel in den österreichischen Staaten nicht so mancherlei Beschränkungen und Scheerereien unterworfen, und wäre unter dem Volke mehr Sinn für Ausbildung des Geistes vorhanden, so müßten die Buchhändler bei diesem Gewinne steinreich werden. So viel ich bemerkt habe, befanden sich die Wiener Alle recht wohl. — Ich besuchte deren Mehrere und machte manche interessante Bekanntschaften bei ihnen, die mir auf alle Weise nützlich zu werden suchten, und die sich auch bei meiner Rückkehr bemühten, mir den Aufenthalt in Wien noch angenehmer zu machen, als er an und für sich jedem Fremden ist.

Mein Herr Verleger war gerade anwesend. Es war das erste Mal, daß wir persönlich zusammen kamen. Ich fand in ihm und seiner Gattin ein so liebenswürdiges Paar, daß ich mich freute, ihnen durch meine Schrift einen Gewinn verschafft zu haben. Auf die Mittheilung meiner Absicht, mein Buch ganz umzuarbeiten und entweder unter anderem Titel oder als

veränderte vierte Auflage herauszugeben, für welche ich aber unseren früheren Contract nicht fortbestehen lassen könne, da ich die Kosten meiner Reise nach Gräfenberg herausbringen möchte, erwiderte er, daß es sich von selbst verstünde, daß er mir ein besseres Honorar zahle und daß ich ihn meine Forderung nach Beendigung des Manuscriptes nur wissen lassen sollte. Ich stellte diese späterhin, dem Gebote einer anderen Wiener Handlung folgend, auf einhundert Ducaten für jede Auflage und erhielt dieselben ohne Einwendung. Es ist mir aufrichtig leid, daß ich durch die Gebote einiger anderer Buchhändler — man bot mir nämlich nach der Zeit 100 Louisd'or für jede Auflage — und deren bittere Bemerkungen über das mir zeither gezahlte „Viaticum" mich verleiten ließ, eine Störung in das freundschaftliche Verhältniß zu bringen, welches zwischen meinem Herrn Verleger und mir bestand. So gerecht auch meine Klagen über das frühere geringe Honorar sein mochten, so wenig hatte ich doch ein Recht, die von mir selbst gestellten oder bewilligten Bedingungen zurückzunehmen. Ich bereue es immer noch lebhaft, durch die Aussicht auf Gewinn mich zu einem Versuche haben hinreißen zu lassen, welcher die Achtung und Liebe, deren mich mein Verleger schriftlich und mündlich versichert hatte, nicht zu vermehren geeignet war. Man sei erst klug und überlege, ehe man einen Handel abschließt und — schweige nachher stille, wie es einem Manne geziemt, selbst wenn man Ursache hat, eine Uebereilung zu bereuen! —

Dem Doctor Mastaliez, welcher den ganzen Tag bis spät am Abend mit mir herumkutschirte, verdankte ich nicht nur manche interessante Nachweisung über Wien und den Stand der Wasserheilkunde in dieser Hauptstadt, sondern auch eine Hoffnung, welche mich in meinem Verhältnisse zu meiner Patientin geistig erhob. Herr Mastaliez hatte kurz vorher eine

sechzigjährige Dame vom Krebse geheilt, und zwar durch eine Wassercur und in Wien. Er hatte die Güte, mir alle einzelnen Umstände dieser wichtigen Cur mitzutheilen und billigte im Uebrigen meine Ansichten über die Diät, welche meine Kranke beobachten sollte. Es war mir sehr lieb zu hören, daß er die Art, wie Prießnitz die Cur angefangen, ebenso zu tadeln fand, als ich, und die Veränderungen gut hieß, welche ich sofort darin vorgenommen. Prießnitz hatte nämlich die Gräfin Nichts weiter brauchen lassen, als erregende Umschläge auf den kranken Theil, und diese Umschläge waren mit einem Stück Wachstuch bedeckt, unter welchem sich eine entsetzliche Hitze ansammelte, welche den Skirrhus, nach meiner Meinung, förmlich zu einem Krebse ausbrüten mußte. Auch hatte die Gräfin wirklich seit dem Tragen des Umschlages stechende und fahrende Schmerzen in der Brust bekommen. Ich schnitt den Umschlag aus, so daß er einen Kranz bildete, in dessen Mitte der Skirrhus nur leicht bedeckt lag, während die Thätigkeit der Gefäße in den anliegenden Theilen befördert und somit der Reiz mehr von der kranken Stelle entfernt wurde. Es war auffallend, daß die Schmerzen von Stund an sich minderten und immer dann wieder anfingen, wenn die Gräfin entweder aus Eigensinn wieder einen vollen Umschlag aufgelegt oder der feuchte Kranz sich verschoben hatte. — Prießnitz hatte jedenfalls Unrecht, bloße Umschläge anzurathen, ohne ein gleichzeitiges Schwitzen und Baden, wodurch der Körper von den schlechten Säften befreit wurde, die sich ohne dasselbe nur mehr nach dem durch die Umschläge gereizten Theile ziehen mußten. Wegen des Verschiebens der Umschläge ließ ich dieselben lieber unterwegs ganz weg und bedeckte die Brust mit einem seidenen Tuche. Ich nahm mir jedoch vor, sie wieder anzuwenden, sobald wir eine bleibende Stätte

gefunden haben und im Stande sein würden, die volle Cur anzufangen.

Diese Cur besprach ich nicht nur in allen ihren Einzelnheiten mit Mastaliez, sondern dieser hatte sogar die Güte, mich auf meine Bitten zur Gräfin zu begleiten, welche er über ihren Zustand zu beruhigen und der er Vertrauen zu mir und meinem Verfahren einzuflößen bemüht war. Sie unterhielt sich zwar eine Zeit lang mit meinem Freunde, allein ich glaube kaum, daß derselbe in dieser Unterhaltung einen Lohn für seine Mühe und seinen guten Willen gefunden haben mag: sie kehrte die Fürstin so gewaltig heraus, und nannte alle Augenblicke so große Celebritäten unter den Aerzten Deutschlands und Frankreichs, mit denen sie schon conferirt hatte, daß es aussah, als wolle sie zeigen, wie gleichgültig ihr das Urtheil eines Arztes sei, der sich keines europäischen Rufes erfreute. An eine Spur von Dankbarkeit, wie sie etwa bei uns gemeinen Leuten vorkommt, wenn uns Jemand seine Theilnahme bezeugt, war hier nicht zu denken. — Was braucht ein Mensch von Rang und Vermögen dankbar für Theilnahme zu sein? Er hat ja Geld, um sich diese zu erkaufen. —

Einen Augenblick hatte die Gräfin, deren Unentschlossenheit und Unbeständigkeit sich schon jetzt auf die zu gebrauchende Cur erstreckte, den Gedanken, in Wien bleiben zu wollen, um gleichzeitig mit der Wassercur den kaiserlichen Leibarzt Malfatti zu Rathe zu ziehen, da sie befürchtete, im Falle der Verschlimmerung ihres Zustandes fern von jedem berühmten Arzte sterben zu müssen. Sie gab diese Idee jedoch von selbst wieder auf. Ich widersetzte mich derselben im Uebrigen gar nicht, und gab höchstens zu bedenken, daß meine Wirksamkeit sofort auf Null reducirt werden würde, wenn ein anderer Arzt die Leitung ihrer Cur übernähme oder sie überhaupt sich entschlösse,

Medicin zu nehmen. — Ich muß der Gräfin die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in Betreff der Diät niemals zu Beschwerden Veranlassung gab. Sie aß mäßig und vermied folgsam, was ich ihr als unpassend für ihren Zustand bezeichnete. Auch trank sie gern ihre Portion Wasser, und in Wien war es eine meiner ersten Sorgen, mit Ferdinand, der ein Paar Flaschen trug, nach dem besten Brunnen zu suchen, um ihr das wohlschmeckendste und frischeste Wasser der Stadt zu verschaffen, das wir im Hofe der kaiserlichen Burg (der Hofburg) fanden.

Wir verließen Wien schon nach einem kaum zweitägigen Aufenthalte und fuhren der schönen, romantischen Steiermark zu. Bei unserer Abreise bediente die Gräfin sich eines Kunstgriffes, um die Ausgabe für ein Pferd zu ersparen. Sie bestellte, statt sechs Pferden, mit denen wir angekommen, nur fünf. Der Postillion weigerte sich, den großen Wagen mit drei Pferden fortzufahren, und versicherte, daß viere kaum genug und es gar nicht möglich wäre, ihn mit dreien fortzubringen. Ich meldete der Gräfin diesen Umstand. —

„Oh, er soll schon fahren,“ sagte sie; „rufen Sie ihn einmal her.“

Der Postillion kam und zwei Zwanzigkreuzer nebst dem Versprechen eines guten Trinkgeldes beseitigten seine Weigerung. Der mitgekommene Schaffner wurde durch dasselbe Mittel zum Schweigen gebracht.

„Sehn Sie,“ erklärte sie mir, „wenn ich hier von Wien mit fünf Pferden abfahre, so können mich die Postmeister im ganzen Reiche nicht zwingen, mehr als drei Pferde vor meinen Wagen spannen zu lassen. Sie begreifen, daß das eine Ersparniß ist.“

„„Ich begreife aber auch, daß wir um so schlechter fahren werden, Madam, und daß es eine Quälerei für Pferde und Postillion geben wird,““ entgegnete ich.

„Ach, Sie nehmen immer Parthei für die Pferde und die Postillions. Ich rathe Ihnen, mehr auf meinen Vortheil zu sehen, als auf den fremder Personen.“

„„Ich sehe keinen Vortheil für die Frau Gräfin darin, wenn Sie Sich den ganzen Tag über das langsame Fahren ärgert und mit den Postillions herum zankt, welche bei dem besten Willen nicht schneller fahren können. Auch compensirt das langsamere Fortkommen großentheils den Gewinn, der durch die Ersparniß des einen Pferdes sich herausstellt. Endlich nehme ich nie Parthei, wenn mir das Gesetz der Billigkeit nicht gebietet, der Frau Gräfin Vorstellungen zu machen.““

„Dergleichen Vorstellungen sind sehr leicht, wenn man sie nicht aus seinem Beutel bezahlt, mein Herr. Sie können Sich in Zukunft derselben enthalten, ohne Ihre Ansprüche auf meine Dankbarkeit zu vermindern.“

Das reichte hin, um mir Stillschweigen aufzulegen, das wir auch Beide den ganzen Tag beobachteten, so oft wir in Berührung kamen.

Die erste Station ging Alles gut; kaum aber waren frische Pferde und andere Postillions vor den Wägen, so ging der Lärm von Neuem los, weil die drei Pferde vor dem großen Wagen diesen nicht so schnell zu ziehen vermochten, als vorher vier, und weit schlimmer als auf den Stationen vor Wien. Den ganzen Tag hörte ich das Kreischen und Keifen. Ganz deutlich verstand ich, wie die Gräfin das in einer Postexpedition gekaufte Reglement für Extrapostreisende dem Postillion zum Wagen hinaus hielt und ihm vorpredigte, daß er durchaus gesetzlich die Meile in dreiviertel Stunde fahren müsse, und dieser dann antwortete, sie solle nur mehr Pferde nehmen, wenn sie schneller fahren wolle, er werde seine Pferde nicht todt schinden, damit sie ein Paar Kreuzer erspare; er kümmere sich wenig um das

Gesetz, er fahre so schnell als er könne, der Mensch müsse auch ein Einsehen haben, und dergleichen mehr.

Ich machte mir im Stillen allerhand Gedanken über diese Bemerkungen des Postillions und brachte heraus, daß im Grunde genommen der ungebildete Postillion, indem er, trotz der papiernen Gesetze und der Verantwortlichkeit welcher er sich aussetzte, die ihm anvertrauten Thiere zu schonen suchte, weit weniger Rohheit zeigte, als die hochgebildete Dame, welche, um einige Gulden des elenden Metalles zu ersparen, das sie im Ueberflusse besaß, die armen Pferde einer Anstrengung aussetzen wollte, die über ihre Kräfte ging und die eine Quälerei für sie und für den Treiber war. Hatte nun die Gräfin kein Herz in der Brust, welches für die Qual eines anderen Geschöpfes, wenn auch untergeordneter Art, zu fühlen vermochte, oder war ihr Verstand durch Erziehung und Vorurtheil so beschränkt, daß er nicht bis zu den Pflichten reichte, die wir auch gegen Thiere als fühlende Wesen haben?

Unter solchen Betrachtungen kamen wir in Wienerisch-Neustadt an, wo wir übernachteten. Anstatt daß nun die Marter für den Postillion, wie dieser gehofft haben mochte, aufhörte, wurde sie nun erst mit größerer Bequemlichkeit fortgesetzt. Die Gräfin verweigerte ihm, seines schlechten Fahrens wegen, das gesetzliche Trinkgeld und bestand darauf, seine Langsamkeit und seine respectwidrigen Aeußerungen in Bezug auf das Gesetz in das Beschwerdebuch eintragen zu lassen. Der arme Kerl bat und machte Vorstellungen, denen es gar nicht an Verstande fehlte. Alles war vergebens. Der Postillion stand an der Thür unseres Zimmers, als man uns das Abendessen brachte; wir setzten uns zu Tische und aßen; der Postillion bettelte abwechselnd; mir quoll der schöne Eierkuchen im Munde; der Gräfin aber schien die Marter des Postillions eine Würze

für ihr Mahl zu sein; denn sie war ganz heiter, aß mit dem besten Appetite und machte es sich zum Vergnügen, dem Manne wahrscheinlich zu machen, daß er nicht viel Extraposten mehr fahren werde. — Es scheint, daß man gegen die Postillions strenge ist; denn sonst hätte der Unsere wohl nicht Geduld gehabt, bis nach Beendigung unserer Mahlzeit an der Thür stehend seine Bitten fortzusetzen. So sehr ich mir auch vorgenommen hatte, zu schweigen, so war mir dies endlich doch nicht mehr möglich. Ich bat für ihn. Es schien der Gräfin jedoch Freude zu machen, daß ich ihr eine Gelegenheit gab, auch mein Gefühl ein wenig zu martern, und sie setzte das grausame Spiel nur noch eifriger fort. Endlich gleichsam zufrieden, ihr Abendbrot so gut gewürzt zu haben, legte sie Messer und Gabel zur Seite und gab dem Manne sein Trinkgeld, beharrte aber auf ihrem Vorsatze, ihn zu verklagen. Ich wurde mit dem angenehmen Auftrage nach der Post geschickt, die Beschwerde in das Buch einzutragen.

Der Herr Postinspector (wie der Postmeister in Neustadt genannt wurde) verweigerte mir keineswegs das Beschwerdebuch, gab mir aber zu bedenken, daß der Postillion verheirathet und Vater von vier Kindern sei, und daß er wahrscheinlich wegen seiner unziemlichen Aeußerungen über das Gesetz, die er in der Aufwallung gethan, fortgeschickt und seine Familie brotlos würde. Er sagte, der Postillion sei eben bei ihm gewesen und habe ihm unsere Wägen beschrieben, welche eher für sechs und drei, als für drei und zwei Pferde gemacht wären, und es sei unbillig von einem Passagiere, zu verlangen, daß der Postillion mit einer zu großen Last eben so schnell fahre, als mit einer gesetzlich vorgeschriebenen. Er bat mich, der Gräfin noch einmal Vorstellungen zu machen, ehe ich einen übrigens ordentlichen Mann und seine Kinder ins Verderben

brächte, und versicherte, daß er ihm den Kopf schon gehörig waschen wolle.

Ich that was ich konnte, um das dem armen Postillion drohende Ungewitter ohne Schaden an dessen Haupte vorüber zu führen, was mir endlich auch gelang, jedoch nicht, ohne mir selbst das Mißfallen meiner Gräfin in hohem Grade zuzuziehen. Ich bat sie nämlich, als alle Vorstellungen nicht helfen zu wollen schienen, wenigstens mich mit dem Auftrage zu verschonen, da ich einsähe, daß der Postillion nicht ganz Unrecht habe, wenn er die zu geringe Bespannung als Ursache seines langsamen Fahrens angäbe. Die Post war ziemlich entfernt von dem Gasthofe — dem goldnen Hirsch oder Löwen in der Vorstadt — und Marco schrieb nicht deutsch genug, um die Beschwerde einzutragen; die Gräfin selbst mochte keine Lust haben, noch spät am Abend hinzugehen, und ich zeigte die entschiedenste Abneigung vor dem Geschäft, die im schlimmsten Falle zu einer förmlichen Verweigerung meiner Dienstleistung zu werden schien und auch geworden sein würde; — die Gräfin ergriff also das beste Auskunftsmittel: sie that, als ließe sie sich durch meine Bitten wegen der Familie des Postillions erweichen, und gab ihre Rache auf. — Ich bemerkte indessen von diesem Augenblicke an ihr eine entschiedene Abneigung gegen mich, die sich bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab. Vornehme Personen mögen es nicht leiden, daß man ihren bösen Launen ein Hinderniß in den Weg legt oder eine Mißbilligung ihrer Handlungsweise zu erkennen giebt; sie wollen Sklaven, blinde Werkzeuge zur Ausführung ihres Willens um sich haben, die jeden Augenblick bereit sind, wie ein auf den Mann dressirter Hund Den anzufallen, welchen die Hand des Gebieters ihnen zeigt. Packt der Hund nicht, so ist er ein nichtsnütziges Aas und bekommt gelegentlich einen Fußtritt. —

In den geprügelten Armeen wird der Corporal gewiß am leichtesten sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erwerben, welcher den Haselstock am kräftigsten schwingt, während Der, dessen Herz oder Verstand sich gegen die Mißhandlung seines Mitmenschen auflehnt und der nicht, wie Jener, con amore arbeitet, sich die Verachtung und das Mißfallen des die Execution commandirenden Offiziers fast ohne Ausnahme zuzuziehen Gefahr läuft. — Ist es nicht eine charakteristische Erscheinung, daß wir uns unter einander mißhandeln, weil — es die Junker haben wollen? — Ich habe mich gegen jeden Mißbrauch der Gewalt und des Ansehens gern aufgelehnt und werde es stets thun, wo sich mir Gelegenheit dazu bietet. Wenn es nicht an den Höfen der Fürsten immer eine Menge kopf- und herzloser Subjecte gäbe, die nur von dem gnädigen Sonnenscheine aus den Augen des Gewaltigen, der, nebenbei gesagt, eben so gut ein schwacher sündhafter Mensch ist, wie wir Alle — leben; wenn solche Subjecte nicht jede noch so unbesonnene, noch so ungerechte Handlung des Gebieters gut hießen und ihre Hand zur Ausführung derselben hergäben; wenn immer Männer die Fürsten umgäben, denen Tugend, Recht, Aufklärung und das Beste des Volkes mehr gälten, als eine Laune des Herrn; — man würde nicht Constitutionen umstürzen, Glaubensfreiheit beschränken, ehrliche Männer, die den Muth haben, auf die Krebsschäden der Staatseinrichtung, auf nicht gehaltene Versprechungen, auf drohende Gefahren mit lauter Stimme aufmerksam zu machen, in dumpfen Kerkern vermodern lassen. — Ich halte es nicht für ein großes Verdienst, der Willkühr und Ungerechtigkeit der Großen Widerstand entgegen zu setzen: ich halte es für eine Schande, es nicht zu thun. — Man würde Niemand mehr hängen, wenn

es nicht Leute gäbe, die sich für schlecht genug hielten zum Henkerhandwerk.

Diese Betrachtungen riechen fast nach Politik und dürften von Manchem, der sie scheele ansieht, gar für demagogischen Sauerteig ausgeschrieen werden. Denen habe ich jedoch die Ehre, zu sagen, daß ich im Grunde gar kein Politicus bin, sondern mich blos manches Mal durch die gesunde Vernunft von Dem, was ich sehe, zu Dem, was ich nicht sehe, aber doch erfahre, spazieren führen lasse und dann leider fast immer Gelegenheit finde, meine Betrachtungen vom Kleinen auf das Große überzutragen, wie es bei der unbedeutenden Geschichte mit dem Postillion, die höchstens sechs Menschen um ihren Unterhalt gebracht hätte, der Fall war. Nun leide ich nicht gern am Herzdrücken und verbrenne mir lieber die Zunge; also bitte, nicht schele zu sehen, sondern die Augen aufzuthun — wer welche hat — und die Sachen anzusehen, wie sie sind, und da wird man leicht erkennen, daß ich kein Demagog bin, wie sie jetzt überall im Dunkeln herumschleichen, das Schrecken der Minister und — Bürgermeister. Auch das verrufene Dr. phil. bitte ich nicht zu beachten; denn mit meiner Philosophie ist's nicht weit her, wie man in Freiberg recht wohl weiß und wie es diese Memoiren hinreichend bezeugen. Ich bin ein ganz einfacher harmloser Mensch, der sich sein Brot kümmerlich erwirbt und der es nur nicht leiden mag, wenn man ihm oder anderen Leuten keine Ruhe läßt, wie dies von einer gewissen Parthei freilich geschieht, die niemals Ruhe hat und niemals welche haben wird, so lange es noch Leute giebt, die ihr an Stand, Vermögen und geträumten Vorzügen nachstehen. — Also Gnade! —

Kurz, der Schutz, den ich den Postknechten und Postpferden gegen die Unbilligkeit meiner Gnädigen gewährte,

machte, daß ich in Ungnade fiel, aus der ich mich auch nicht wieder habe herausarbeiten können, sondern in die ich durch meine nicht retrograden Bewegungen mich immer mehr hinein vertiefte, bis ich endlich unten durch fiel. — Ein einziges Mal gelang es mir seitdem, ein Lächeln der Zufriedenheit auf dem stets kalten oder finsteren Gesicht meiner Patientin hervorzurufen. Wir kamen, nachdem wir unter fortwährendem Zanken und Keifen den Semmering überschritten und in die herrliche romantische Steiermark hinabgerollt waren, nach Pockau, wo keine Pferde zu haben waren. Nach den Postgesetzen müssen dieselben Pferde, welche den Extrapostreisenden an eine Station bringen, in diesem Falle ihn weiter befördern, haben jedoch eine Stunde Zeit zum Füttern. Unsere Postillions weigerten sich, dieser Verpflichtung nachzukommen; sie waren von der Frau Gräfin so weidlich ausgescholten worden und hatten unsere schweren Wägen so herzlich satt, daß der Eine erklärte, er wolle lieber acht Tage bei Wasser und Brot sitzen, als uns noch eine Station weiter fahren. Der Postsecretair, an welchen wir, mit dem Gesetze in der Hand, ganz ernstlich reclamirten, war ein Mann wie ein Degen von Schweizerkäse, der zu Allem „Ja" sagte und der nicht den Muth oder den Willen hatte, die Postillions aufzuhalten. Diese führten ihre Pferde nach dem Thore des Posthofes zu und wollten fort. In dieser Noth entrüstete ich mich endlich über diesen gar zu schreienden Ungehorsam gegen das Gesetz und, während Marco und die Bedienten ihre Worte verloren, griff ich nach einem dort liegenden Knittel, stellte mich unter den Thorweg und drohete, den Ersten niederzuschlagen, welcher es wagen würde, mit seinen Pferden zu passiren. Ich nahm dabei, weil ich wirklich in Zorn gerieth, eine so grimmige Haltung an, und meine Gestalt deutete auf einen so ernsten Kampf, daß die Postillions

stutzten, einander ansahen und ihre Pferde in den Stall zurück führten. Ich stellte nun einen Bedienten an das Hofthor, einen anderen zu den Wägen und begab mich mit der Herrschaft in das Passagierzimmer, wo ich die ersten Lobsprüche aus dem Munde meiner Gnädigen erhielt. Sie meinte, nach Dem, was sie zeither an mir gesehen, hätte sie mir gar nicht so viel Energie zugetraut. Ich erwiderte, um Energie in mir hervorzurufen, bedürfe es nur der Ueberzeugung, daß das Recht auf meiner Seite sei, und dann gebe ich nicht leicht nach (lâcher prise). Fast war ich stolz darauf, daß ich einmal einen freundlichen Blick erhalten hatte, ohne genöthigt zu sein, Jemand Unrecht zu thun. Das Recht schien mir hier ganz auf unserer Seite: entweder wir blieben den ganzen Nachmittag in einem elenden Gasthofe sitzen und brachten wohl gar die Nacht darin zu, denn es war schon ziemlich spät, oder wir machten von dem uns gesetzlich zustehenden Rechte Gebrauch. Es handelte sich hier nicht mehr darum, Jemanden unglücklich zu machen, sondern den Gesetzen Respect zu verschaffen. Ich war zufrieden mit mir und freute mich, den Damen und dem Italiener einen Beweis meines Muthes haben geben zu können, welcher uns aus einer so großen Verlegenheit rettete. — Leider widerfuhr mir noch eine Kränkung. Als die zum Füttern der Pferde vergönnte Stunde verflossen war, ging ich nach dem Stalle, um die Postillions zum Anspannen aufzufordern, von denen sich die ganze Zeit über — aus Aerger, wie ich meinte — Keiner hatte sehen lassen. Wie groß war aber mein Erstaunen und meine Beschämung, als ich den Stall leer fand. Außer einem Paar „Mistkrotzerl", die Körner suchten, war keine lebende Seele darin. Die Postillions waren durch eine Hinterthür, die aus dem Stalle ins Freie führte, mit ihren Pferden entwischt und wahrscheinlich schon im letzten Dorfe hinter uns

wieder angekommen, von wo ich sie nicht herbeiholen mochte. Also hatten sie sich nicht vor meiner hohen Gestalt, nicht vor meinem grimmigen Gesichte, nicht vor dem gewaltigen Knittel in meiner Hand gefürchtet, sondern hatten einander nur in der Absicht angesehen, um sich zu sagen: „Je nun, so ziehen wir hinten hinaus.“

Beschämt und glühend vor Aerger, von den beiden „dummen Teufeln“ überlistet worden zu sein, trat ich in die Stube und meldete meine Entdeckung. So unangenehm diese auch war, so wurde ich dennoch herzlich ausgelacht, rächte mich nun aber dafür auch dadurch, daß ich einen donnernden Artikel in das Beschwerdebuch schrieb und mich nicht blos über die Postillions, sondern auch über die gänzliche Gleichgültigkeit und Unthätigkeit des Postschreibers beschwerte. Dieser Artikel war aus der Seele der Gräfin geschrieben: es mußte daraus irgend ein Unheil für das betheiligte Postpersonal hervorgehen. „Bien, comme cela!“ sagte sie zufrieden, und war den ganzen übrigen und den folgenden Tag freundlich gegen mich. Schade, daß sich schon wieder ein neues Gewitter in ihrer Seele vorbereitete, das mir einen empfindlichen Schlag beigebracht haben würde, hätte ich nicht auf so festen Füßen gestanden. —

Um gerecht zu sein, muß ich bemerken, daß wir allerdings sehr schlecht fuhren und fast überall auf Pferde warten mußten. Auf der ersten Station von Neustadt weg ging ich zu Fuß voraus, um die Pferde zu bestellen. Der Weg war freilich lehmig und die Pferde schwitzten schon auf der halben Station stark; allein für Jemand, der die erste Ursache dieses langsamen Fahrens nicht bis zu sich hinauf aufsuchen mag, war es langsam genug, um sich darüber zu ärgern.

Aus unserer Verlegenheit wurden wir übrigens durch

Pferde befreit, welche zurückkamen und uns endlich, nach einem etwa zweistündigen Aufenthalte, noch spät am Abend nach Grätz brachten.

Ich will es nicht versuchen, die Schönheiten zu beschreiben, welche die Natur auf dieser Reise vor unseren Augen entfaltete, doch würde es undankbar sein, sie ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

Von Wien aus bis einige Meilen hinter Neustadt fährt man fast immer in einer ziemlich langweiligen Ebene, welche endlich zwischen ein Paar Zweigen des Semmerings, unweit Schottwien, sich verliert. Schon der erste Eintritt in das Thal, welches immer schmaler werdend sich zwischen den beiden Gebirgsästen hinzieht und zuletzt in einer engen Schlucht endigt, ist romantisch und überraschend. Ein warmer Sonnenschein zerstreute den Nebel, welcher den ganzen Vormittag uns die Aussicht geraubt hatte, und erquickte uns nach einem mehrtägigen rauhen und nassen Wetter. Schottwien ist eine kleine Stadt oder ein Marktflecken von fünfhundert Einwohnern in der schon erwähnten Schlucht des Semmerings. Eine alte Felsenveste, Klam, deren Ruinen sich eine ziemliche Strecke über die Berge und quer durch das Thal ziehen, beherrscht den engen nach Steiermark führenden Paß. Die Werke sind, so viel ich bemerkt habe, von uralter Bauart, bestehen aus Mauern mit Schießscharten und sind, wie schon gesagt, größtentheils verfallen. Man fährt durch sie hin, ohne auch nur von einem Thore aufgehalten zu werden. In früheren Zeiten mußte es leicht sein, an diesem Passe mit einem Paar hundert Mann eine ganze Armee aufzuhalten. Der Name des Orts kommt von einem alten deutschen Worte, das wir noch im Englischen wiederfinden (to shut), und bezeichnet die Sperre, den Schlüssel Wiens. Die Häuser des Fleckens laufen

zu beiden Seiten der Straße hin. Der Schmuz in dem Orte war so groß, daß ich bis über die Knöchel darin waden mußte, als ich versuchte, ein Paar Schuhe für die Gräfin aufzutreiben.

Der Uebergang über den Semmering ist so steil, daß wir ihn größtentheils zu Fuße machten und uns nur, um auszuruhen, manchmal eine Viertelstunde in den Wagen setzten. Man baute eben eine Kunststraße, welche an Großartigkeit und Kühnheit der Anlage Alles übertraf, was ich in dieser Art in Deutschland gesehen hatte. Auf einer langen Strecke waren viele hundert Menschen mit Ausfüllen von Schluchten, mit Niederbrechen von Höhen, mit Aufmauern steiler Seitenwände, die bisweilen vierzig bis fünfzig Fuß hoch neben uns emporstiegen, beschäftigt; die Hütten der Arbeiter, in den Schluchten des Gebirges gruppenweise zerstreut, bildeten kleine Dörfer. Die alte Straße, auf der wir fuhren, hatte dieselben größtentheils rechts und den neuen Bau links neben sich, wenn er sich nicht etwa ganz aus ihrer Nähe verlor. Je höher wir hinaufstiegen, desto rauher und wilder wurde die Gegend, und ganz oben auf dem Gipfel herrschte ein kalter Wind, welcher gegen die warme Sonne im Thale unangenehm abstach. Es war uns lieb, uns vor demselben in dem ziemlich guten Wirthshause, welches auf der Höhe steht und wo, wenn ich nicht irre, die Pferde gewechselt wurden, schützen zu können. Gern hätte ich den in der Nähe befindlichen 6500 Fuß hohen Schneeberg besucht; allein dazu war keine Zeit vorhanden und auch die Jahreszeit nichts weniger als günstig. Der südwestliche Abhang des Semmerings ist weniger steil und weniger romantisch. Fichtenwaldung und Wiesen sind die einzigen Gegenstände, welchen das Auge stundenlang begegnet. Hin und wieder hängt an einem Hügel eine Hütte,

so winzig klein, daß man sie kaum für eine menschliche Wohnung halten möchte. Das Murmeln eines Baches, welcher von der kalten Höhe des Gebirges mit Freuden den wärmeren Thälern der schönen Steiermark zuzueilen scheint, und einige Rinder von ziemlich kleiner Gestalt bringen allein einige Abwechselung in das Schweigen der eintönigen Landschaft.

Es war uns unmöglich, den Abend weiter als bis Mürzzuschlag zu gelangen, wo die von der wilden Alp herüberkommende spiegelhelle Mürz sich zu uns gesellte und neben unserem Wege hinplätscherte, bis sie unten im Thale hinter Bruck sich mit der stärkeren seegrünen Mur vereinigt. Von Bruck bis Grätz läuft die Straße zwischen den schönsten romantischen Bergen dahin, sich dem Flusse bald nähernd und ihn überschreitend, bald sich von ihm entfernend, dem Auge bald eine tiefe durch den Herbst buntgefärbte Schlucht, bald eine majestätische Ritterburg zeigend, überall aber das Herz des Reisenden durch die Fruchtbarkeit der Thäler, durch die Freundlichkeit der Häuser, durch den Wohlstand der Bewohner und durch die mannichfachsten Abwechselungen und Ueberraschungen erfreuend. — Ich habe fast geweint, als ich meine Rückreise durch diese Vorhalle des Paradieses während der Nacht machen mußte.

Das Paradies selbst aber öffnet sich in dem himmlischen Thale, in welchem Grätz liegt.

„C'est la ville des Grâces sur la rivière de l'Amour", *) hat ein französischer Calembourist eben so geistreich als richtig bemerkt. Ja, es ist die Stadt der Grazien am Flusse der Liebe, in einem herrlichen fruchtbaren Thale gelegen, welches sich

*) C'est la ville de Gratz (grace) sur la rivière de la Mur.

mehrere Stunden weit nach verschiedenen Richtungen ausdehnt, von hohen ehrfurchtgebietenden Bergen umschlossen, an deren Abhange der Weinstock üppig grünt und die schönsten Obstsorten gedeihen, während die Häupter mehrerer der stolzen Nachbarn den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, die rauhen West= und Nordwinde abzuhalten bemüht sind, welche der Wärme des Thales und dem Wachsthum der Pflanzen Eintrag thun könnten. — Orangen, Feigen, Datteln, welche überall höchst wohlfeil zum Verkauf ausgeboten werden; Kastanien, die man auf den Promenaden in kleinen Blechöfen röstet und mit denen man den Vorübergehenden für ein Paar Kreuzer die ganze Tasche seines Rockes füllt; leicht gebaute Landhäuschen mit Weinranken umzogen und hinter Weinlauben versteckt; die klangvollen Laute der italienischen Sprache, welche alle Augenblicke an das Ohr des Fremden schlagen: Alles erinnert an die Nachbarschaft des viel besungenen, viel ersehnten, gesegneten Italiens.

Ziemlich in der Mitte des Thales erhebt sich der etwas über 300 Fuß hohe steile Schloßberg, dessen Gipfel die Ruinen einer Citadelle krönen, in deren jetzt zerstörten Gefängnissen mancher Unglückliche Spuren seines Daseins hinterlassen hat. Ein Thurm, ein Wirthshaus und die Gebäude der Feuerwache, die sich mit einigen Signalkanonen dort befindet, sind die einzigen gut erhaltenen Gebäude auf der Spitze des Berges, dessen steile Abhänge, wenigstens nach der Südseite, mit Weingärten, Obstbäumen und freundlichen Landhäusern geschmückt sind. Rings um den Berg herum breitet sich die über 2500 Häuser zählende, mit mehr als 40,000 Einwohnern bevölkerte Stadt aus, welche von der Mur in zwei ungleiche Hälften zerschnitten wird, von denen die östliche mit dem Schloßberge die größere ist. — Ich

würde es vergebens versuchen, die Aussicht vom Schloßberge zu beschreiben: man muß sie genossen haben, um ihre Schönheit zu begreifen. — Wäre ich der Herzog von Bordeaux, ich reiste nicht in der Welt herum, um den Franzosen das Blut zu verderben, sondern lebte in meinem schönen Grätz, zufriedener und glücklicher, als dies ein König von Frankreich mit seinen Regierungssorgen thun kann.

Einundzwanzigstes Capitel.

Inhalt. Der Graf * *. — Wir gehen nicht nach Italien! — Mein Widerstand. Neue Ungnade. — Die Wachslichte. — Großer Streit. — Monsieur sera e n b a s, et moi je serai e n h a u t! — Der Unterschied zwischen einer Polin und einer Deutschen. — Sieg. — Betrachtungen über Herrn und Diener. — Gespräch mit dem Grafen * *. — Verrätherei des Italieners. — Ich beziehe die Winterquartiere in Grätz. — Ein Paar Beispiele von einer übertriebenen und von einer vernünftig gebrauchten Wassercur. — Zwei verfehlte Curen vom Gräfenberge. — Briefwechsel. — Entlassung.

Im wilden Manne abgestiegen, hatten wir am nächsten Morgen den Besuch des Grafen * * —, des seit einer Reihe von Jahren von unserer Gräfin geschiedenen Gemahls, welcher wegen seiner Theilnahme an der letzten polnischen Revolution und der dabei eingenommenen hohen Stellung in Grätz kriegsgefangen gehalten wurde, jedoch auf sein Ehrenwort, sich nicht von da zu entfernen, die Erlaubniß erhalten hatte, frei in der Stadt und deren Umgebung herum zu gehen. Es bestand zwischen ihm und der Gräfin fortwährend ein freundschaftliches Verhältniß, was von Seiten des Grafen, so viel ich bemerken konnte, weniger aus alter Anhänglichkeit an seine ehemalige Gattin, als aus anderen Gründen fortgesetzt wurde, über welche zu sprechen ich mich nicht für berechtigt halte. Der Graf war ein höchst liebenswürdiger Mann, welcher sein Vermögen und seine Freiheit seinem unglücklichen durch den nordischen Koloß

erdrückten Vaterlande zum Opfer gebracht hatte und der mir durch sein humanes Wesen und seine ehrenwerthen Gesinnungen die höchste Achtung einflößte. Er behandelte die Gräfin mit aller erdenklichen Höflichkeit und Zartheit und bemühete sich, jeden ihrer Wünsche zu errathen. Es gehörte ein Weib, wie sie dazu, um einen solchen Mann dahin zu bringen, sich von ihr trennen zu lassen. Auch schien sie ihr Unrecht zu fühlen und es, so gut es ihr möglich war, dadurch wieder gut machen zu wollen, daß sie ihm Proben ihrer alten Anhänglichkeit gab. Eine von diesen Proben war die, daß sie, nach langem Hin= und Herreden über den Ort, wo wir unsere Winterquartiere nehmen sollten, gegen den Rath des Grafen, welcher ihr Paris fast dringend empfahl, sich entschloß, die Reise nach Italien ganz aufzugeben und den Winter über in Grätz zu bleiben, ein Entschluß, mit dem ich nichts weniger als zufrieden war, da er den Zweck unserer Reise ganz verloren gehen ließ und mich um das Vergnügen brachte, das schöne Italien bald zu sehen.

Ich widersprach so lange, als möglich, erreichte jedoch damit nichts Anderes, als daß ich in der Gunst der Gräfin nur noch mehr sank und bald unzweideutige Spuren ihrer Abneigung zu sehen bekam. Der Graf erhielt Auftrag ein Haus mit allen Bequemlichkeiten zu miethen, und seine Schwägerin, welche mit ihrem Manne und ihren Kindern ihr Vaterland verlassen hatte, um dem Grafen Gesellschaft zu leisten, mußte versprechen, für eine Köchin und die übrige häusliche Einrichtung zu sorgen. Ich schwieg, machte aber vielleicht nicht hinreichend gute Miene zum bösen Spiel und wurde von der Gräfin mit so auffallender Geringschätzung behandelt, daß ich mir vornahm, mich bei der ersten Gelegenheit von ihrer Gesellschaft zurückzuziehen, so viel es nur der Anstand gestattete.

Diese Gelegenheit fand sich bald.

Eines Abends hatte sie mich volle zwei Stunden an ihrem Tische stehen lassen, ohne mich auch nur eines Wortes zu würdigen, obschon sie mit allen Anwesenden und selbst mit der Bedienung sich freundlich unterhielt. Diese Rolle paßte nicht für mich. Ich verließ das Zimmer, ließ mir Licht bringen und fing an, in meiner Stube zu arbeiten. Kaum hatte ich eine Viertelstunde da gesessen und die Gräfin von meinem Beginnen durch den Bedienten Nachricht eingezogen, als dieser mit einem Paar Talglichtern in die Stube trat, mir meine Wachslichter wegnahm und die Talglichte dafür auf den Tisch setzte.

„Was soll das, Ferdinand?" fragte ich verwundert.

„„Madame la comtesse me l'a ordonné, Monsieur le docteur.""

„Das ist eine Lüge," fuhr ich auf.

„„Nein, die Frau Gräfin hat mir befohlen, Ihnen die Wachslichte wegzunehmen und Talglichte dafür herzusetzen.""

Ich war so erstaunt und entrüstet über dieses Verfahren und fühlte in diesem Augenblicke eine so tiefe Verachtung gegen eine Frau, die einer solchen Gemeinheit fähig war, daß ich gar keine Rücksichten nehmen zu müssen glaubte. Ich schickte den Bedienten zum Wirth und ließ fragen, was die Wachslichte kosteten. Der Bediente machte erst Einwendungen und gab mir zu bedenken, was die Gräfin dazu sagen würde. Als ich ihm aber sagte, daß dies nicht seine Sache wäre und er weiter Nichts zu thun hätte, als zu gehorchen, ging er und brachte mir die Antwort, worauf ich ihm den Betrag einhändigte.

„Nun aber," sagte ich, „sind die Wachslichte mein; ich kann damit thun was mir beliebt und habe wenigstens Nicht nöthig, mir sie durch einen Bedienten wegnehmen zu lassen." Dabei ergriff ich die Lichte und warf sie eines nach dem andern

mit solcher Gewalt in einen Winkel des Zimmers, daß sie in mehrere Stücken zusammen knickten.

„Allez dire ça à votre comtesse“ fuhr ich fort, ganz roth vor Wuth.

„„Monsieur le Docteur, ce n'est pas ma faute; je n'ai fait qu'obéir““ —

„Je le sais bien, Ferdinand,“ sagte ich etwas besänftigt; mais allez toujours le lui dire.“*)

Der Bediente ging und ich maß mit langen Schritten und unter lauten Ausbrüchen meines Aergers, die von der Gräfin im anstoßenden Zimmer gehört, wenn auch nicht verstanden werden konnten, über eine Stunde lang mein Zimmer. Mit Mühe gelang es mir, ruhig genug zu werden, um mit meiner Arbeit fortzufahren.

Zwischen neun und zehn Uhr kam Marco und fragte, warum ich so plötzlich verschwunden sei und so böser Laune zu sein scheine. Ich erzählte ihm mit einiger Heftigkeit das Vorgefallene.

„Ce n'est pas bien; ce n'est pas bien“ — wiederholte er mehrere Male den Kopf schüttenld.

Nachdem ich ihm erklärt, daß ich entschlossen sei, mich vor der Gräfin nie mehr sehen zu lassen, ohne gerufen worden zu sein und ihn versichert, hatte, daß mich von diesem Entschlusse Nichts abbringen würde, als eine Genugthuung, wie die Gräfin sie mir schuldig sei, gab er sich Mühe, mich zu einiger Nachgiebigkeit zu bereden.

---

*) „Sagen Sie das Ihrer Gräfin.“

„„Herr Doctor, es ist nicht meine Schuld; ich bin blos dem mir gegebenen Befehle nachgekommen.““

„Ich weiß es wohl; aber gehn Sie nur zu ihr und sagen es ihr.“

„Si nous étions un peu plus intime, Monsieur, je vous dirais une chose“ — sagte er endlich.

„„Eh bien? — Ne vous gênez pas, je vous prie.““

„Eh bien, si vous le voulez; je vous dirais:“ mit der Hand auf die Tasche klopfend, „mon ami, combien vous ètes bête!“*)

„Monsieur,“ sagte ich mit etwas Stolz, „c'est un conseil bon pour celui qui sait le suivre et — qui le donne; mais il est trop mauvais pour une bête d'Allemand. Nous autres Allemands ne sommes pas assez rusés pour nous laisser maltraiter pour de l'argent, et s'il y en avait parmi nous capables de cette bassesse, je vous jurerais que je ne suis pas du nombre. Je suis Saxon, Monsieur, et sais gagner ma vie, sans m'exposer à de mauvais traitements.“**)

Marco schwieg beleidigt und wir legten uns zu Bett, ohne weiter ein Wort über die Sache zu sprechen. Am nächsten Morgen aber blieb ich, anstatt, wie gewöhnlich, der Gräfin einen guten Morgen zu wünschen, in meinem Bett und übrigens bis gegen zehn Uhr im Schlafrock in meinem Zimmer.

*) „Wenn wir ein wenig vertrauter wären, mein Herr, so würde ich Ihnen Etwas sagen.“

„„Nur zu, geniren Sie sich nicht.““

„Wohlan, wenn Sie es so wollen; ich würde Ihnen sagen: lieber Freund, wie dumm Sie auch sind.“

**) „Mein Herr; das ist ein Rath gut für Denjenigen der ihn zu benutzen versteht und — der ihn giebt; aber er ist zu schlecht für einen dummen Deutschen. Wir Deutschen sind nicht pfiffig genug, um uns für das Geld mißhandeln zu lassen †), und wenn es unter uns Einige gäbe, die einer solchen Erbärmlichkeit fähig wären, so schwöre ich Ihnen, daß ich nicht unter sie gehöre. Ich bin ein Sachse, mein Herr, und weiß mein Brot zu verdienen, ohne mich einer schlechten Behandlung auszusetzen.“

†) Wollte Gott, es wäre wahr!

„Quand on a besoin de moi," sagte ich zu Marco, „vous aurez la bonté de me le dir.e" *)

Gegen 10 Uhr trat die Gräfin in unser Zimmer. Ich saß in meinem Schlafrocke am Tische und schrieb. Ich stand auf und bat kalt aber höflich, mein Négligée zu entschuldigen, da ich ihren Besuch so früh nicht erwartet hätte. Sie hatte einen Zettel in der Hand, auf welchem eine Menge Gegenstände für die Küche verzeichnet waren, die sie theils nicht lesen konnte, theils nicht verstand. Die alte Köchin hatte sehr schlecht geschrieben. Die Gräfin bat mich um eine französische Erklärung, welche ich ihr mit einem Ernste gab, als hätte ich ein Todesurtheil dictirt. Ich bemerkte, daß sie mich mehrmals forschend ansah, und erwartete alle Augenblicke, daß sie von dem gestrigen Zerwürfnisse zu sprechen anfangen würde. Ich bin, wie alle Hitzköpfe, sehr versöhnlicher Natur und fühlte fast eine leise Reue, meiner Aufwallung so rücksichtslos nachgegeben zu haben. Mein Entschluß, nie ungerufen zur Gräfin zu gehen, wankte: es bedurfte nur eines freundlichen Wortes, des Geständnisses einer Uebereilung, und ich war versöhnt. — Dies Geständniß jedoch erfolgte nicht; nur in dem Augenblicke, als die Gräfin die Thür des Zimmers hinter sich zuzog, schien sie sich auf den Vorfall zu besinnen. Sie öffnete dieselbe etwa zwei Spannen weit und sagte, indem sie mich scharf ansah: „Je vous demande pardon, Monsieur, de la bêtise de mes gens"**) das letzte Wort betonte sie stark.

Die Wendung, welche sie der Sache dadurch geben wollte, daß sie die ganze Schuld auf den Bedienten schob, überraschte mich auf eine unangenehme Weise und war Veranlassung, daß

*) „Wenn man mich braucht, haben Sie die Güte mir es zu sagen."

**) „Ich bitte Sie um Verzeihung wegen der Dummheit meiner Leute."

meine Antwort in Nichts weiter bestand, als in einer etwas steifen Verbeugung und einem vielleicht etwas kalt gerathenen, „Je vous prie, madame.“*) — Sie machte hierauf die Thür zu und überließ es mir, meine Wuth vollends verrauchen zu lassen, was auch in der That so ziemlich geschah, obschon die Erklärung der Gräfin mich durchaus nicht befriedigte. Ich sagte mir, dieses Weib habe niemals Unrecht gehabt.

Nicht so verlief die Sache bei der Gräfin. Meine kühle Erwiederung auf ihre Ausflucht hatte ihr ganzes gallichtes Temperament in Bewegung gesetzt. Sie kochte Wuth und Rache und dachte nur über die Mittel nach, mich recht empfindlich zu demüthigen. Ich sah sie den ganzen Tag und den folgenden Vormittag nicht. Zum Mittagsessen war sie bei der Gräfin *** und am nächsten Morgen ging sie mit dem Doctor Marco so frühzeitig aus, daß ich keine Zeit hatte erst mit ihr zu sprechen; auch schien es mir, als ob Marco mich absichtlich daran verhinderte.

Am Mittag kamen Beide nach Hause und Marco theilte mir mit, daß wir am nächsten Tage unsere neue Wohnung beziehen würden, ich werde aber nicht, wie es vorher bestimmt gewesen, mit der Gräfin und ihm dasselbe Stock bewohnen, sondern ein Zimmer im Erdgeschoß. Ich begriff diese Veränderung nicht gleich, weil in den oberen Etagen des Hauses Platz genug war und wir das Erdgeschoß nicht mit gemiethet hatten, mein Zimmer also eine besondere Ausgabe veranlassen mußte. Marco begegnete meinen Einwendungen mit der Erklärung, daß die Gräfin eine Aenderung in der Einrichtung zu treffen für gut befunden und daß im dritten Stocke, in welchem die Bedienten wohnten, kaum ein anständiges Zimmer vorhanden sei und man

*) „Ich bitte, gnädige Frau.“

mich auch natürlich nicht mit der Bedienung in demselben Stock wohnen lassen wolle. — Da ich die Ausgabe für unnöthig hielt und wegen meiner Gicht den Aufenthalt im Erdgeschoß fürchtete, so trat ich in das Zimmer der Gräfin, um ihr zu sagen, daß es mir ganz recht sein würde, wenn sie ihren Entschluß in Betreff meiner Wohnung änderte, und daß ich weit lieber im dritten Stock als in dem feuchten Erdgeschoß wohnen würde. An unsern Zwist dachte ich wenig mehr, und da ich mir nicht bewußt war, seitdem wir die Sache nach meiner Meinung abgemacht, eine Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben zu haben, so nahete ich mich der Gräfin, wie sonst, mit unbefangener Miene und theilte ihr meine Absicht mit.

„Il n'y aura rien de changé à ma résolution,"*) antwortete sie kurz und trocken.

„„Comment, Madame —?""

„Monsieur sera e n b a s, et moi je serai e n h a u t, fuhr sie mit einer Schärfe fort, welche die innere Wuth verrieth, die in ihr kochte.

„„Oserais-je demander à Madame la Comtesse les cau-

---

*) „Es wird an meiner Entschließung nichts geändert."—

„„Wie, gnädige Frau —?""

„Der Herr wird u n t e n sein und ich werde o b e n sein."

„„Darf ich mir wohl erlauben, die Frau Gräfin zu fragen, was Ihr das Recht giebt, einen Ton gegen mich anzunehmen, an den ich keineswegs gewöhnt bin?""

„Ich habe Sie um Verzeihung gebeten, wegen der Dummheit, die meine Leute begangen hatten, und Sie haben das sehr leicht hin genommen. Ist es nicht genug, daß eine Gräfin sich erniedrigt, Sie um Verzeihung zu bitten? Soll sie sich noch Unhöflichkeiten gefallen lassen? Sie können das mit einer Deutschen thun, aber nicht mit einer Polin. Ich bin eine Polin, mein Herr; ich bin eine Polin!"" —

ses qui lui donnent le droit de prendre un ton avec moi auquel je ne suis nullement accoutumé?

„Je vous ai demandé pardon, Monsieur, de la bêtise que mes gens avaient faite, et vous avez pris ça bien légerement. N'est-ce pas assez qu' une comtesse s'abaisse à vous demander pardon? Faut-il encore souffrir des impolitesses? — Vous pouvez faire cela avec une allemande, mais non pas avec une polonaise. Je suis polonaise! Monsieur; je suis polonaise!“ —

Bei den letzen Worten erhob sie sich um ein Paar Zoll und deutete mit dem Mittelfinger auf ihre Brust, während sie die Worte: „vous pouvez faire cela avec une allemande,“ mit einem solchen Ausdruck der Verachtung aussprach, daß es mir durch Mark und Bein ging. Diese Verachtung meines Volkes ließ mich die Rücksichten vergessen, welche ich einer Dame von Stande schuldig zu sein geglaubt hatte.

„Madame,“ sagte ich mit starker Stimme und bei jedem Worte, was ich sprach, heftiger werdend, „sie vous accusez vos gens des étourderies et des méchancetés que vous commettez vous-même, il est naturel qu'on ne fasse pas grand cas de vos excuses. Du reste je ne vous ai rien dit qui pût vous blesser. — Le ton que vous prenez avec moi me prouve que vous vous abusez étrangement sur notre position relative: je ne suis pas entré dans votre maison parceque j'avais besoin de votre argent, mais parceque vous aviez besoin de mes services. Et quant à la différence que vous mettez entre votre nation et la mienne, différence que vous m' avez déjà fait trop sentir, je prends la liberté de vous dire, Madame, qu'un honnête homme allemand qui tâche d'être utile au monde vaut toujours une comtesse polonaise qui, comme vous, ne

fait que maltraiter et tourmenter les gens qui ont le malheur de tomber entre ses mains."

„Quittez ma chambre, Monsieur, quittez ma chambre!"

„„J'ai été obligé d'avaler mainte pillule, Madame, depuis que j'ai l'honneur de vous connaître; mais je crois qu'il est temps d'en finir; et comme une fois nous sommes en train de nous expliquer, je vous prie d'écouter mes explications comme j'ai écouté les vôtres."" *)

Es erfolgten hierauf noch einige Angriffe von beiden Seiten. Ich war einmal in der Hitze und polterte nun Alles heraus, was ich auf dem Herzen hatte; sie aber mochte es, an diese

*) „Madame, wenn Sie Ihre Leute verklagen wegen der Unbesonnenheiten und Bosheiten, welche Sie selbst begehen, so ist es natürlich, daß man kein großes Gewicht auf Ihre Entschuldigungen legt. Uebrigens habe ich Nichts gesagt, was Sie hätte verletzen können. — Der Ton, den Sie gegen mich annehmen, beweist mir, daß Sie sich in unserer gegenseitigen Stellung ganz außerordentlich irren: ich bin nicht in Ihr Haus getreten, weil ich Ihr Geld nöthig hatte, sondern weil Sie meine Dienste brauchten. Und was den Unterschied betrifft, den Sie zwischen Ihrer Nation und der Meinen machen, und den Sie mich nur leider zu oft haben fühlen lassen, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen zu sagen, Madame, daß ein ehrlicher deutscher Mann, welcher sich bemüht der Welt zu nützen, immer so viel werth ist, wie eine polnische Gräfin, die, wie Sie, nichts thut als die Leute, welche das Unglück haben in ihre Hände zu fallen, zu mißhandeln und zu peinigen."

„„Verlassen Sie mein Zimmer, mein Herr; verlassen Sie mein Zimmer!""

„Ich bin genöthigt gewesen, manche Pille zu verschlucken, Madame, seit ich die Ehre habe Sie zu kennen; aber ich glaube, daß es Zeit ist, damit aufzuhören, und da wir einmal im Zuge sind, so bitte ich Sie, meine Erklärungen anzuhören, wie ich die Ihrigen angehört habe."

Sprache nicht gewöhnt, nicht anhören, und forderte endlich „Mademoiselle Sophie" und die Kinder auf, das Zimmer mit ihr zu verlassen, worauf ich Herr des Schlachtfeldes blieb.

Was wir uns Alles gesagt haben, weiß ich nicht so genau mehr und kann auch meine Leser damit verschonen, da die Quintessenz unseres Gespräches in den obigen Worten, die buchstäblich gesprochen wurden, wie ich sie wiedergebe, enthalten ist und hinsichtlich des übrigen Zwistes von Seiten der Gräfin fast immer nur auf ihren Stand und ihre Nation gepocht wurde, ohne daß sie in die eigentliche Rechtsfrage eingegangen wäre und untersucht hätte, wer von uns Beiden eigentlich der Beleidigte war, Der von dessen Bemühungen sie ihre Herstellung erwartete, oder Die, welche dafür Nichts zu bieten hatte, als eben das Metall, und die mit diesem Metalle und ihrem zufälligen Titel sich allerhand Beleidigungen erlauben zu dürfen glaubte. — Wenn ein Dienstbote, der Nichts gelernt hat, als Stiefel wichsen, seine Empfindlichkeit unterdrückt und sich Beleidigungen bis zu einem gewissen Grade gefallen läßt, so liegt dies in der Nothwendigkeit: er kann nicht leben ohne die Gnade oder, um dieses Wort nicht zu mißbrauchen, die Gunst seines Herrn. Wenn aber ein Mann, der so viel gelernt hat, daß er als freier, unabhängiger Mensch leben kann, seine Grundsätze verleugnet und sich, um schnöden Goldes oder eines gnädigen Sonnenstrahles aus den Augen eines Großen Willen, Mißhandlungen geduldig gefallen läßt; so verdient er diese Behandlung und das Mitleiden jedes Mannes von Charakter. — Ich habe immer nicht begreifen können, wie Leute von Vermögen sich um Hofgunst bewerben und, während sie auf einem ihrer Güter befehlen könnten, sich unter das Gesinde eines Fürsten mischen, um dort zu gehorchen! — Natürlich spreche ich hier nicht von den Dienern des Staates, sondern von dem überflüssigen, bunten Geschmeiß,

was den Blick des Fürsten verdunkelt, ihn mit Schmeicheleien füttert und von den Brocken lebt, die von des Gewaltigen Tische fallen. Solch Geschmeiß giebt es aber in allen Ständen, und Gewaltige, die einen Sonnenstrahl über dieses kriechende Gesindel hingleiten lassen dürfen, bis zum Untersteiger der elendesten Grube herab. Durch Gunst will man aufwärts, nicht durch Verdienst!

Unter solchen und ähnlichen Betrachtungen griff ich nach Hut und Stock und ging, da es eben Essenszeit war, zum eisernen Thore hinaus, um in der „Stadt Triest" mein Mittagsmahl einzunehmen, wodurch ich ein Zusammentreffen mit der Gräfin vermied. Auf dem Rückwege begegnete ich dem Grafen ***, welcher mich zu einem kleinen Spaziergange auf dem Walle einlud. Er fing sogleich von meinem Streite mit der Gräfin zu sprechen an und suchte mich zu bewegen, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, das heißt, mich der Gräfin zuerst wieder zu nähern. Ich verweigerte dies entschieden und sagte, ich erwarte stets, daß man nach einer mir zugefügten Beleidigung mich um Verzeihung bäte, nicht aber ich, der Beleidigte dies thun solle.

„Mais, vous avez affaire à une dame, Monsieur!"

„C'est égal. Nous ne devrions pas gâter les dames au point de leur donner la liberté de nous maltraiter, quand bon leur semble.""

„Mais, c'est une dame qui a vu des souverains à ses pieds."

„„Elle ne m'y verra jamais moi. Il n'y a que la vénération et l'amour qui aient plié mes genoux. Pardonnez moi, Monsieur le Comte; quand ils s'agit de justice, le rang et le sexe ne sont pour rien à mes yeux.""

„Je sais apprécier vos sentiments, Monsieur; mais

que voulez-vous faire? Il est impossible qne la comtesse prenne la cure, tant que vous serez à couteau tiré."

„„Soyez assuré, Monsieur le Comte, que madame la comtesse n'aura jamais à se plaindre de ma conduite à son égard, à moins qu'elle n'amène une nouvelle querelle elle même. Je la traiterai toujours avec les égards que je lui dois; je la soignerai comme c'est mon devoir; je serai là, quand on aura besoin de moi; mais du reste je n'ai plus rien à faire avec elle. Je viens de dîner à l'hôtel de Trieste, et désormais je dînerai toujours en ville, à moins que la comtesse ne préfère m'envoyer mon dîner dans ma chambre. Voilà ma résolution. Monsieur; je n'y changerai rien.""

„Je vous répète, Monsieur, que j'estime des sentiments qui distinguent un homme de caractère, et je crois moi-même, que vous deux n'êtes pas faits pour rester ensemble; mais monsieur, dans votre qualité de medecin vous devriez pourtant avoir un peu plus d'indulgence."

„„Eh bien, soit, Monsieur le comte: sous condition que vous me promettiez que cela n'arrivera plus, je veux tendre la main pour une réconciliation.""

„Mais, Monsieur, mais — c'est ce que je ne peux pas vous promettre. Je crains, au contraire, que cela ne se répète avant les premiers quinze jours."

„Je vous estime, Monsieur," fügte er hinzu, indem er stehen blieb und mich beim Knopfloche faßte, in welchem ich das Bändchen meiner Rettungsmedaille trug. A mes yeux, l'action qui vous a procuré cette decoration est beaucoup plus honorable que si vous aviez tué une douzaine d'ennemis sur le champ de bataille. C'est un homme qui parle à un homme: ceux qui vous on dit que la comtesse est tres méchante, n'out

pas menti; j'ai vécu neuf années avec elle, et si elle avait eu dix millions de plus, je n'y aurais pas ajouté neuf jours."

Ich faßte die Hand des Grafen und sagte mit Wärme: „„Monsieur le comte; je suis sensible à cette preuve de confiance; je ne l'oublierai jamais. — Ma résolution est prise.""

„Mais, si vous la quittez, il faudra lui rendre les six cents ducats qu'elle vous a payés."

„„Je ne la quitterai pas: j'attendrai, qu'elle me chasse. — Du reste, si j'avais encore toute la somme entre mes mains, l'idée pourrait bien me venir de la lui rendre et de m'en aller; mais vous savez, Monsieur, ce que j'en ai fait."" *)

---

*) „Aber, Sie haben es mit einer Dame zu thun" —

„„Das ist gleich. Wir sollten die Damen nicht so sehr verwöhnen, daß wir es ihnen freistellen uns zu mißhandeln, wenn es ihnen beliebt.

„Aber das ist eine Dame, welche Souveraine zu ihren Füßen gesehen hat."

„„Mich wird sie nie da sehen. Nur aus Verehrung und Liebe habe ich je mein Knie gebeugt. Verzeihen Sie mir, Herr Graf; wenn es sich um Gerechtigkeit handelt, so gelten Rang und Geschlecht mir gleich viel.""

„Ich weiß Ihre Gesinnungen zu schätzen, Herr Doctor; aber was wollen Sie thun? Die Gräfin kann unmöglich die Cur nehmen, so lange Sie mit ihr uneinig sind."

„„Sein Sie versichert, Herr Graf, daß die Frau Gräfin sich nie über mein Benehmen gegen sie zu beschweren haben wird, wenn sie nicht selbst wieder einen Zank herbei führt. Ich werde sie stets mit der Achtung behandeln, die ich ihr schuldig bin; ich werde sie pflegen, wie es meine Schuldigkeit ist; so oft man mich braucht, werde ich da sein; aber außer der Cur habe ich Nichts weiter mit ihr zu thun. Ich habe eben in der Stadt

Der Graf verließ mich, indem er mir herzlich die Hand schüttelte und mir möglichst Ruhe anempfahl. Als ich nach Hause kam, erfuhr ich, daß unser Einzug in die neue Wohnung

Triest zu Mittag gegessen und werde dies von jetzt an immer thun, wenn die Gräfin es nicht verzieht, mir mein Essen in mein Zimmer zu schicken. Das ist mein Entschluß, Herr Graf; ich werde Nichts daran ändern.""

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Doctor, daß ich Gesinnungen schätze, welchen eine Mann von Charakter auszeichnen, und ich glaube selbst daß Sie Beide nicht geschaffen sind, um beisammen zu bleiben; aber Herr Doctor, in Ihrer Eigenschaft als Arzt sollten Sie dennoch ein wenig mehr Nachsicht haben."

„„Wohlan, Herr Graf, es sei: unter der Bedingung, daß Sie mir versprechen, daß so Etwas nicht wieder verfällt, will ich die Hand zur Versöhnung bieten.""

„Ja, lieber Doctor, ja — das kann ich Ihnen nicht versprechen. Ich fürchte im Gegentheil, daß es in den nächsten vierzehn Tagen wieder vorkommt."

„Ich achte Sie, mein Herr. — In meinen Augen ist die Handlung, welche Ihnen dieses Ehrenzeichen verschafft hat, viel ehrenwerther, als wenn Sie ein Dutzend Feinde auf dem Schlachtfelde getödtet hätten. Es spricht der Mann zum Manne: Diejenigen, welche Ihnen gesagt haben, daß die Gräfin sehr bösartig ist, haben nicht gelogen; ich habe neun Jahre mit ihr gelebt, und wenn sie noch zehn Millionen mehr besessen hätte, so würde ich doch keine neun Tage länger mit ihr zusammen geblieben sein."

— „„Herr Graf, ich weiß diesen Beweis von Vertrauen zu schätzen; ich werde ihn nie vergessen. — Mein Entschluß ist gefaßt.""

„Aber wenn Sie sie verlassen, müssen Sie ihr die sechshundert Ducaten zurück geben, die sie Ihnen bezahlt hat."

„„Ich werde sie nicht verlassen: ich warte bis sie mich fortjagt. — Wenn ich übrigens noch die ganze Summe in den Händen hätte, so könnte es mir wohl einfallen, sie ihr zurückzugeben und fortzugehen; allein Sie wissen, Herr Graf, was ich damit gemacht habe."" —

auf den nächsten Morgen festgesetzt sei, wozu ich mich denn ganz ruhig vorbereitete.

Marco machte mir am Abend Vorwürfe über die Heftigkeit, mit der ich der Gräfin begegnet war, und nahm sie, wie es einem guten Diener geziemt, in Schutz. Er lobte ihre Großmuth und Herzensgüte und schrieb ihre jetzige Gereiztheit nur dem schlechten Zustande ihrer Gesundheit zu, welcher mich hätte bewegen sollen, sie mit Sanftmuth zu behandeln und mir Etwas gefallen zu lassen. Er sprach von ihrer Milde gegen ihre polnischen Leibeignen und konnte nicht beschreiben, wie sehr diese es beklagt hätten, sie zu verlieren; kurz er that alles Mögliche, um mir zu beweisen, daß eigentlich ich der Beleidiger und die Gräfin die Beleidigte sei. Ich nahm dies natürlich nicht so geduldig und gläubig auf, sondern erwiderte mit meinen Beweisen für die Schattenseite ihres Charakters, und da das Gespräch nach und nach etwas bittrer wurde, so hatte ich die Unvorsichtigkeit zu sagen: „Von der Art, wie sie ihre Bauern behandelt hat, giebt mir ihr Benehmen gegen die Postillions, denen sie Nichts zu befehlen hatte, eine Idee, und was Sie von ihrer Herzensgüte und Milde sagen, die nur durch ihre Krankheit maskirt sein soll, so hat mir heute der Graf * * ein Wort gesagt, an das ich eher glaube, als an alle Ihre Lobpreisungen, welche einen gar zu officiellen Charakter an sich tragen. Dieses Wort hieß: „Und wenn Sie heute nachgeben, so sind Sie sicher, ehe vierzehn Tage vergehen, einen neuen Zank mit ihr zu haben. Ich habe neun Jahre mit ihr gelebt und hätte sie zehn Millionen mehr gehabt, so hätte ich auch nicht neun Tage länger mit ihr zusammen bleiben mögen."

Dies schloß zwar dem Italiener den Mund; denn er hat seitdem kaum ein Wort mehr zu Vertheidigung seiner Herrin

gegen mich gesagt; allein er machte einen Gebrauch davon, an den ich wirklich im Augenblicke jener Aeußerung nicht gedacht hatte: er erzählte der Gräfin am nächsten Morgen die Aeußerung des Grafen ** brühwarm wieder, der nun seinerseits ein Wetter auszuhalten hatte, das sicherlich keines von den schwächsten war, welche von jener Seite her über seinem Haupte sich sammelten. Er machte mir, als er mich ein Paar Tage später in den Angelegenheiten der Gräfin besuchte, einige milde Vorwürfe über meinen Mangel an Vorsicht und empfahl mir, ja vor dem Italiener auf der Hut zu sein, der gegen Jeden den Freund spiele und dann das ihm abgelockte Vertrauen mißbrauche, indem er jedes Wort der Gräfin berichte. — Ich hatte den Doctor Marco einer solchen Erbärmlichkeit nicht für fähig gehalten; er hatte ein zu schönes männliches Aeußere, eine zu ruhige feste Haltung, eine zu kräftige Stimme, als daß ich hätte ahnen mögen, daß hinter diesem Manne ein Spion versteckt wäre. Diese Entdeckung hat mir weh gethan; denn obschon unsere Stellung in Bezug auf die Gräfin nicht gerade zu einer intimen Freundschaft einlud, so zog mich doch sein ganzes Wesen an und weckte in mir vorzeitiges Vertrauen, was in meinem Leben so oft getäuscht worden ist, was ich aber, Dank sei dem Himmel, immer noch nicht ganz verloren habe.

Ein Spion ist mir immer als ein so verächtliches Werkzeug in der Hand eines Anderen, der auch nicht viel besser ist, erschienen, daß ich meine Abneigung gegen ihn nie habe verbergen können. Und wie viele giebt es doch solcher Menschen, die ihrer Niederträchtigkeit sogar Auszeichnungen verdanken, welche nur einem Manne von Ehre zu Theil werden sollten! — Ich vermied von dem Tage an, wo mir der Graf diesen Zug aus dem Charakter des Italieners mittheilte, seinen Umgang; er hat seitdem kaum ein „Ja" oder „Nein" von mir gehört, und

da wir in der neuen Wohnung getrennt von einander lebten, so wurde es uns auch nicht schwer, uns zu vermeiden, was er, auf Befehl der Gräfin oder aus eignem Antriebe, eben so auffallend that, als ich.

Meine Wohnung bestand in einer Stube mit zwei Fenstern, welche mir zugleich als Schlafzimmer diente und die weder gut noch schlecht genannt werden konnte. Sie war so sehr von den Zimmern der Gräfin und unserer Leute entfernt, daß ich die Frau des Hausmanns, welcher meine Stube abgemiethet worden war, bitten mußte, mir meine etwaigen Bedürfnisse gegen eine Vergütung zu besorgen. Von der Bedienung ließ sich Niemand sehen; man brachte mir kein Frühstück; man reinigte mir die Kleider nicht mehr; man schickte mir kein Abendbrot. Alles was geschah, war, mich einmal zum Mittagsessen einzuladen, was ich aber mit der Bemerkung ausschlug, daß ich da zu Mittag essen wolle, wo ich mein Frühstück und Abendbrot genöße. Auf meine Frage an Ferdinand, warum er mir nicht die Stiefel geputzt habe, erhielt ich zur Antwort: „Madame la comtesse me l'a défendu, Monsieur le Docteur."*) — Ich half mir indessen so gut ich konnte. Die Hausfrau besorgte mir Jemand zu Reinigung meiner Kleider und um einige Gänge zu thun; mein Frühstück ließ ich mir holen, und Mittags und Abends ging ich in den Gasthof, wodurch mir zugleich Gelegenheit geboten wurde, mir Grätz anzusehen und einige bereits angeknüpfte Bekanntschaften fortzusetzen, ohne daß man mich beschuldigen konnte, ich sei nicht in der Wohnung, wenn die Gräfin meiner bedürfe. Den Tag über schrieb oder las ich und so brachte ich die Zeit angenehmer hin, als es die Gräfin gewünscht und erwartet hatte, indem sie mich aus ihrer Nähe

---

*) Die Frau Gräfin hat es mir verboten.

verbannte. — Sie wußte nicht, daß es überall hübsch war, wo sie nicht war! —

Einige Wasserfreunde hatten mich schnell aufgesucht und machten es sich zum Vergnügen, mir den Aufenthalt in ihrer Stadt so angenehm als möglich zu machen. Ein junger Mediciner, St...z, führte mich in das Johanneum ein, wo ich das Glück hatte, den Professor Schröter kennen zu lernen, welcher im vergangenen Jahre Secretair bei der Versammlung der Naturforscher in Grätz war, jetzt aber einen Ruf nach Wien erhalten hat. Der Doctor B....r führte mich in der Umgegend herum, machte mich mit einigen seiner Lieblingsgasthäuser bekannt und stellte mich in der italienischen Caserne dem Regimentskoch vor, um mich mit trefflicher Polenta *) bewirthen zu lassen.

Nachdem ich ein Paar Wochen früher von Gräfenberg bei Schneewetter abgereist war, that es mir wohl, in Grätz mit meinen neuen Freunden ein Glas trefflichen Rahm in einer Weinlaube im Freien genießen zu können. Das Wetter war günstig und forderte uns nach Tische zu kleinen Ausflügen in die Umgegend, welche für mich so viel Reize hatte, fast täglich auf. — Ich hatte mich eingerichtet, so gut es ging, und dachte daran, den Winter durch Unterricht und Schriftstellerei neben meinem Gehalte noch etwas zu verdienen. Die Buchhandlungen von Greiner (oder Ferstl), und des Landsmanns Ludwig, eines Leipzigers,

*) Die Polenta oder Polenda ist eine Art Mehlspeise, welche aus Maismehl bereitet wird. Dieses, etwas gröber als das gewöhnliche Mehl, wie etwa unser Waizengries, kocht man in Fleischbrühe unter häufigem Umrühren, bis das Ganze zu einer ziemlich consistenten Masse wird. Diese wird dann auf einen Teller gelegt und in breite und einen halben Finger dicke Stücken geschnitten, welche man, mit Parmesankäse bestreut, warm genießt. — Die Polenta ist eine Lieblingsspeise der Italiener und wirklich von trefflichem Geschmack.

sagten mir ihre Unterstützung freundlichst zu, und schon knüpfte man hin und wieder Behufs des Unterrichts im Englischen Bekanntschaften mit mir an. Ich kaufte eine Parthie Bücher und Landkarten, um mich beschäftigen zu können, und war wenigstens sicher, mich nicht zu langweilen, so lange meine Gesundheit mir gestattete zu arbeiten.

Die Herzogin von Berry war gerade abwesend; ich konnte sie daher mit ihrem Sohne nicht zu sehen bekommen. Dagegen sah ich einmal den Herzog von Angouleme, den ich sechzehn Jahre früher an der Spitze der französischen Armee, mit welcher Frankreich in Spanien intervenirte, erblickt hatte, wieder. Auch, was mir lieber war, als die Emigranten, dem biederen deutschen Fürsten, dem Vater Steiermarks, dem trefflichen Erzherzog Johann, begegnete ich ein Paar Mal auf der Promenade um die Stadt.

Hin und wieder wurde ich zu Kranken geführt, die sich entweder schon mit kaltem Wasser behandelt hatten, oder sich noch damit behandeln wollten. Ein Paar Fälle wurden mir durch den Gegensatz, den sie bildeten, besonders interessant: sie bewiesen, wie viel eine mäßige, verständig geleitete Wassercur nützen, und wie viel eine übertriebene, ohne Einsicht und Erfahrung gebrauchte, schaden kann.

Ich wurde zu einem Beamten der Militairverwaltung, Herrn Sp—r, gerufen, von dessen „Eifer und Ausdauer in der Cur“ ich schon viel gehört hatte. Er war seit mehreren Jahren ein ächter Anhänger des Oertelschen Systems gewesen und hatte, in einem Alter von etlichen und sechzig Jahren, wegen seiner Gicht, ohngefähr zwei Jahre lang „Wasser im Uebermaß“ getrunken und „bis zum Verblauen“ gebadet, wie es unser alter Freund Oertel vorschrieb. Nicht zufrieden mit den anfangs erhaltenen glücklichen Resultaten, setzte er

dieses Verfahren, nachdem seine Gicht ihn fast verlassen, ohne Unterbrechung fort und predigte nebenbei Wasser und Nichts als Wasser. Welcher Wasserfreund hat nicht irgend einmal einen solchen fanatischen Prediger getroffen? Es war eine Zeit, wo es deren so viele gab, daß man einen Wassermangel hätte befürchten sollen. Sp—r trieb die Sache so weit, daß er Diejenigen insultirte, welche nicht, wie er, Wasser im Uebermaße trinken und nicht bis zum Verblauen baden wollten, und machte sich nicht nur in seiner ganzen Umgebung verhaßt, sondern schadete auch durch seine Wuth der Sache selbst, die er zu vertreten meinte. — Da er pensionirt war, so konnte er seine Cur gehörig abwarten und führte daher fast das Leben eines Delphins, der den ganzen Tag Nichts thut, als schwimmen, schlucken und spucken. Er aß dabei stark, wie es eine solche wässerige Lebensweise verlangt und wie es jeder „ächte Hydropath" thut, und meinte, die Wassercur, welche ihm schon so viel genützt, könne ihn auch wieder jung machen. Er bedachte nicht, daß auch der stärkste Organismus solchen Anstrengungen erliegt, gleichwie das Pferd, durch Peitschenknall und Sporen vorwärts getrieben, schneller läuft, aber am Ende, wenn das Treiben und Stacheln nicht aufhört, erschöpft zusammensinkt. Die Verdauungswerkzeuge sind nicht dazu da, um täglich einer ungeheuern Menge von festen und flüssigen Stoffen den Durchgang zu gestatten sondern, um durch Verarbeitung einer gewissen, ihren Kräften angemessenen Quantität nährender Stoffe den täglichen Verlust des Körpers an abgenutzten Theilen zu ersetzen. Was darüber ist, das ist vom Uebel: es nutzt die Verdauungskräfte ab, ohne dem Körper einen Vortheil zu verschaffen. Eine Cur kann nöthig sein gegen eine Krankheit; sie ist und bleibt aber ein unnatürlicher Zustand, der so bald als möglich aufhören muß.

Das ist eine Lehre, die in den Wasserheilanstalten nicht gegegeben wird, und am allerwenigsten von Prießnitz, der seine Kranken gern eine Nachcur bis zu ihrem seligen Ende brauchen läßt.

Durch jahrelange Mißhandlungen wurde endlich der Organismus Sp—r's zu Grunde gerichtet und seine Lebenskraft erschöpft. Er litt, wie es bei solchen Wasserhelden à la Oertel oder à la Rausse gewöhnlich ist, an fortwährendem Froste: der Focus, in welchem die innere Wärme erzeugt wird, war durch zu starken Gebrauch erschöpft und die Werkzeuge der Wärmeerzeugung geschwächt. Seine Verdauung wurde so schlecht, daß er aufhören mußte, Wasser zu trinken, und zuletzt nicht einmal mehr Graupenschleim vertragen konnte. Seine Kräfte hatten so abgenommen, als ich ihn sah, daß er kaum im Stande war, einen Wedel, den er in der Hand hielt, langsam hin und her zu bewegen, um sich die Fliegen abzuwehren. Matt und bewegungslos lag er auf seinem Bette und kaum hatte er die Kraft, einige einfache Fragen, die ich an ihn that, in langgedehntem zitterndem Tone zu beantworten. Uebrigens litt er an keinem Schmerz mehr: die Gicht war weg, aber mit ihr das Leben. Es hatte eine Art langsamer Ertränkung Statt gefunden.

Seine Frau, eine verständige Matrone, welche, als die Tochter eines Arztes, eine größere Einsicht in die körperlichen Verhältnisse des Menschen hatte, als dies bei ihren Schwestern der Fall ist, empfing mich im Vorzimmer und theilte mir mehrere der vorstehenden Einzelnheiten mit. Sie hatte sich, nebst den Freunden ihres Mannes, alle Mühe gegeben, diesen von seiner verderblichen Verschwendung der Lebenskraft abzuhalten. Er hatte jedoch durch seine Härte und Halsstarrigkeit die Freunde verscheucht und der besorgten Gattin Stillschweigen

auferlegt, wie wir Männer es so gern thun, wenn wir uns einbilden, der schlichte, helle Verstand des Weibes vermöge es nicht, bis zu der in Nebel gehüllten Höhe unseres Urtheiles empor zu dringen.

Der Kranke, von meiner Anwesenheit in Kenntniß gesetzt, versuchte es, sich mit Hülfe seiner Frau aufzurichten, und reichte mir die Hand, ohne jedoch die Kraft zu haben, den Arm vom Bette zu erheben. Ich that einige Fragen an ihn und rieth erregende Umschläge auf den Magen, um die Verdauung zu unterstützen, und eine leichte, nahrhafte Diät, Saleb, Graupenschleim, Hafergrützschleim u. dgl. Er erwiderte mir, daß er schon Umschläge versucht habe, diese aber kalt blieben; den Graupenschleim könne er nicht mehr vertragen.

Ich überzeugte mich bald, daß die Auflösung des kranken Greises nicht mehr fern sei, und begnügte mich, ihm einigen leeren Trost zu spenden, wie man ihn hoffnungslos Kranken zu geben pflegt, gleichsam als wäre das Leben ein Gut, das wir um jeden Preis festhalten müßten und das durch kein Leiden irgend einer Art zu theuer erkauft wäre. Es beweist fast Nichts so sehr, daß der Mensch ein Gewohnheitsthier ist, als diese Furcht vor dem Tode.

„Süßes Leben, schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, von Dir soll ich scheiden?“ sagt Göthe, und ihm sagen oder fühlen es Alle nach, die den Tod herannahen sehen. Und doch ist Keiner zufrieden mit seinem Dasein! — So viel auch ein Mensch in seinem Leben gelitten haben mag, so groß auch die Schmerzen sein mögen, die ihn foltern, wer wagt es, den Trost gegen ihn auszusprechen, daß ein baldiges Ende ihn von seinen großen Leiden befreien wird, daß er bald eingehen wird in jenes Leben, welches man uns als eine so große Wohlthat, als einen so seligen

Zustand schildert, daß Jeder sich beeilen möchte, desselben baldmöglichst theilhaftig zu werden? Giebt es einen schlagenderen Beweis für die Macht der Gewohnheit, für die Schwäche unserer geistigen Kraft und — für die schwachen Füße, auf denen unser Glaube steht?

Kurz, ich wagte es nicht, den Mann, der Nichts mehr zu hoffen hatte als den Tod und die Seligkeit, die ihm seine Religion verhieß, mit dieser letzten, aber sicheren Hoffnung zu trösten, und flößte ihm noch einen Strahl von irdischer Hoffnung ein, wo ich selbst keine mehr hatte. Seiner Gattin aber und dem Dr. B — r, der mich zu ihm geführt hatte, sagte ich, er werde in einigen Wochen nicht mehr sein, und ermahnte Erstere, ihre Angelegenheiten danach einzurichten, damit sie nicht etwa Nachtheile durch einen unvorbereiteten Fall erlitte. — Sie war gefaßt und hat treulich bis zu dem Ende ihres Mannes an dessen Bett ausgehalten, welches, wie ich vorhergesehen, bald darauf erfolgte.

Schon am folgenden Tage hatte ich die Genugthuung, das Gegenstück zu dieser traurigen Wassercur zu erhalten: Ein College des Herrn Sp — r, Herr W — r, eben so alt als voriger, kam in meine Wohnung, um mir für die ihm durch mein Buch geleisteten Dienste zu danken und sich meinen ferneren mündlichen Rath zu erholen. Er hatte, wie Sp — r, an Gicht gelitten, sich mit Beobachtung der Mäßigkeit und der von mir gegebenen Regeln in Betreff des vorsichtigen Gebrauchs der Cur nach meiner Schrift behandelt und befand sich, bis auf eine Stelle am linken Fuße, welche mit Ausschlag bedeckt war und manchmal noch schmerzte, ganz frei von seinem Uebel. Sein kräftiges, munteres Aussehen, seine für sein Alter feste und männliche Haltung, seine Stimme und Alles, was er mir mittheilte, bewies, daß er meine Vorschriften voll=

kommen verstanden und gewissenhaft befolgt, und daß er besonders mit dem Maaße seiner Lebenskraft haushälterisch umgegangen war. — Ich gab ihm noch einigen Rath, den er gewiß eben so verständig benutzet haben wird, und bin überzeugt, daß er mit dem Reste seines Uebels bald vollends fertig geworden sein wird. — Auf meine Erwähnung der Tags vorher mit seinem Collegen gemachten Erfahrung sagte er mir, daß er Spr — n oft abgerathen, die Sache so weit zu treiben, und ihm die Stellen in meinem Buche gezeigt habe, welche vor Uebertreibung warnten, daß er aber stets mit Härte und Unfreundlichkeit abgewiesen worden sei und Sp — r ihm mehrmals gesagt habe: „Was will denn der Munde wissen, er kennt ja das Wasser erst seit wenigen Jahren; Oertel hat mehr als zwanzigjährige Erfahrung und muß es besser verstehen.“ —

Ich habe nach der Zeit noch viele ähnliche Beispiele kennen gelernt und kann nur wünschen, daß Diejenigen, welche diese Mittheilungen einer Durchsicht würdigen, meine Warnungen besser benutzen mögen, als es Sp — r und so Viele gethan, die Mangel an Erfahrung oder gar böse Absichten gegen Prießnitz darin erblickten. Ich schreibe im Dienste der Wahrheit: was könnte es mir nützen, Tausende zu täuschen, um Einen zu verdächtigen? Warum sollte ich mir durch Tadel Haß zuziehen, wo ich mir durch Lob Liebe erwerben könnte? — Ich kann mich hin und wieder irren, aber ich kann nie in böser Absicht eine Unwahrheit sagen. Und in Betreff der Nachtheile einer Uebertreibung der Cur irre ich mich gewiß auch nicht: sie sind durch Theorie und Erfahrung hinreichend bewiesen. Man öffne nur die Augen auf dem Gräfenberge und man wird sehen. Man muß freilich nicht blos Augen für die „Wunder“ der Cur haben, die sich dann und wann einmal an Einem zeigen,

sondern auch für die greisen Gespenster, welche herumschleichen mit einem Trinkbecher in der Hand, im heißen Sommer vor Frost zitternd und immer darauf los schwitzend und trinkend, in Erwartung der Krise, die ihr Leiden gründlich heben soll. Diese Krise kommt erst nach der Nachcur, die sie Prießnitz zu Hause gebrauchen läßt, wenn er bemerkt, daß sie gar zu üble Figur unter seinen Trophäen machen. — Ich habe deren Viele kennen gelernt, die ich namhaft machen kann, wenn es verlangt werden sollte. Der alte brave Major Z—a von den Szekler Husaren, welcher sich auch auf dem Gräfenberge Erfahrungen, wie ich, geholt hatte, hat mit mir im Jahre **1840**, wo er in der Weiß'schen Anstalt die Cur gelind fortbrauchte, fast täglich die Prießnitzischen Gespenster bewundert, welche alle Morgen an unsere Quelle kamen und, zitternd vor Frost im Juli, ihr Quantum Wasser tranken. Er kann meine Erfahrungen und mein Urtheil bestätigen, und Niemand wird einem Ehrenmanne, wie ihm, der eben so sehr durch Kenntnisse und Einsichten als durch Charakter ausgezeichnet ist, Glauben versagen. — Doch ich kehre nach Grätz zurück.

Ich lernte noch am Tage meiner Abreise die liebenswürdige Familie des Herrn von M—n kennen, von welcher der Vater und die jüngste Tochter auch in Gräfenberg gewesen waren. Der Vater wurde wegen Hämorrhoiden und die Tochter wegen einer Anschwellung der Blutgefäße am Unterschenkel einige Monate lang in Gräfenberg fast nutzlos gemartert. Spätere Nachrichten bewiesen mir, daß meine Vermuthung, Prießnitz habe mit Sturm ausrichten wollen, was durch jahrelange Diät und gelinden Wassergebrauch erst möglich gemacht werden konnte, gegründet war. Ich brauche absichtlich den Ausdruck „gemartert"; denn bei beiden Kranken war die Cur so unbarmherzig, so wenig ihrem Körper=

zustande angemessen, daß sie ein Paar Mal dem Tode nahe gebracht wurden. Wer sich von den Details dieser Cur überzeugen will, den bitte ich, das Krankenjournal, welches Herr von M — n selbst in Gräfenberg geführt und das im Original in meinen Händen sich befindet, in meiner „Hydrotherapie" Seite 136 — 143 und 148 — 158 zu lesen. Hält er nicht gleich von vorn herein Alles für gut und weise, was von Prießnitz ausgeht, und hat er eine gesunde Ansicht von den Verrichtungen des gesunden Körpers und den Störungen, welche in den beiden vorliegenden Fällen beseitigt werden sollten, so bedarf er weiter keines Beweises von der Unzweckmäßigkeit der meisten Curen in Gräfenberg. Beide Patienten haben übrigens vor nicht langer Zeit erst wieder sich brieflich meinen Rath erbeten. Ihr Vertrauen auf Prießnitz ist also durch die verfehlte Cur auch erschüttert worden.

Ich lebte indessen einige Tage im Hause meiner Gräfin auf dem angegebenen Fuße fort, doch nicht ohne Versuche von beiden Seiten, das unbequeme Verhältniß zu Ende zu bringen. Auf Zureden des Grafen ** entschloß ich mich, einige Zeilen an die Gräfin zu richten, in denen ich ihr unser Verhältniß aus einander setzte und den letzten Zwist und ihr unedles Benehmen dabei, so wie die unwürdigen Chicanen, die sie sich jetzt gegen mich erlaubte, auf eine ruhige und anständige Weise besprach. Zum Schlusse bat ich um die Erlaubniß, in meinem Zimmer essen und keine anderen Functionen bei ihr bekleiden zu dürfen, als die, zu welchen mein Contract mich verpflichtete, da ich einmal nicht das Glück hätte, der Gräfin zu gefallen, und sie die Würde des Menschen, der ihr an Geburt und Vermögen nicht gleich sei, nur nach der Bereitwilligkeit zu beurtheilen schien, mit der er ihren Launen fröhnte; daß ich zur Rolle eines Höf-

lings nicht erzogen sei und als ein guter Deutscher mich nicht alle Augenblicke der Gefahr aussetzen möchte, das in mir wohnende Nationalgefühl mitten in Deutschland durch Ausländer verletzt zu sehen, deren Charakter so verschieden von der deutschen Treuherzigkeit und Biederkeit wäre.

Hierauf erwiderte sie mir in Schriftzügen, welche nur zu sehr die Gereiztheit verriethen, in denen sich die Schreiberin befand, Folgendes:

Monsieur le premier devoir d'un homme d'honneur qui s'engage par Contrat à *soigner* la santé d'une Dame est, sans contredit, de lui éviter toute espèce de désagrement — Si toutes les fois que vous pouvez avoir à vous plaindre de mes gens vous aurez l'indélicatesse de me rendre responsable de leur étourderie, ce sera, Monsieur, manquer de votre part à notre Contrat et me donner le droit de vous prier de quitter ma maison. —

Je sais apprécier, Monsieur, autant, ou peut-être plus que Vs même, la dignité d'homme, mais je sais en même temps qu'elle n'exclue pas la politesse et que lorsqu'une Dame se décide à prononcer un mot d'excuse, surtout pour les torts des autres, il n'y a pas d'homme d'honneur qui ne doive se croire pleinement satisfait. — Quant aux mots soulignés de votre lettre, ils sont trop audessous de moi pour que je daigne m'en justifier — Agréez, Monsieur, mes Compliments.

† † †

Monsieur Monsieur Munde. *)

---

*) Mein Herr, die erste Pflicht eines Mannes von Ehre, welcher sich durch Contract verbindlich macht, für die Gesundheit einer Dame besorgt zu sein, ist ohne Widerrede, ihr jede Art von Unan=

Man sieht aus vorstehendem Briefe, auf welches Feld die Gräfin den ganzen Streit spielen wollte. Wäre die Sache so gewesen, wie sie sich hier darstellt, so hätte ich mich nicht enthalten können, mir zu gestehen, daß das Unrecht vollkommen auf meiner Seite war. Die Verdrehung derselben aber machte auf mich, der ich jede Intrike hasse, gerade den entgegengesetzten Eindruck, den die Gräfin davon erwartet haben mochte. Es empörte mich, daß man, um Recht zu behalten und mich dann bei einer späteren Gelegenheit mit noch größerer Ungerechtigkeit und Rücksichtslosigkeit behandeln zu können, mich in meiner eigenen Sache blind machen und zum Geständniß einer Schuld bringen wollte, die auf Seiten der Gegenpartei war. Ich antwortete also auf folgende Weise:

Madame,

Peu accoutumé aux menées des cours et des grands, je prends les choses telles qu'elles sont, et non pas telles que

---

nehmlichkeit zu ersparen. — Wenn Sie nun alle Male, die Sie sich über meine Leute zu beklagen haben können, die Unzartheit haben, mich für ihre Unbesonnenheit verantwortlich zu machen, so handeln Sie, mein Herr, Ihrerseits gegen unseren Contract und geben mir das Recht, Sie zu bitten, mein Haus zu verlassen. —

Ich weiß die Würde des Menschen eben so gut, und vielleicht besser, als Sie selbst zu schätzen, mein Herr, aber ich weiß auch, daß die Höflichkeit neben ihr bestehen kann, und wenn eine Dame sich entschließt, ein Wort Entschuldigung auszusprechen, besonders wenn es sich um das Unrecht Anderer handelt, so giebt es keinen Mann von Ehre, der sich nicht für vollkommen befriedigt halten müsse. — Was die unterstrichenen Stellen Ihres Briefes betrifft, so sind sie viel zu sehr unter meiner Würde, als daß ich mich dagegen rechtfertigen möchte. — Empfangen Sie, mein Herr, meine Complimente.

††† .

la justice peu délicate des maîtres du monde — c'est à dire des personnes auxquelles le hazard a donné du pouvoir, de la naissance et de l'argent — voudrait les faire paraître. — Les domestiques de Madame la Comtesse n'ont jamais manqué envers moi au respect qu'ils me doivent en ma qualité de médecin de leur maîtresse. Ils m'ont toujours et sans exception montré des égards et de l'attachement; je puis me flatter qu'ils m'aiment. Vous êtes donc bien injuste, Madame, envers mes capacités, si vous me supposez assez bon pour croire que Ferdinand viendrait de son propre gré m'ôter des bougies pour mettre des chandelles à la place, et qu'il aurait alors l'insolence de me dire que c'est Madame la Comtesse qui lui a ordonné de me faire cet affront. Appelez-vous encore étourderies de vos gens, Madame, que les domestiques viennent me demander pardon de ne pas me nettoyer les bottes et de ne pas m'apporter de déjeûner ni de souper? Je ne vois en tout cela point d'étourderies; j'y vois de la méchanceté, et non pas de la part des gens de Madame, mais de la part de leur maîtresse. Pardonnez-moi de vous parler avec tant de franchise, Madame la Comtesse; la franchise fait un grand trait de mon caractère, et je ne voudrais pas m'en défaire dans une circonstance où la vérité seule peut démontrer de quel côté est le tort.

Madame la Comtesse confond à dessein les faits et les défigure: D'abord c'est vous même qui avez commandé aux domestiques de m'offenser, et puis ce n'est pas moi qui n'ai pas été satisfait du mot de pardon que Madame a daigné prononcer pour ses gens. Quoique ce mot de pardon ne fît pas grande impression sur moi, je dois l'avouer, puisqu'il n'avait d'autre but que celui de rejeter sur un autre ce qui

était votre propre faute, Madame, je ne suis pas tant dépourvu de politesse pour ne pas sentir qu'il fallait me contenter de la satisfaction que vous jugiez bon de me donner. Pourriez-vous être assez injuste, Madame, pour demander que je reçusse ce mot de pardon avec empressement, à vos pieds peut-être? Je sentais trop alors que, si Ferdinand m'avait fait de son gré l'outrage en question, vous l'auriez envoyé lui-même me demander pardon.

Toutefois je reçus vos excuses avec politesse, quoique, j'en conviens, avec un peu de froideur; et si j'avais voulu ajouter un mot à ma réponse, Madame ne m'en donna pas le temps, puisqu'elle prononça son mot de pardon à travers la porte entr'ouverte, qu'elle referma aussitôt sur elle.

J'oublie facilement les offenses qu'on me fait. Quoique au fait peu satisfait de la démarche de Madame la Comtesse, qui ne réparait nullement le tort que sa conduite devait me faire aux yeux de la valetaille, je me présentai de nouveau dans la chambre de Madame et fis des efforts d'oublier ce qui n'était pas à changer. Madame la Comtesse n'a pas à se plaindre de la moindre impolitesse de ma part dans le cours de la journée, pas même d'un manque d'attentions, et cependant elle fit toutes les démarches que lui inspirait son caractère acariâtre, pour ajouter à l'affront qu'elle venait de me faire un nouvel outrage pire que le premier.

Je ne suis pas homme à *tout* supporter, à le supporter pour *de l'argent*! — Je vous ai dit des choses impolies, Madame; mais d'après votre conduite à mon égard vous les aviez méritées. Si donc vous dites, Madame, que le premiers de voir d'un homme d'honneur qui a pris l'obligation de soigner la santé d'une dame, est celui de lui *épargner* toute sorte de désagréments, je suis de votre avis, Madame,

mais je ne le suis nullement, quand vous prétendez que cet homme d'honneur doive supporter avec la patience d'un âne les traitements indignes qu'on lui fait subir.

Comme vous semblez être décidée, Madame, à ne point changer de conduite à mon égard et que moi, de mon côté, je ne pourrai jamais m'accoutumer à ces sortes de traitements, je profite de la permission que votre billet d'hier me donne, Madame, pour quitter votre maison, comme vous paraissez le désirer. Je vous prie seulement, Madame, de vouloir m'exprimer cette permission en termes moins vagues, afin que je puisse en faire l'usage indiqué par notre contrat. J'accepterai votre déclaration, Madame, avec plus de plaisir encore que je n'aurais reçu la grâce que je vous avais demandée, et je serai toujours avec le respect que je lui dois de

Madame la Comtesse

le très-humble et très-obéissant serviteur

Charles Munde.

Gratz, le 12 Novembre 1839. *)

---

*) Madame,

An das Treiben der Höfe und der Großen nicht gewöhnt, nehme ich die Sachen wie sie sind, und nicht wie die nicht sehr gewissenhafte Gerechtigkeitsliebe der Herren dieser Welt — nämlich derjenigen Personen, welchen der Zufall Macht, Geburt und Geld verliehen — sie erscheinen lassen möchte. — Die Bedienung der Frau Gräfin hat es gegen mich nie an dem Respect mangeln lassen, den sie mir als Arzt ihrer Herrschaft schuldig ist. Sie hat mir immer Achtung und Anhänglichkeit gezeigt; ich darf mir schmeicheln, daß sie mich liebt. Sie sind daher gegen meine geistigen Fähigkeiten sehr ungerecht, Madame, wenn Sie mich für gutmüthig genug halten, zu glauben, daß Ferdinand aus eignem Antriebe mir die Wachslichter von meinem Tische nehmen, Inseltlichter dafür hin-

Auf diesen Brief sandte die Gräfin den Grafen ** an mich, um mir zu sagen, daß es keineswegs ihre Absicht ge-

---

setzen und dann die Unverschämtheit haben sollte, mir zu sagen, daß die Frau Gräfin ihm befohlen hat, mir diese Beleidigung zuzufügen. Nennen Sie es vielleicht auch „Unbesonnenheit Ihrer Leute," Madame, wenn die Bedienten zu mir kommen und mich um Verzeihung bitten, daß sie mir die Stiefel nicht putzen und kein Frühstück und Abendbrot bringen dürfen? In allen Diesem sehe ich keine Unbesonnenheit, sondern Bösartigkeit, und zwar nicht von Seiten Ihrer Bedienung, Madame, sondern von Seiten der Herrschaft. Verzeihen Sie mir, wenn ich mich mit so großer Freimüthigkeit ausspreche, gnädige Frau; die Freimüthigkeit macht einen Hauptzug in meinem Charakter aus, und ich möchte sie bei einer Gelegenheit nicht ablegen, bei welcher die Wahrheit allein beweisen kann, auf welcher Seite das Unrecht ist.

Die Frau Gräfin verwirrt und entstellt die Thatsachen absichtlich: Erstlich sind Sie es selbst, die den Bedienten geboten hat, mich zu beleidigen, und dann bin ich es nicht, der mit dem Worte Verzeihung, welches Sie für Ihre Leute auszusprechen Sich herabgelassen haben, nicht zufrieden gewesen ist. Obgleich, offen gestanden, dieses Wort der Verzeihung auf mich eben keinen großen Eindruck gemacht hat, da es keinen andern Zweck hatte, als Ihren eignen Fehler einem Andern zur Last zu legen, so bin ich denn doch nicht so ganz und gar ohne Lebensart, daß ich nicht hätte begreifen sollen, ich müsse mich mit der Genugthuung begnügen, welche Sie für gut hielten mir zu geben. Könnten Sie wohl so ungerecht sein, zu verlangen, daß ich Ihr Wort der Verzeihung mit Eifer, oder gar zu Ihren Füßen empfangen sollte? Ich fühlte in jenem Augenblicke zu deutlich, daß, wenn Ferdinand mir den bewußten Schimpf aus eignem Antriebe angethan hätte, Sie ihn gewiß selbst geschickt haben würden, um mich um Verzeihung zu bitten. Demohnerachtet nahm ich Ihre Entschuldigung mit Höflichkeit auf, wenn auch, wie ich gern gestehe, mit einiger Kälte; und wenn ich auch meiner Antwort noch ein Wort hätte hinzufügen wollen, so gaben Sie mir ja die Zeit nicht dazu, da Sie Ihr Wort

wesen sei, mich jetzt aus ihrem Hause zu entfernen, daß jedoch der Inhalt meines Briefes sie bestimmen würde es zu thun,

---

Verzeihung nur durch die Spalte der halbgeöffneten Thüre aussprachen, welche Sie sofort hinter Sich zumachten.

Ich vergesse die mir angethanen Beleidigungen leicht. Obgleich im Grunde wenig zufrieden mit dem Schritte der Frau Gräfin, welcher keineswegs den Nachtheil wieder gut machte, den Ihr Benehmen mir in den Augen der Bedienung zugefügt haben mußte, so kam ich doch auf's Neue in Ihr Zimmer und bemühte mich das zu vergessen, was nicht zu ändern war. Die Frau Gräfin hat sich nicht über die geringste Unhöflichkeit von meiner Seite während des ganzen folgenden Tages zu beklagen, nicht einmal über eine verminderte Aufmerksamkeit, und demohngeachtet thaten Sie Alles, was Ihnen Ihr giftiger Charakter nur einflößte, um dem mir bereits angethanen Schimpf einen neuen hinzuzufügen, der schlimmer war, als der erste.

Ich bin kein Mann der Alles verträgt, der es für Geld verträgt! — Ich habe Ihnen Unhöflichkeiten gesagt, gnädige Frau; aber Sie hatten dieselben durch Ihr Benehmen gegen mich verdient. Wenn Sie also sagen, Madame, daß die erste Pflicht eines Mannes von Ehre, welcher die Verpflichtung übernommen hat, die Gesundheit einer Dame zu pflegen, die ist, daß er ihr jede Art von Unannehmlichkeiten erspart, so bin ich der Meinung der Frau Gräfin; allein ich bin dies durchaus nicht, wenn Sie behaupten, daß dieser Ehrenmann mit der Geduld eines Esels die unwürdige Behandlung ertragen soll, der man ihn unterwirft.

Da nun die Frau Gräfin entschlossen zu sein scheint, Ihr Benehmen gegen mich nicht zu ändern, und ich meinerseits niemals an eine solche Behandlungsweise mich gewöhnen werde; so benutze ich die Erlaubniß, welche Ihr gestriges Billet mir giebt, um Ihr Haus zu verlassen, wie Sie es zu wünschen scheinen. Ich bitte Sie nur noch darum, gnädige Frau, diese Erlaubniß in etwas bestimmteren Worten auszusprechen, damit ich den in unserem Contracte angegebenen Gebrauch davon machen kann. Ich werde Ihre Erklärung noch mit größerem Vergnügen aufnehmen,

wofern ich mich nicht entschließen könnte, binnen einigen Stunden ihre Vergebung nachzusuchen. Ich erzählte dem Grafen, auf welche unwürdige Weise man mich auf's Neue behandelt hätte, und erklärte mich bereit, die ganze Sache mit Stillschweigen zu übergehen, wenn die Gräfin mir meine letzte Bitte gewähren wollte, die nämlich, daß ich allein essen und Nichts weiter um ihre Person zu thun haben solle, als was die Cur beträfe. Ich sagte, daß ich diese Einrichtung als das einzige Mittel betrachtete, mit einem so zanksüchtigen Weibe auf einem erträglichen Fuße zu leben, und daß er selbst recht gut wisse, wie wenig wir Beide in steter Berührung zusammen taugten. Er konnte mir nicht Unrecht geben, da er die Gräfin selbst nur zu genau kannte, und verließ mich, indem er mir bis Mittag Bedenkzeit gab. Da ich diese ungenutzt verstreichen ließ, so kam er am Nachmittag wieder und sagte mir im Auftrage der Gräfin, daß diese nun entschlossen sei, mich zu entlassen, wenn ich mit den erhaltenen sechshundert Ducaten und vierzig Gulden Reisegeld, die er den Auftrag habe mir auszuzahlen, zufrieden sei, und daß wir dann die gegenseitigen Contracte vernichten könnten, worauf meiner Abreise kein Hinderniß mehr im Wege stünde.

Ich zeigte dem Grafen das Concept eines Briefes, worin ich nochmals und unter Vermeidung jedes harten Ausdruckes versuchte, ihr unsere Angelegenheit in einem richtigeren Lichte darzustellen. Ich hatte mir Vorwürfe gemacht, in meinem letzten Briefe etwas zu starker Ausdrücke mich bedient zu haben, und wollte Nichts unversucht lassen, um eine dauernde

---

als ich dies mit der Gunst, um die ich Sie gebeten, gethan haben würde, und bin mit aller Ihnen schuldigen Ehrfurcht,

Ew. ꝛc.

gehorsamster Diener ꝛc.

Versöhnung, so weit dies unter den Umständen möglich war, herzustellen. Allein der Graf sagte mir, daß es nun zu spät und die Gräfin entschlossen sei, die Cur nicht zu gebrauchen, da ich den letzten mir gesetzten Termin versäumt hätte.

Ich mußte also meine Entlassung annehmen. Eigentlich hatte ich noch contractsmäßig einen viermonatlichen Gehalt zu fordern. Die Gräfin war aber entschlossen, diesen nicht zu bezahlen, sondern es auf einen Prozeß ankommen zu lassen. Ich fühlte keine Lust dazu in mir, da ich es für unklug und habsüchtig hielt, noch mehr zu verlangen; war jedoch sehr zufrieden, mich durch die Vorauszahlung eines Jahrgehaltes wegen meiner Verluste sicher gestellt zu haben, und machte also um so weniger Umstände, als ich voraussah, daß eine ähnliche Trennung früher oder später dennoch erfolgen würde, ohne daß sich dann, nach der mir in Wien gegebenen Erklärung der Gräfin, eine Entschädigung in meinen Händen befände. — Wir zerrissen die Contracte, der Graf nahm die Unterschriften an sich und zahlte mir meine vierzig Gulden aus, und wir nahmen unter Versicherung gegenseitiger Hochachtung von einander Abschied.

Nachdem ich mir vom Grafen die Erlaubniß bis nächsten Tag mein Zimmer bewohnen zu dürfen erbeten, ging ich nach der Polizei, um mir einen Paß zu holen, und nach der Post, um mir meinen Platz nach Wien zu bestellen. — Auf beiden Büreaus kannte man die Gräfin und sprach in einem Tone von ihr, der mir bewies, daß ich mich glücklich zu schätzen habe, so guten Kaufs davon gekommen zu sein.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Inhalt. Der geistliche Herr. — Gemeinheiten einer Gräfin. — Anständiges Benehmen der Bedienten. — Abreise. — Die Kinder. — Fräulein Sophie. — Der Tabakrauch. — Tod der Gräfin. — Rückkehr über Wien und Prag nach Freiberg. — Protestantische Zustände. —

In der Freude meines Herzens, das Joch, welches einige Wochen auf mir gelastet hatte, abgeschüttelt zu haben, besuchte ich in größter Eile noch meine Grätzer Freunde, um ihnen den Ausgang meines Streites mit der Gräfin mitzutheilen, und erfüllte die wenigen Verbindlichkeiten, welche ich in den Buchhandlungen hatte. Herr Hopff, der Buchhalter der Ferstlschen Buchhandlung, war freundlich genug, nicht nur sämtliche bei ihm erkaufte Sachen für den Kaufpreis zurückzunehmen, sondern auch mir sogar mehrere in Wien gekaufte Bücher, die ich zu Hause besaß, zu einem anständigen Preise abzukaufen.

Die sehr hübsche Obersteirer Kellnerin im Speisehause, wo ich seit unserem Auszuge regelmäßig gegessen, hatte mich meines Umganges mit einigen katholischen Geistlichen wegen, die auch dort aßen, für einen der Ihrigen gehalten und bot sich mir als Haushälterin bei „meiner Versetzung nach Sachsen", wie sie meinte, an. Als ich ihren Irrthum berichtigte, schien es ihr ordentlich leid zu thun, daß sie sich geirrt hatte, und hätte ich nicht so gute Grundsätze gehabt, so hätte es mir

wahrlich auch leid thun können, die schöne Obersteirerin mit ihren himmelblauen Augen, ihrem feinen rosigen Teint und ihrem liebenswürdig naiven Wesen nicht in ein Presbyter einführen zu dürfen.

Ich blieb mit meinen Bekannten den Abend über zusammen und kehrte etwas später, als gewöhnlich, vielleicht gegen elf Uhr, nach Hause zurück. Meine Wirthin, oder die Hausfrau, sagte mir des Morgens, daß ihr die Gräfin gegen neun Uhr Abends den Schlüssel zu meinem Zimmer abverlangt, und da sie ihn unter dem Vorgeben verweigert, daß ich ihn stets mitnähme, nach einem Schlosser geschickt habe, um sich dasselbe öffnen zu lassen. Sie hatte hierauf den Bedienten befohlen, sich in mein Bett zu legen, meine Sachen in einen Winkel zu werfen und sich keineswegs darum zu kümmern, ob etwas beschädigt werde oder verloren gehe. Als die Bedienten Anstand zu nehmen schienen, diesen Befehl zu befolgen, drohte sie durch Marco die Betten revidiren zu lassen und denjenigen am nächsten Tage fortzuschicken, der sich darin fände. Die Bedienten blieben also bis gegen zehn Uhr im Besitz meiner Stube, ohne jedoch das Mindeste von meinen Sachen zu berühren, und legten sich dann auf die Treppe, wo sie die Nacht frierend zubrachten. — Filippo kam bald nachdem ich diese Nachricht erhalten und bestätigte sie. Da ich meine Entrüstung über diese Gemeinheit von Seiten der Gräfin und mein Bedauern wegen der Unannehmlichkeit, die ich den armen Menschen durch mein Bleiben verursacht hatte, gegen ihn aussprach, sagte er, sich umsehend, als fürchte er behorcht zu werden, er sähe mich ungern aus dem Hause scheiden und seine Liebe würde mir folgen, allein er schätze mich glücklich, daß ich nicht nöthig habe da zu bleiben wie er und seine Frau. „Quando avremo passato le frontiere dell' Italia, la

lasceremo anche noi“ fügte er hinzu; „Addio, Signore, il Ciel la benedica“*). Ich reichte ihm die Hand zum Abschiede, die er mir mit einer Thräne im Auge herzlich drückte, worauf er ging.

Ich beschäftigte mich nun mit dem Einpacken meiner Sachen und war fast damit fertig, als Ferdinand in das Zimmer trat und nach tausend Entschuldigungen mir sagte, die Gräfin schicke ihn, um mich zu fragen, ob ich ihr Zimmer bald räumen würde, oder ob sie mich durch die Polizei hinausbringen lassen solle.

„Dites-lui qu'elle est folle,“ sagte ich in einer augenblicklichen Aufregung. „Mais non, fügte ich mich besinnend hinzu; il faut être poli envers les dames. Présentez-lui mes homages et dites lui qu'elle ne se donne pas cette peine, et que je ne manquerai pas de quitter sa maison aussitôt que j'aurai fini de faire mon paquet“**).

Auch der Franzos beklagte meinen Abgang und versicherte mich seiner Liebe und seines Respectes. Auch er sagte, daß er bei der ersten Gelegenheit die Gräfin verlassen werde und deshalb sich sehr gefreut habe, als es einige Tage früher hieß, es gehe nach Paris.

Als ich mit meinem Einpacken fertig war, übergab ich der Hausfrau meine Sachen, um sie nach der Post zu schicken,

---

*) Wenn wir über die italienische Grenze sein werden, verlassen wir sie auch. Leben Sie wohl, mein Herr. Der Himmel segne Sie.

**) Sagen Sie ihr, sie wäre nicht recht gescheut. — Doch nein; man muß gegen Damen höflich sein. Bezeigen Sie ihr meine Verehrung und sagen ihr, sie soll sich nicht diese Mühe geben; sobald ich mit dem Einpacken fertig wäre, würde ich nicht ermangeln, ihr Haus zu verlassen.

sandte der Gräfin meine Karte mit p. p. c. und verließ das Haus, ohne weiter von Jemand Abschied zu nehmen.

Die Post fuhr des Abends ab. Meine Freunde begleiteten mich an den Wagen und am andern Tage Abends war ich wieder in Wien.

Ich kann nicht umhin, noch ein Paar Worte über die Umgebung der Gräfin zu sagen. Den Doctor Marco kennen meine Leser bereits, so wie die männliche Bedienung. Von der weiblichen kann ich Nichts sagen, weil ich mit ihr fast in keine Berührung gekommen bin. Es bleiben mir also nur noch die Kinder und Fräulein Sophie übrig.

Von den beiden kleinen Mädchen hieß die Eine Bronislawa, gewöhnlich Bronischie genannt, und die Andere Marie. Bronislawa war ein hübsches und kluges Kind, der Liebling der Gräfin; Marie weniger von der Natur begünstigt, aber sehr gutmüthig und der Sündenbock für Alles, wozu sich kein Thäter fand. Die Härte, mit welcher sie von der Gräfin behandelt wurde, die bei jedem kleinen Vergehen auf eine recht empfindliche Strafe studirte, hatte die Kleine halsstarrig gemacht. Da die Umgebungen der Gräfin den Neigungen und Launen der Gebieterin fröhnten, so fand sich für das arme verlassene Geschöpf Niemand, der ein Herz für sie oder den Muth gehabt hätte, sie zu liebkosen. Ich habe eine instinktartige Neigung, die Parthei des Schwächeren zu nehmen und trotz der großen Liebenswürdigkeit der niedlichen Bronischie beschäftigte ich mich doch am meisten mit der armen verlassenen Marie. — Das Kind hatte mich lieb gewonnen und kam bald von selbst zu mir, um ihr Köpfchen auf meine Kniee zu legen oder sich an mich anzuschmiegen. Es war ihr so wohl, auch von Jemand Liebkosungen zu empfangen, daß sie dieselben gern doppelt zurück gab. — Ich disputirte oft mit der Gräfin über

den „verdorbenen Charakter“ der Kleinen und bemerkte, daß ich durch den Schutz, welchen ich dem Kinde angedeihen ließ, in der Gnade der Pflegmutter nicht eben stieg. Das änderte jedoch in meinem Benehmen Nichts, und als ich die Kleine nicht mehr sah, als ich bedachte, daß sie nun wieder allein in der Welt sein würde, da that es mir fast leid, der Gräfin nicht nachgegeben zu haben. Auch ich hatte eine Marie zu Hause. — Marco hatte einige Male günstige Gesinnungen gegen sie blicken lassen, und dies tröstete mich. Ueberhaupt war dieser Mann von einem ziemlich milden und ruhigen Wesen, so wie es sich für einen Begleiter der Gräfin ††† ziemte. — Wie er mir ein Mal sagte, war er früher noch sanfter gewesen und nur in Polen etwas verwildert. „Man hat nur zwei Wege in diesem Lande: entweder man läßt sein Herz hart werden, oder man läßt es brechen.“

Fräulein Sophie war die dickste und phlegmatischeste junge Person, die ich kennen gelernt habe. Sie saß den ganzen Tag im Wagen oder Sopha und schlief, mit geschlossenen oder offenen Augen; denn wie kann man eine Existenz, in der ein Mensch gar Nichts thut und kaum den Mund zum Sprechen öffnet, anders als Schlaf nennen? Ihre Unterhaltung war für unsere Gräfin ganz passend: sie sagte am liebsten zu Allem: „Ja“ und vermied auf solche Weise jeden Streit und jede längere Erklärung von ihrer Seite. Ihr Phlegma ging so weit, daß selbst die Gräfin sich darüber ärgerte, der eine solche dicke Gutmüthigkeit neben sich im Wagen unentbehrlich war. Ich habe einige Male mit ihr gesprochen; sie bestätigte aber stets mein Urtheil, wie ein gutes, treues Echo. Nur zwei Mal habe ich einen Strahl der Freude in ihren Augen gesehen, einmal bei einer reizenden Aussicht im Murthale und das andere Mal bei dem Entschlusse der Gräfin, nicht weiter

zu reisen. Es hörte dadurch das gar zu frühe Aufstehen und das lästige Fahren auf. Sie war die Tochter eines italienischen Generals, welcher bei den letzten unglücklichen Ereignissen in der Halbinsel sein Heil in der Flucht hatte suchen müssen und, wenn ich nicht irre, in Paris lebte. — Niemand konnte besser für die Gräfin passen, als Fräulein Sophie. Mochte die Erstere gute oder üble Dispositionen zeigen, mochte sie in einer Viertelstunde dreimal ihre Meinung verändern: Sophie war stets ihrer Meinung; Weiß war für sie Schwarz und Schwarz Weiß, sobald die Herrin es verlangte. Wenn in solchem Umgange ein eigensinniger Charakter ganz verdorben wird, so ist das wohl nicht zu verwundern. Wir sind am meisten geneigt, unseren üblen Launen freien Lauf zu lassen, wenn wir uns unter Personen befinden, welche sie ertragen, oder ihrer Stellung wegen ertragen müssen. Daher sind auch oft die angenehmen Gesellschafter rauhe und zänkische Ehemänner. In der Gesellschaft treffen sie auf Widerstand, zu Hause duldet und schweigt man. Gerade jener Widerstand aber giebt dem Dasein Reiz und weckt und schärft die geistigen Fähigkeiten. Ich möchte um keinen Preis ein Fürst oder so Etwas sein, der immer Recht hat. Was für Langeweile müssen die Leute haben, und zu welchen pikanten und künstlichen Mitteln müssen sie greifen, um sich dieselbe zu vertreiben! — Ich denke mir, daß aus diesem Grunde manche Fürsten so große Freunde von Saujagden sind. Die Saue wenigstens bietet einen Widerstand, der erst besiegt sein will, ehe der Herr des Landes Recht behält. Den Anderen gegenüber hat er ja immer Recht, besonders in absoluten Monarchieen. — Mir ist es schwer, zu begreifen, wie Jemand sein eignes Urtheil dem eines Andern ohne Umstände unterordnen kann. Ich würde der erbärmlichste Hofmann von der Welt geworden sein; denn

so lange mir noch ein Grund zur Vertheidigung meiner Meinung, noch ein Mittel, noch ein Wort zur Vertheidigung meines Rechtes übrig blieb, habe ich es stets angewendet, und zwar kaum weil ich es wollte, sondern weil ich es meiner Geistesrichtung nach mußte und auch den Schein von Falschheit und Sklavensinn nicht erregen mochte. — Daher habe ich denn auch in so viele Verhältnisse des Lebens nicht gepaßt! Man mußte mich immer erst überzeugen, daß ich Unrecht hatte, ehe von mir Nachgiebigkeit zu erwarten war.

Dieser Ernst in Vertheidigung eines Rechtes hat übrigens manches Gute. Wenn die Völker stets „ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende" vorzögen, wer würde es wagen, ihre Constitutionen, ihre Gewissensfreiheit anzutasten? — — —

Ehe ich von meiner Gräfin auf immer Abschied nehme, muß ich noch eine Bosheit eingestehen, die ich mir in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Grätz mit Marco erlaubte: Die Gräfin konnte das Tabakrauchen nicht leiden und verwunderte und freute sich, in mir einen „Deutschen" getroffen zu haben, der weder rauchte noch Bier trank. Das Rauchen habe ich nie geliebt, weil es mir nicht recht bekam, und das Bier vermied ich, seitdem ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es Leuten von gestörter Verdauung und Gichtkranken schädlich sei. Ich hatte also kein Verdienst bei dieser Enthaltsamkeit. Ja es gab sogar Zeiten, wo ich eine Cigarre mit vielem Vergnügen rauchte. Indessen, da es mir keine Ueberwindung kostete, monatelang nicht zu rauchen, so that ich es, so lange ich mit der Gräfin war, auch gar nicht. — Marco dagegen hatte eine schöne Meerschaumpfeife, aus der er gern einige Züge thun mochte. So lange wir beisammen waren, hatte er es nicht gewagt, aus Furcht, die Gräfin, mit der er jede

Stunde in Berührung kam, möge es mit ihrer feinen Nase riechen. Endlich bot sich in Grätz eine schöne Gelegenheit dazu dar. Die Gräfin war zu Graf *'s eingeladen, ging zu Mittag und versprach, erst Abends wieder zu kommen. Marco holte also seine Pfeife hervor, stopfte sie mit einem köstlichen Varinas und lehnte sich nun zum Fenster hinaus, jede Rauchwolke weit von sich blasend, damit sie nicht den Tabaksgeruch im Zimmer verbreitete. Ich saß am Tisch und arbeitete. Plötzlich fiel mir ein, daß ich in meinem Koffer noch ein Paar sächsische Cigarren bemerkt hatte. Sie herausholen, im Vorzimmer eine davon anbrennen und nun tüchtig losdampfen, war die Sache einer Minute. Nachdem ich meine Cigarre ziemlich ausgeraucht, während welcher Zeit wir uns abwechselnd durch das Fenster, welches Marco nicht zu verlassen wagte, unterhalten hatten, nahm ich Hut und Stock und ging fort, den Cigarrenstumpf auf der Treppe wegwerfend und Marco zurufend, daß ich ein Paar Buchhandlungen besuchen wollte. — Als ich zurück kam, erzählte er mir, daß trotz seiner Vorsicht das ganze Zimmer voll Tabakrauch gewesen und die Gräfin unglücklicherweise früher wiedergekommen und durch unser Zimmer gegangen sei. Sie hatte Bemerkungen gemacht und der arme Marco war in größter Verlegenheit wegen seines Unsterns. Ich bedauerte ihn unter einem unwiderstehlichen Lachen, und er sperrte seine Pfeife bis auf bessere Zeiten wieder ein.

Trotz meiner Nachfragen habe ich von der Gräfin ††† Nichts wieder gehört, bis ich im Anfange des Jahres 1842 ihren Tod in den Leipziger Zeitungen von Paris aus angekündigt fand. Sie war in dieser Anzeige sowohl wegen ihrer Reichthümer, als wegen ihrer Wohlthätigkeit außerordentlich herausgestrichen und hatte bedeutende Summen ihren vertriebenen Landsleuten und wohlthätigen Anstalten in Paris

vermacht. Das war recht gut von ihr; aber — mitnehmen hätte sie's doch nicht können. — Requiescat in pace! — Der liebe Gott lasse es ihr dort wohlgehen. Hier hat sie sich und Andern das Leben schwer genug gemacht. —

Meine Freunde in Wien hatten mich so schnell nicht zurückerwartet und wunderten sich nicht wenig, daß meine Cur so schnell beendigt war. Indessen wünschten sie mir unter den Umständen Glück und ermuthigten mich, nun meine Anstalt auszubauen und unabhängig der Hydriatik zu leben, wie es so lange schon mein Wunsch gewesen war. Ich hatte große Lust, die Anstalt des Landarztes Emmel in Kaltenleutgeben, so wie die des Doctor Granichstädten in Laab, beide in der Nähe von Wien gelegen, zu besuchen, und mehrere Wasserfreunde boten mir ihre Begleitung an. Allein da immer Einer von ihnen durch Etwas behindert war, so verschob sich die Sache bis zum Tage meiner Abreise und unterblieb am Ende ganz. Ich machte dem Herrn Hofsecretair Groß, dem Verfasser des Buches: „Das kalte Wasser, von einem Menschenfreunde", meinen Besuch. Er hatte eben eine französische Uebersetzung seiner trefflichen, vielgelesenen Schrift beendigt und zeigte mir die ersten Druckbogen, in denen ich einen von ihm übersehenen interessanten Druckfehler fand. Es steht nämlich da, das Wasser wäre „un corps inflammable". Leider war es zu spät, denselben abzuändern, weshalb ihn denn auch alle Exemplare tragen. — Herr Groß ist ein wahrer Menschenfreund: Alles was man mir über ihn sagte, gereicht ihm zum Ruhme. Er hat durch sein Buch Viel genützt und gewiß Niemand geschadet, da er sich von aller Schwindelei, aller Uebertreibung und Nachbeterei frei gehalten und nur anerkannte Thatsachen mit

der ihm eignen Ruhe und Milde wiedergegeben hat: Er wollte blos nützen, ohne Jemand zu schaden. Er behandelt daher auch die Aerzte mit größerer Schonung, als wir Anderen meistens gethan.

Ich habe einige sehr glückliche Tage verlebt in dem großen, schönen, freundlichen Wien. Da der Raum jedoch zu enge wird und ich noch Manches mitzutheilen habe, gehe ich über diese glücklichen Momente hinweg und begnüge mich, meinen Freunden noch einen herzlichen Dank und die Versicherung zuzurufen, daß ich ihre Bemühungen um mich nie vergessen werde. —

Ich eilte nach Hause. — In Prag wurde ich von Freund Hoscheck und dessen lieber Familie noch drei Tage aufgehalten, die mir, so wie meine übrigen Bekannten, alles Liebe und Gute erwiesen. In Teplitz besuchte ich meinen braven Neubert, und mit einem Einspänner überschritt ich dann die böhmischen Gebirge, welche größtentheils noch frei von Schnee waren, und war am Abend bei guter Zeit in Freiberg, wo man mich nach einer zweimonatlichen Abwesenheit mit Freuden willkommen hieß. Ich hatte in diesen zwei Monaten Vieles erfahren und hoffte nun mit den gemachten Erfahrungen und dem erworbenen kleinen Vermögen ruhig zu Hause bleiben und meine Anstalt ausbauen zu können. Allein, jene reichten noch lange nicht hin. Ich sollte deren noch einige, und bitterer Art, machen. Doch auch sie waren gut.

Als Freund der Aufklärung, als Mitglied der Société pour la Propagation de l'Emancipation intellectuelle und als Protestant fühle ich mich verpflichtet, noch einige Worte über die protestantischen Zustände in der österreichischen Monarchie zu sagen, welche in einer Zeit nicht unnütz sein dürften, wo

ein katholischer König seinen protestantischen Unterthanen verboten hat, Geschenke ihrer Glaubensgenossen für kirchliche Zwecke anzunehmen, während er sie auf der anderen Seite auffordert, den Katholiken ihre Tempel bauen zu helfen. Es ist nothwendig uns vorzusehen; von oben her kommt uns keine Aufklärung; wir müssen von unten hinauf leuchten.

Die Dinge, welche ich mir hier mitzutheilen erlaube, verdanke ich größtentheils der Unterhaltung mit Geistlichen beider Confessionen, von denen mehrere eine hohe Stellung einnahmen und sowohl deswegen von der Lage der Sachen genau unterrichtet sein mußten, als auch sonst ihres achtbaren Charakters wegen allen Glauben verdienten. Rücksichten gegen jene Männer verbieten mir, meine Quellen zu nennen, obschon nur die wenigen Katholiken, mit denen ich über solche Dinge sprach, mich dringend gebeten haben, nie unter derartigen Mittheilungen ihre Namen zu erwähnen. Protestantische Kirchen und Schulen habe ich mehrere besucht, sogar von einer Gemeinde den Auftrag erhalten, mit einem sehr achtbaren Geistlichen Freibergs Unterhandlungen anzuknüpfen, um ihn für jene Gemeinde zu gewinnen. Mit katholischen Geistlichen hat mich nur der Zufall zusammen gebracht, und vielleicht verdanke ich es der Freimüthigkeit und Entschiedenheit, mit welcher ich über die Uebergriffe der katholischen Geistlichkeit und die Bemühungen derselben, das Volk in geistiger Knechtschaft zu erhalten, sprach, daß einige dieser Herren auch ihr Herz mir öffneten. Gott gebe Denen Frieden, in deren Herz ein Strahl des Lichtes der Wahrheit gedrungen, ohne die eisige Rinde eines kalten, menschenfeindlichen, trostlosen Glaubens zu zerschmelzen, der gebietet, Andersdenkende zu verfolgen und dessen Diener die Herrschaft über die Geister an sich reißen möchten, wie sie sie schon früher besaßen, um aufs Neue die deutschen

Fürsten barfuß nach Rom wandern und die Nacht im Hemde unter den Fenstern des Unfehlbaren frieren zu lassen. Einem gewissen Könige möchte eine solche Wallfahrt nicht schaden; vielleicht kühlte sie den ihm von Poesie und Pfaffenthum erhitzten Kopf, auch von unten herauf, etwas ab. —

Ich habe in Oesterreich unter dem Volke wenig oder gar keinen Haß gegen Protestanten bemerkt. Auch die Priester, mit denen ich in Berührung kam, waren größtentheils Männer, über welche Vorurtheile entweder keine große Macht ausübten, oder welche es für unklug gehalten hätten, dieselben sehen zu lassen. Mit mehr als Einem habe ich ein recht inniges Verhältniß geschlossen und bin späterhin von ihnen in Freiberg besucht worden. In Wien haben wir bei Gelegenheit des „Heilig'n Striezel's" am Feste Aller Heiligen recht heiter über meine Unwürdigkeit gescherzt, an dem Mahle Theil zu nehmen, und die beiden gegenwärtigen Patres lachten, ohne in große Besorgniß um meine arme Seele zu gerathen, herzlich mit. Nur ein Paar Mal traf ich auf finstere Gesichter, deren düstere Augen, Tod und Verdammniß auf uns arme „Ketzer" sprühend, mehr Dienern des Teufels als denen des lieben Gottes, der uns Alle so väterlich liebt, anzugehören schienen. Mit einem dieser gläubigen Unthiere, der mir einen ganzen langen Tag im Stellwagen gegenüber saß, wagte ich es, ein Gespräch über das Cölibat der Priester anzuknüpfen und die Hoffnung auszusprechen, daß es wohl einmal aufgehoben werden könnte, da es der Natur des Menschen schnurstracks zuwider sei und die Natur jede ihr angethane Gewalt zu rächen pflege. Da kam ich aber schön an! Der Geistliche, noch ein junger Mann, der unlängst das Seminar zu Leitmeritz verlassen hatte, sah sich genöthigt, mehrere Male bei der Idee, eine Frau zu besitzen, zum Wagenfenster hinaus zuspucken und sprach den ganzen Weg

kein Wort mit mir, so vorsichtig und zart ich auch das Gespräch eingeleitet hatte. Ein Zollbeamter (ein Offizier von der Gefällwacht), welcher lange in Italien gestanden hatte, sagte mir auf italienisch: „Sehen Sie dem Menschen nicht am Gesicht an, daß er keine Frau mehr braucht? Sein Gesicht ist ja so gelb, daß man ihm die heimlichen Sünden des Seminars auf den ersten Blick ansieht.“ Und wirklich, er sah aus, wie einer von den Unglücklichen, die ihre jugendliche Kraft durch heimliche Ausschweifungen gebrochen haben. Ich hielt ihn für leberkrank, fühlte mich aber fast versucht, die boshafte Bemerkung des Offiziers — eines Katholiken übrigens — nicht für ganz aus der Luft gegriffen anzusehen.

Eine recht aus dem Innern des Gemüths hervorgehende liebevolle Hochachtung der Laien gegen die Priesterschaft ist mir nur selten vorgekommen. Vielleicht war ich selbst daran Schuld: ich verlangte bei so großem Glauben eine entsprechende Verehrung. Es will mir fast scheinen, als würden unsere Prediger mit einer aufrichtigeren Hochachtung vom Volke behandelt, obgleich dieses schon längst nicht mehr die Schlüssel zu Himmel und Hölle in ihrer Hand sieht und sie blos als Diener Gottes und als höher gebildete Männer achtet, wenn sie diese Achtung nicht sonst noch durch eine des Geistlichen würdige Aufführung und das gute Beispiel, das sie der Gemeinde geben, verdienen. — Es ist mir immer vorgekommen, als ob die meisten Katholiken vom Volke den Geistlichen die ihnen schuldige Ehrfurcht nur aus Zwang erweisen, wie man sie Leuten zu erweisen pflegt, von denen man fürchtet, sie möchten uns schaden. Es scheint Jeder zu fürchten, der Herr Teufel möchte ihn einst im Fegefeuer ein wenig tiefer in den Schwefeltopf tauchen, wenn er seinen Hut nicht gehörig ab-

nimmt*). Das lächerliche Benehmen des Wenzel Rubin bei Königingrätz gegen die Heiligen an der Straße fällt mir dabei wieder ein; ohngefähr so wie jenes ist das Benehmen des Volks gegen die Geistlichkeit im Allgemeinen. — In Familien habe ich jedoch mehrmals zwischen dem Beichtvater und seinen Kindern ein recht herzliches Verhältniß gefunden, was aber in dem Verhältnisse abzunehmen scheint, in welchem Unschuld und Heiterkeit aus dem Familienzirkel weicht. Das verirrte Schaaf erblickt dann nicht mehr den treuen Hirten in dem Seelsorger, der es gegen den Feind schützt, sondern das erzürnte Werkzeug einer strafenden Gewalt, vermittelst dessen es einer langen oder ewigen Qual überantwortet werden soll, an welche wir, von Gottes großer Liebe und Güte überzeugt, lange, lange nicht mehr glauben.

Dieser Glaube an die Verdammungsgewalt der Geistlichen vermehrt die Furcht vor ihnen, aber zugleich auch den Widerwillen, und könnten die meisten Katholiken sich von den mit der Muttermilch eingesogenen Glaubenssätzen und Vorurtheilen losreißen, so würden sie sich gewiß bald von diesem bangen, drückenden Geisteszwange befreien. Man erhält sie

*) Wenn die Sachen gut gehen, so bringt uns Lutheraner eine Parthei, welcher dummer Glaube und sinnloses Wortgeplärr mehr ist, als christliche Liebe und Vernunft, auch bald wieder auf diesen Stand zurück. In L—g hat eine Clique solcher Finsterlinge schon einen hübschen Anfang gemacht. Nun, nur zu; zum Verstopfen eines Lichtloches geht auch das faulste Holz an. Ein Hirn, das zum klaren, offnen, praktischen Denken nicht mehr angeht, ist immer noch zum finstern Grübeln und zum Glauben an eine Höllenfahrt gut. So fahrt nur immer zu; wir wollen Euch nicht hindern; nur laßt uns da! Hindert uns nicht, an die unendliche Liebe und Barmherzigkeit des himmlischen Vaters zu glauben, der auch Euch — Eure Dummheit vergiebt.

aber, soviel wie möglich, in der Unwissenheit über die Möglichkeit einer solchen Geistesemancipation und verbietet ihnen, den Vorrath von Trost und Beruhigung kennen zu lernen, den die evangelische Lehre in sich trägt. Es ist ihnen bei schwerer Strafe verboten, protestantische Kirchen zu besuchen oder religiösen Ceremonien der Protestanten beizuwohnen, und die Geistlichkeit wacht mit Argusaugen über der Beobachtung dieses Verbotes.

Demohngeachtet habe ich viele Katholiken getroffen, die durch allzuvieles Glauben bis zu dem Punkte gekommen waren, gar Nichts mehr zu glauben. Ich ging eines Tages mit einem angesehenen Katholiken über die Prager Brücke. Nach dem, was ich von dem Johann von Nepomuk wußte, schätzte ich ihn als einen frommen pflichtgetreuen Geistlichen, den nicht die Furcht vor der königlichen Gewalt vermocht hatte, sein Gelübde zu verletzen. Ich zog also meinen Hut, wie jeder Andere, vor ihm ab. „Warum nehmen Sie denn Ihren Hut vor dem Kerl ab?" fragte mich mein Begleiter. — „„Weil ich ihn wegen seiner Frömmigkeit und Pflichttreue achte und ungern gegen religiöse Gebräuche anstoße."" — „Ach, glauben Sie das dumme Zeug nicht; es ist kein Wort davon wahr. Es darf ein Pfaff nur mit einem König Streit anfangen, so ist er sicher, bald Cardinal oder gar ein Heiliger zu werden." —

Im Elsaß fand ich einst ein neues steinernes Kruzifix auf einem Kreuzwege, an dessen Fußgestelle eingehauen war: „Wer vor diesem Kreuze zwölf Ave Maria, zwölf u. s. w. u. s. w. betet, der hat auf vierzig Tage Ablaß." — Das Kreuz war von einem frommen Manne der Gegend gesetzt worden, über welchen ein seltsames Gerücht umherlief und der sich damit den Himmel hatte verdienen wollen, wie ihm dies höchstwahrscheinlich von seinem Beichtvater zugesagt worden war. — Was für

Schade durch ein einziges solches Kreuz verursacht werden muß, wer mag das berechnen? Hätte dem Manne vor seinem Tode noch Jemand zu seiner gesunden Vernunft wieder verholfen, er würde vor der Art und Wirkung seiner Buße schaudern. — Ich fühlte, als ich die Inschrift las, große Lust, den Erbauer auch aushauen zu lassen; aber nicht in Stein! —

Die Gebildeten unter den Katholiken, deren gesundem Verstande es gelungen, das Gewebe von Aberglauben und düsteren Vorurtheilen, was man von ihrer Kindheit an um sie her gesponnen, ganz oder zum Theil abzuschütteln, sehen es übrigens recht wohl ein, daß man von Rom aus weit weniger das Glück und Seelenheil der Völker, als die Herrschaft der Priester will und ihren Geist mit Finsterniß umzieht, um mit ihnen machen zu können, was man für gut hält. Man weiß es in katholischen Ländern recht gut, wie gefährlich die Jesuiten sind, diese zugespitzten Klauen der römischen Eule. Man weiß es, was sie wollen; man leistet ihnen Widerstand. Aber unaufhaltsam wuchert das Unkraut fort, schlägt Wurzel im Boden des Nachbarlandes, untergräbt die mit lichten Blumen besetzten Beete und schießt plötzlich unter ihnen hervor, Schatten verbreitend und unter diesem immer dichter werdenden Schatten jede gute Saat erstickend, die in seiner Nähe aufzukeimen wagt. —

Ich traf in Grätz auf ein Paar dieser Wölfe im Schaafskleide. Mein Begleiter, ein freisinniger Katholik von etwas rauhen Manieren, stieß ganz in ihrer Nähe ein Schimpfwort gegen sie aus, das ich nicht wiederholen mag, und antwortete auf meine Frage, was sie da machten: „Was anders als Finsterniß verbreiten und Erbschaften erschleichen?"

Auch unter der katholischen Priesterschaft giebt es Viele, welche einsehen, daß sie nur die Werkzeuge einer Gewalt sind,

die sie verabscheuen würden, wäre nicht ihr Gemüth von früher Jugend an gewöhnt, sie an Gottes Statt zu verehren; die sie fliehen würden, fänden sie ihre Existenz in einem protestantischen Lande eben so gesichert, als in ihrer augenblicklichen Stellung. Unglücklicher Weise aber sind die Geistlichen bei uns denen in Oesterreich an Kenntnissen überlegen, und es würde einem gut versorgten katholischen Seelsorger schwer fallen, bei einem Uebertritte zu uns eine verhältnißmäßig gute Stelle zu bekommen, besonders in einer Zeit, in welcher Hunderte von Candidaten des Predigtamtes funfzehn Jahre und noch länger auf eine Anstellung warten müssen. Man kann ohne das Materielle einmal nicht leben, und ein Mensch, der vor allen Dingen an das Glauben und — Essen gewöhnt worden, wird es nicht leicht finden, das Erstere durch fleißiges Forschen und Studiren und das Letztere mit dem mageren Tische eines sächsischen oder preußischen Candidaten zu vertauschen. — Ein würdiger Geistlicher, der zugleich als Lehrer an einer höheren Lehranstalt fungirte, sagte mir einst nach einem langen Gespräch über einen rationellen und den Glauben, wie ihn die Menschen nach ihren verdüsterten Ansichten oder ihren eigennützigen Zwecken geschaffen haben: „Wie glücklich sind Sie, alle diese Gründe für eine Vernunftreligion so frei aussprechen zu dürfen. Ich fühle mich oft gedemüthigt, wenn ich meinen Schülern Dinge lehren muß, die zu glauben mein gesunder Verstand mir verbietet. Welch gräßliche Aufgabe, im Namen des Herrn an der Verfinsterung der Gemüther der Jugend arbeiten zu müssen!“ Wie mancher brave Mann unter der niederen katholischen Geistlichkeit, bei dem die Vernunft ihre Rechte geltend gemacht, mag so seufzen, unfähig sich zu befreien von dem Joche und, um nicht ganz trostlos dazu-

*

stehen, sich an dem zerbrochenen Stabe festhaltend, obschon er weiß, daß er ihn nicht trägt! —

Daß der höheren katholischen Geistlichkeit, welchen die Priesterherrschaft Zweck ihres Daseins geworden — und wer diesen Zweck nicht bei Zeiten verfolgt, rückt zu einer bedeutenden Stelle nie auf — die Protestanten überhaupt, besonders aber in katholischen Ländern, ein Dorn im Auge sein müssen, begreift sich von selbst. Um im Finstern arbeiten zu können, muß man erst die Lichter auslöschen. Ist man im alleinigen Besitze des Lichtquelles, dann läßt man manchmal einen Strahl durch das Dunkel hinschießen, um es magisch zu erhellen, und wäre es auch nur ein Bannstrahl! Wehe Euch, Katholiken, wenn die protestantischen Sonnen, welche das Licht des Fegefeuers im Schach halten, einmal untergehen sollten! Inquisition und Scheiterhaufen, Entehrung Eurer Töchter und Frauen durch Leute, die in ihrer Völlerei das Gelübde der Keuschheit nicht zu halten vermögen, geistige und körperliche Martern, kurz ein Zustand, wie er in Spanien lange Zeit herrschte und wie er überall herrscht, wo man die gesunde Vernunft, das Licht, das die Vorsehung uns selbst angesteckt, unter den Scheffel stellt und im blinden Glauben Sätze nachbetet, die von dem Irrwahn oder der Herrschsucht der Priesterschaft ausgeheckt wurden und zu ihrem Vortheile aufrecht erhalten werden, stehen vor Euch.

Die katholische Geistlichkeit fürchtet jede protestantische Kirche, wie eine jener Sonnen der Wahrheit. Man hat daher den Katholiken bei strenger Strafe verboten, dieselben zu besuchen. Und doch geschieht es oft, daß dieses Verbot übertreten wird. Welches sind aber die Folgen? Hier ist ein Beispiel:

In der Gegend von Brünn lebte vor wenigen Jahren ein protestantischer Geistlicher, welcher als Prediger so beliebt war,

daß seine Kirche nicht nur von Protestanten, sondern auch von den Katholiken der Umgegend fleißig besucht wurde. Unter den katholischen Kirchenbesuchern zeichneten sich besonders die Bewohner eines Dorfes aus, welches unter die Gerichtsbarkeit des Bischofs von ... gehörte. Der Bischof, aufgebracht über diese Verletzung der Toleranzgesetze, schickte eine Botschaft an den protestantischen Pfarrer und ließ ihm auf eine gebieterische Weise, wie sie den Männern des Friedens eigen ist, andeuten, er solle keine Katholiken in seiner Kirche dulden, sonst würde er ihn zur Bestrafung anzeigen. Der Pfarrer, aufgebracht über die Anmaßung des Prälaten, antwortete, er könne den Leuten nicht an den Röcken ansehen, ob sie Protestanten oder Katholiken seien; wenn der Bischof seinen Unterthanen nicht gestatten wolle, die protestantischen Kirchen zu besuchen, so möge er es ihnen verbieten, er, der Pfarrer, habe nicht einmal ein gesetzliches Mittel in den Händen, diesen Besuch zu verhindern.

Am nächsten Sonntage fanden sich, wie gewöhnlich, die bischöflichen Bauern, jedoch auf einem Umwege, in der Kirche ein. Kaum aber hatte die Predigt begonnen, als ein Haufe von Bewaffneten in die Kirche trat und Miene machte, sich mitten unter dem Gottesdienste der gegenwärtigen Katholiken zu bemächtigen und sie gebunden und geschlossen von dannen zu führen; denn mehrere der Männer waren mit Stricken und Ketten versehen.

Die Hanaken*) lassen nicht mit sich spaßen. Kaum hatten die Bewaffneten sich Einem der Katholiken genähert, als auch schon in zwanzig Händen Messer blitzten, um der ihrer Kirche drohenden Beschimpfung zu begegnen. Die Gerichts-

*) So heißen die Bewohner eines Theiles von Mähren.

diener zogen sich bei dieser Demonstration zurück und begnügten sich, die Ausgänge zu besetzen. Nach beendigtem Gottesdienste, bei dem die Andacht gewiß nicht groß gewesen sein kann, wurden die Katholiken von den bischöflichen Schergen umringt und Einem nach dem Andern Ketten angelegt. Die Bevölkerung des Ortes aber, schon aufgebracht wegen der Störung ihres Gottesdienstes, betrachtete diese Handlung als eine neue Entweihung ihres Gottesackers, als einen Eingriff in ihre Rechte, und griff aufs Neue zu den Messern, um den Vorwitz der Bischöflichen zu bestrafen. Der ganze Haufe war in wilder Gährung und schon hatte man mehrere der Gerichtsdiener beim Kragen, als der Geistliche aus der Kirche trat und durch eine kräftige und ruhige Anrede seine aufgeregte Gemeinde zur Ruhe brachte. Er schilderte ihnen die Folgen ihres Beginnens und sagte, man müsse ein angethanes Unrecht nicht mit einem anderen vergelten, sondern den Gesetzen des Landes und der Gerechtigkeit Gottes die Strafe des Beleidigers überlassen, die ihn zeitig genug erreichen werde. Er wies auf die Geduld Christi, auf die Ergebung der Apostel hin, tröstete die Gefangenen und empfahl ihnen Gehorsam gegen ihre Obrigkeit. Kurz, er brachte es dahin, daß die Gerichtsdiener in der Ausübung ihres Amtes nicht gehindert wurden und man die armen Opfer des Pfaffenthums gebunden abführen konnte.

Anstatt dem Prediger für sein Benehmen zu danken, zeigte der Bischof, unter Entstellung des Herganges, die Sache höheren Ortes an und verlangte, daß der Pfarrer, wegen Aufreizung der Gemüther, vom Amte suspendirt würde. Von der Regierung erging der Befehl an den Superintendenten zu Brünn, den Pfarrer vom Amte zu entfernen. Der Superintendent erwiderte jedoch, er habe einen solchen Befehl nur von seinem Consistorium zu empfangen und zu befolgen. Nun

wurde die Sache in Wien anhängig gemacht und gab zwischen dem evangelischen Consistorium und der Regierung — oder Hofstelle, wie man mir sagte — Veranlassung zu wiederholten Conferenzen. Das Consistorium nahm die Parthei des Predigers und empfahl ihn dringend, sowohl wegen seiner Leistungen und seines exemplarischen Lebenswandels, als wegen seiner Besonnenheit, von welcher er gerade bei jenem Aufstande einen Beweis gegeben. Es schien, als ob die Regierung nicht Lust hätte, der Klage des Bischofs weitere Folge zu geben.

Da ließ sich plötzlich der sonst so besonnene Geistliche zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen: Er schrieb an einen Freund, einen katholischen Pfarrer der Umgegend, welcher schon seit Jahren auf einen vertraulichen Fuß mit ihm zu kommen gesucht und ihm allerhand Beweise von Liebe gegeben hatte, und theilte ihm den Vorfall mit, wobei er sich nicht enthalten konnte, einige harte aber wahre Worte über das Treiben des katholischen Clerus zu sagen. Der Katholik übergiebt diesen Brief dem Bischof, und dieser giebt ihn sofort zu den Acten. — Die Hofstelle spricht dem Wiener Consistorium ihr Bedauern aus, unter diesen Umständen den Pfarrer nicht schützen zu können und, zu der Zeit, wo mir diese Angelegenheit unter Angabe der Namen und actenmäßigen Details von einem der ersten Männer der protestantischen Kirche in der österreichischen Monarchie mitgetheilt wurde, erwartete der Pfarrer im Gefängnisse zu Brünn die Entscheidung seines Schicksals. —

Da derlei Sachen von Oesterreich aus nicht gern schriftlich besprochen werden, so habe ich über das Ende des Prozesses Nichts erfahren können. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß er nach einem längeren Aufenthalte im Gefängnisse von seinem Amte entfernt worden ist; denn obschon die katholische Geistlichkeit, sogar in ihren Dogmen, sich die Beschimpfung der

Protestanten ungestraft erlauben darf, so ist es doch diesen nicht gestattet, ein Urtheil über ihre Feinde zu fällen, und wäre auch jedes Wort darin durch Thatsachen zu erweisen.

Die protestantischen Kirchen dürfen keine Thürme haben, wahrscheinlich um auch äußerlich anzuzeigen, daß sie nur aus besonderer Gnade geduldet sind und keineswegs sich den katholischen gleichzuschätzen haben. — Man blicke hin, wohin man wolle, wo es katholischen Clerus giebt, giebt es auch Anmaßung und Herrschsucht. Und die armen, kurzsichtigen Könige geben sich zu den Werkzeugen dieser Herrschsucht her, beugen sich selbst vor der Kutte eines fanatischen Priesters und sind ungerecht gegen ihre protestantischen Unterthanen, die ihnen mit mehr Liebe und Treue anhängen, als die anderen. Oder sind etwa, nachdem die Reformation ausgegohren, in protestantischen oder in katholischen Ländern die meisten Revolutionen vorgekommen?

Die katholische Geistlichkeit beabsichtigt, in Ländern, wo sie schon die Oberhand hat, die Protestanten auszurotten, und in solchen, wo sie die Oberhand noch nicht hat, dieselbe baldigst zu gewinnen. Und wir guten Schaafe von Protestanten, die wir immer das Wort Toleranz im Munde führen und ihnen ihre Kirchen bauen helfen, weil es die Toleranz mit sich bringt, oder es einem Könige Freude macht, — wir geben ihnen die Waffen dazu selbst in die Hände, durch unsere Lauheit, durch unsere Nachgiebigkeit, durch unsere eigenen Zwistigkeiten, durch die Gleichgültigkeit unserer Prediger, welche zufrieden sind, wenn sie eine hübsche Stelle erwischt haben und als ächte Männer des Friedens sich's bequem machen auf dem Armstuhle der Toleranz. Man sei tolerant gegen die Katholiken, das ist Pflicht, man kümmere sich nicht um ihre Art selig zu

werden; was geht sie uns an? Aber man sei nicht tolerant gegen die Intoleranz ihrer Priester. Die Geduld, mit der wir uns die Uebergriffe der katholischen Geistlichkeit gefallen lassen, ist eine sträfliche Unthätigkeit, die zum Verderben führt. Wer immer und immer einen Fuß breit auf seinem Terrain zurückweicht und es dem Feinde Preis giebt, der verliert zuletzt Alles. Es ist nicht die Macht des Feindes, welche uns gefährlich wird, — denn diese ist durch die allgemeiner gewordene Aufklärung, durch die Geistesrichtung der Zeit längst gebrochen —; es ist seine hartnäckige, zähe Ausdauer im Kampfe und unser Erschlaffen, unsere Lauheit. Diese Lauheit ist aber auch der Grund, auf welchem die Feinde bauen, wenn wir auch das Gebäude nicht deutlich vor uns sehen. Sie bauen langsam, für Jahrhunderte; sie bauen im Finstern, aber es tragen Viele Steine zu zu dem Baue, und Kinder und Kindeskinder werden in diesem Zutragen erzogen und das Bauen geht rüstig fort, wenn wir schon lange die Geduld am Zusehen verloren haben.

Mit großer Klugheit bemächtigen sie sich weniger der Bäume, als des Saamens. Die Bäume sind hart und steif, es ist mit ihnen nicht viel mehr anzufangen. Jedes in gehörig vorgerichteten Boden gesäete Saamenkorn, jedes frühzeitig gebogene Stämmchen verspricht Gehorsam und eine neue reiche Saat gehorsamer Stämmchen. — Man geht unseren Kindern zu Leibe. Die Reverse, die in katholischen Ländern jeder protestantische Ehegatte ausstellen muß, seine Kinder in der katholischen Religion erziehen zu lassen; die Reverse, die man auch bei uns in Sachsen schon die Frechheit gehabt hat aus der Tasche zu ziehen, in der man sie lange verborgen gehalten, sie sind die Werkzeuge, mit denen die Feinde arbeiten. Außer dem angegebenen Zwecke aber hat die päpstliche Hierarchie noch

einen anderen: Man will durch die Leichtigkeit, mit der unter hundert gemischten Ehen neunundneunzig Protestanten diese Reverse unterzeichnen, beweisen, wie gleichgültig die Religion den Protestanten selbst ist. Um auf desto geringeren Widerstand zu stoßen, achtet man sogar wenig darauf, ob die Kinder dann wirklich in der katholischen Religion erzogen werden, oder nicht. Mancher unterzeichnet nur, indem er denkt, er könne es doch noch machen wie er wolle. Allein die Zahl der neunundneunzig wird voll, und sie soll am Ende beweisen, daß die Protestanten sich wenig aus dem Toleranzedicte und ihrer Gewissensfreiheit machen.

Welche Hoffnung gründet man nun aber auf diesen Beweis?

Schon vor mehreren Jahren hielt der katholische Clerus in Oesterreich seinen Plan, das Toleranzedict aufheben zu lassen, für reif. Man traute auf die Glaubensfestigkeit des Kaisers Franz und übergab ihm, nachdem man ihn hinreichend bearbeitet zu haben glaubte, diejenigen Papiere, welche dem Kaiser die Nothwendigkeit und Gefahrlosigkeit dieses Treubruches wahrscheinlich machen sollten. Der Kaiser schien dem Projecte nicht abgeneigt und übergab die Papiere dem Minister des Innern, dem Grafen Kolowrat. Dieser stellte dem Kaiser augenblicklich die Folgen vor, welche eine solche Tyrannei haben würde und bestimmte denselben für den Augenblick, die Sache auf sich beruhen zu lassen, durch die Aeußerung „daß er bei Aufhebung des Toleranzedictes nicht für die Ruhe des Staates stehen möge." — Die katholischen Italiener machten dem Staate so viel zu schaffen, daß man es für gerathen hielt, die protestantischen Deutschen in Ruhe zu lassen! — Der Graf Kolowrat soll übrigens nicht blos aus Politik, sondern auch aus Humanität und Rechtsgefühl dem Willen des Clerus ent-

gegengetreten sein und die bekannten Papiere mit den Worten in einen Schubkasten seines Arbeitstisches gelegt haben: „Da liegt; so lange ich lebe, kommt ihr nicht wieder zum Vorschein.“

Begreift Ihr nun, meine protestantischen Brüder, begreift Ihr nun den Nutzen der Reverse? Die neunundneunzig Unterschriften vom Hundert, durch Zahlen dargethan, sollen beweisen, daß die Protestanten keine Rebellion anfangen werden, wenn man ihnen die durch Vertrag zugestandene Freiheit ihrer Religionsübung plötzlich raubt. Wollt Ihr es ruhig abwarten, bis der König von Preußen ihnen zu Hülfe kommt? O, wartet nicht so lange, bis es zu spät ist, *wahre jeder Einzelne seine Rechte*. Durch unsere Lauheit gehen wir zu Grunde, wenn wir zu Grunde gehen. *Es stehe Einer für Alle, und Alle für Einen*; dann mögen sie immer toben im Finstern: sie thun uns Nichts; das Licht bricht sich seine Bahn und immer klarer wirds in dieser Welt, die zu etwas Besserem geschaffen ist, als zu einem Tummelplatz finsterer Leidenschaften, zu Pfaffentrug, Pfaffenlist und Pfaffentyrannei.

Warum aber weigern sich die Protestanten nicht, die Reverse zu unterzeichnen? Weil man ihnen dann die Trauung versagt.

Der Baron von R........, einer der reichsten Männer Wiens, wollte die Tochter des Vicepräsidenten von H— heirathen. Er ist Protestant; die Braut katholisch. Alle Vorbereitungen zur Hochzeit, wie sie in großen Häusern gewöhnlich sind, waren gemacht, Gäste geladen, die beiden Familien versammelt, das Brautpaar erwartete die Einsegnung des katholischen Priesters, ohne welche jede gemischte Ehe ungültig ist. Da brachte dieser erst seinen Revers vor und verlangte, der

Baron sollte unterschreiben. Absichtlich hatte der schlaue Pfaff bei seinen früheren Gesprächen mit der Braut oder den Eltern dieses Reverses niemals Erwähnung gethan: er hoffte, daß bei recht weit vorgeschrittenen Anstalten der Bräutigam, als eifriger Protestant bekannt, weniger Schwierigkeiten machen würde. Darin hatte er sich aber geirrt: der Baron verweigerte entschieden die Unterschrift, und der Pfarrer die Trauung. Im November 1839 waren es gerade Dreivierteljahre, daß die unausgesetzten Bemühungen der beiden angesehenen Familien des Brautpaares über den Eigensinn der katholischen Priesterschaft noch Nichts vermocht hatten und die beiden Liebenden noch immer auf ihre Vereinigung warteten.

Warum geht die katholische Braut nicht zur evangelischen Kirche über und macht dadurch allen solchen Scheerereien ein Ende?

Dazu gehört, daß sie ihren Bräutigam außerordentlich liebt, daß ihr eine hinreichend vorurtheilsfreie Erziehung zu Theil geworden und daß ihr von Seiten ihrer Familie nicht zu große Hindernisse entgegen gesetzt werden. Es ist selbst für den, der von der Nothwendigkeit eines solchen Schrittes überzeugt ist und über religiöse Gegenstände ganz unbefangen urtheilt, gewiß kein leichtes Ding, die Religion zu verlassen, in der seine Väter selig geworden, in der es seine Verwandten und Freunde noch zu werden hoffen, und zu einer Secte überzutreten, die man sich bemüht hat ihm stets als ewig verdammt erscheinen zu lassen. Man bedauert die Braut, daß sie nicht getraut werden kann; man tadelt und vermeidet sie, sobald sie zum Protestantismus übertritt.

Allein gewinnt die Braut es auch über sich, aus Liebe zu dem Freunde ihres Herzens, der ihr Alles, was sie verliert, zu ersetzen verspricht, diesen wichtigen Schritt zu thun, so

beginnt eine neue Seelenquälerei, welche von der katholischen Geistlichkeit auf die intrikateste und hartnäckigste Weise durchgeführt wird.

Man nimmt an, daß jeder Katholik, welcher seine Religion zu verlassen beabsichtigt, seinem ewigen Verderben entgegen geht und weder den Werth seiner eigenen, noch die Irrthümer der protestantischen Religion hinreichend kenne. Es ist deshalb für jeden solchen Abtrünnigen ein sechswöchentlicher Unterricht in seinen bisherigen Glaubenslehren gesetzlich angeordnet, ehe er zu einem anderem Glauben übertreten darf. Der Geistliche, welcher diesen Unterricht zu geben hat, wird vom Bischof des Sprengels, zu welchem die Braut u. s. w. gehört, abgeordnet. Man begreift, daß der Bischof nicht den Einfältigsten seiner Leute wählt, sondern stets Einen, der sich auf dergleichen Seelenquälerei versteht und dem es wahrscheinlich gelingt, die verblendete Braut von ihrem Vorhaben, wenn auch nicht von ihrer Liebe abzubringen. Wie viele Millionen Thränen mögen da schon geflossen sein, zur Ehre des Herrn? Nein, wahrlich nicht: zur Schande einer Geistlichkeit, die sich ausschließlich Diener der alleinseligmachenden Kirche, Diener einer Religion nennt, deren Grundsätze uns zur Liebe, Eintracht und zum Glücke führen und die von dieser Geistlichkeit zu den eigennützigsten Zwecken benutzt wird.

Bei welcher Religion ist dies aber nicht der Fall gewesen? Ueberall, wo der Clerus Macht in die Hände bekommen, ist er auch der Schrecken der Völker gewesen. Man frage die Geschichte. — Hat Euch denn Christus durch sein Beispiel gezeigt, daß Ihr auf Thronen sitzen, Euch in Sammet und Seide kleiden, Heere von Dienern und Hofschranzen um Euch versammeln, ganze Regimenter Carabinieri zu Pferde sitzen

lassen, voll Aufgeblasenheit die Herren der Welt machen sollt, anstatt die bescheidenen, wohlwollenden, Liebe und Versöhnung verkündigenden Diener seiner göttlichen Lehre zu sein?! — — So sind sie aber, die Geistesfürsten, und so sind sie immer gewesen! Habt also Acht! —

Setzt der Bischof voraus, daß die Braut sehr hartnäckig auf ihrem Vorsatze beharren werde, so werden noch allerhand Kunstgriffe angewendet, um ihren Willen zu beugen oder den Uebertritt derselben so weit hinauszuschieben, bis entweder sie oder der Bräutigam die Geduld verlieren und Eines oder das Andere einen neuen Gegenstand seiner Neigung unter seinen Glaubensgenossen findet, wozu natürlich von Seiten der Verwandten alles Mögliche beigetragen wird. — Diese Kunstgriffe bestehen nun etwa in Folgendem:

Die katholische Braut, welche zum Protestantismus übertreten will, soll sechs Wochen Unterricht in ihrer Religion erhalten*). Diese sechs Wochen haben jede 7 Tage, macht 42; jeder Tag hat 24 Stunden, macht 1006 Stunden. Giebt nun der Prediger jeden Tag eine Stunde, so hat er schon beinahe drei Jahre lang Unterricht zu geben, ehe derselbe beendigt ist. Oder er hat einige Male nicht Zeit, so daß er etwa in vierzehn Tagen eine Stunde geben kann; oder er wird, wenn seine Er-

---

*) Dagegen kann jeder Protestant, ohne diese Vorbereitung, sogleich zur katholischen Religion übertreten. Denkt man an die Formen eines solchen Uebertrittes, an das Abschwören des alten Glaubens u. s. w., so sollte man meinen, eine Vorbereitung sei hier doppelt nothwendig. Daß sie nicht Statt findet, ist ein gemeiner Kunstgriff der herrschenden Parthei, welche nur gezwungen dem Gegner ein Recht einräumt und sich jedes Mittels bedient, ihren Zweck zu erreichen.

mahnungen Nichts geholfen, unter dem Vorwande der Unfähigkeit entfernt und das Mädchen einem Gewandteren übergeben, der die Quälerei von Vorn anfängt*). Auf diese Weise geht ein Monat, ein Jahr nach dem anderen hin. Wer mag es den jungen Leuten verdenken, wenn sie die Geduld verlieren. Es ist kaum glaublich, daß man durch solche jesuitische Kunstgriffe den Uebertritt einer Katholikin dreizehn Jahre lang verzögert hat! Und das sind Menschen, die uns die Sünde vergeben, ohne deren Hülfe wir nicht selig werden sollen! —

Ich wiederhole nochmals, daß ich diese Nachrichten aus dem Munde von Männern habe, welche vermöge ihrer hohen Stellung genau davon unterrichtet sein mußten und wegen ihres respectablen Charakters unbedingten Glauben verdienen. Ich habe kein Iota hinzugefügt und könnte noch eine Menge Beispiele von Uebergriffen der katholischen Geistlichkeit, ihrer Intoleranz, ihrer Grausamkeit erzählen, wenn dergleichen Dinge nicht bekannt genug wären.

Glücklicherweise hat das kaiserliche Haus sich immer noch nicht von den Geistesbändigern unterjochen lassen und durch sein Beispiel bewiesen, wie wenig es an eine Verdammung der Protestanten glaubt. Nicht nur darf der Papst in den österreichischen Staaten ohne vorgängige Erlaubniß der Regierung irgend Etwas nicht anordnen oder publiciren**), sondern die

---

*) Diese Wiederholung des Religionsunterrichts, oder dieser geistigen Marter, ist gesetzlich begründet bei „hartnäckiger Verstocktheit", d. h. wenn der Katholik sich in seinem gefaßten Entschlusse durch die Ueberredungskünste des Pfaffen nicht irre machen läßt.

**) Er darf nicht ein einziges Individuum excommuniciren ohne Zustimmung des Kaisers.

Erzherzöge von Oesterreich heirathen auch ohne Gewissensscrupel protestantische Prinzessinnen. Zwei Brüder des Kaiser Franz, Karl und Joseph, hatten Gemahlinnen evangelischen Glaubens; der Letztere sogar hinter einander drei, welche sämtlich nicht katholisch waren: die Erste gehörte der griechischen, die Zweite der reformirten und die Dritte der lutherischen Kirche an. — Bei dem Tode der Gemahlin des Erzherzog Karl sollte, wie es bei den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses gewöhnlich ist, in der Stephanskirche eine Todtenfeier über die Reste der Verewigten abgehalten werden. Der päpstliche Nuntius schickte den Erzbischof von Wien zum Kaiser und ließ diesem Vorstellungen über das Unpassende des protestantischen Gottesdienstes in einer katholischen Kirche machen. „Sagen Sie dem Nuntius, die Sache ginge ihm Nichts an", erwiderte der Kaiser; „die Erzherzogin muß beigesetzt werden, wie ich befohlen habe." Und dabei blieb es. Der protestantische Gottesdienst wurde in der katholischen Stephanskirche abgehalten, vom lutherischen Superintendenten die Leichenrede gesprochen und dann die Leiche in das kaiserliche Begräbniß des Kapuzinerklosters gebracht. *)

In Wien wurde mir erzählt, daß auch die Kapuziner Schwierigkeiten gemacht und erst dann zur Aufnahme der Leiche ihre Einwilligung gegeben haben, als der Kaiser den herbeigerufenen Superior hart angefahren und ihm gedroht habe, den Orden im ganzen Reiche aufzuheben, wenn man nicht augenblicklich seinen Willen thue. — Doch mag ich diesen

---

*) Man vergleiche: Turnbull, Oesterreichs sociale und politische Zustände. Leipzig 1840. S. 60.

letzten Umstand nicht verbürgen, obschon er mir an verschiedenen Orten erzählt wurde.

Dergleichen Scenen, und wenn es sich nicht um Mitglieder des Kaiserhauses handelt, etwas skandalöser durchgeführt, kommen sehr oft vor. In Prag begrub man 1838 einen protestantischen General auf dem katholischen Kirchhofe, wobei der evangelische Prediger im schwarzen Frack eine Rede am Grabe hielt*). Der nahe wohnende katholische Kaplan störte die Feierlichkeit durch unpassende Reden zum Fenster heraus. In der Umgegend von Grätz war 1839 etwas Aehnliches vorgekommen. Man braucht nur einen Protestanten in Oesterreich zu fragen und er wird gewiß nicht in Verlegenheit um ein Paar solche Geschichten sein.

Mitunter treiben die Herren es so weit, daß ihre eigenen Glaubensgenossen stutzig werden. In einem Dorfe bei Grätz lebte ein Mann von unbescholtenem Rufe, der sich jedoch mit seiner Frau nicht vertrug, da sie durch ihr herrisches Wesen und ihre übrigens geringe Liebenswürdigkeit dem Mann das Leben zur Hölle machte. Er jagte sie endlich, des ewigen Haderns müde, aus dem Hause und nahm eine Haushälterin, welche, da zufällig keine Häßliche zu bekommen war, recht hübsch aussah. Die Ehefrau wurde wüthend und verklagte ihren Mann beim Pfarrer, welcher ihm ohnehin nicht gewogen war, da er allerhand freisinnige Ideen an ihm bemerkt hatte. Der Pfarrer ließ den Mann zu sich kommen und scheuerte ihn gewaltig, worauf er ihm peremptorisch befahl, seine Haushälterin fortzuschicken und seine Frau wieder ins Haus zu nehmen. „Das werde ich thun", antwortete trocken der

*) Im Banat darf sich kein protestantischer Geistlicher an geweihter Stätte sehen lassen.

Mann, „sobald der Herr Pfarrer seine hübsche Haushälterin auch entlassen haben wird. Die Leute halten sich darüber auch auf, und wenn Sie keinen Scandal in der Gemeinde haben wollen, so müssen Sie ihn nicht erst geben. Wollen Sie es übrigens auf ein Jahr mit meiner Frau versuchen, so stelle ich es Ihnen frei. Halten Sie es nur sechs Monate mit ihr aus, so will ich sie Zeit Lebens wieder annehmen.“ Der Pfarrer wüthete, wie es einem Christen geziemt. Er schwor dem Manne Rache, daß er es gewagt auf sein Verhältniß mit der „hübschen“ Haushälterin anzuspielen. Bei Lebzeiten konnte er ihm nicht beikommen. Da starb der Mann zu seiner Freude und der Pfarrer benutzte diesen Tod, um dessen Asche zu beschimpfen: er verweigerte ihm ein ehrliches Begräbniß. Die Gemeinde wendete sich mit den besten Zeugnissen des Wohlverhaltens des Verstorbenen an die Regierung (Landesstelle) in Grätz, und diese erließ den Befehl, der Mann solle ehrlich begraben werden. Der Pfarrer respectirte den Befehl nicht und der Leichnam blieb liegen. Endlich erbot sich ein Feldprediger, der eigenes Vermögen genug besaß, um unabhängig leben zu können, dem Todten die letzte Ehre zu erweisen. Er begleitete den Leichenzug im schwarzen Frack und hielt am Grabe eine donnernde Rede über den Fanatismus und die Intoleranz seines Clerus und über die strafwürdige Nachsucht seines geistlichen Mitbruders, welche Dieser auf höchst unchristliche Weise Jahre lang genährt und in der er durch seine Vorgesetzten in Grätz noch unterstützt worden war, die sein Beginnen mit der Leiche nicht nur billigten, sondern sogar lobten. Zuletzt erklärte er, er sei es müde, sich länger zum Werkzeuge kirchlicher Intriguen brauchen zu lassen, lege mit dem Bekenntnisse seiner Ansichten zugleich sein Amt nieder und trete zum evangelischen Glauben über. Die ganze Gemeinde rief ihm Beifall zu und beschloß fast

einmüthig, seinem Beispiele zu folgen. Die Sache machte jedoch Schwierigkeiten, ich weiß nicht recht, weswegen, und noch war die Erlaubniß zum Uebertritte nicht ertheilt, als ich Grätz verließ.

Man sieht aus dem vorstehenden Zuge, daß „die Feuersbrunst“ auch hier „zum Löschen leuchtet“ und daß wir, die Fortschritt und Aufklärung wünschen, Nichts zu fürchten haben, wenn wir feststehen im Kampfe und ruhig fortschreiten auf der rechten Bahn. Nicht von der siegenden Kraft der uns feindlichen Grundsätze und Umtriebe droht uns die größte Gefahr, sondern von unserer eigenen Lauheit und Zerrissenheit.

Denn was thut der Protestantismus, um sich zu schützen vor der Tyrannei der katholischen Priesterschaft? Wenn in Schweden ein armer Maler, dem man in Rom den Kopf verdreht, seiner bürgerlichen Rechte, seines Vermögens beraubt und aus dem Lande verwiesen wird, weil er zur katholischen Religion übergegangen; wenn Ihr in Leipzig um leerer unverständlicher Worte willen eine Spaltung herbeiführt; wenn Ihr in Baiern geduldig schweigt, da man Euch verbietet, Unterstützung zum Aufbau Eurer Kirchen anzunehmen; wenn Ihr in Preußen durch das Protectorat Eures Königs Euch abhalten laßt, an der Einheit der evangelischen Kirche mit zu arbeiten; wenn Eure Priester entweder gleichgültige Zuschauer in einem Kampfe abgeben, wo sie thätig sein sollten, oder durch Heimlichthuerei und Gleißnerei sich der alten von Schlacken noch nicht gereinigten unverständlichen und untröstlichen Lehre hinneigen; wenn Eure kirchlichen Ceremonieen zu eigennützigen Zwecken gemißbraucht werden, wenn Eure Geistlichen ein wenig erbauliches Leben führen;

wenn Ihr die Philosophie zu unnützen Grübeleien benutzt, anstatt Euch von ihr die Köpfe aufräumen zu lassen, damit die Vernunft ihren Thron darin aufschlagen kann; wenn Ihr die Frömmigkeit aus dem Kreise Eurer Familien verbannt und immer und immer nur irdischen Vergnügungen, irdischen Gütern und irdischen Würden nachjagt; — meint Ihr, daß Ihr dann fest steht? meint Ihr, daß Ihr auf der rechten Bahn seid? meint Ihr, daß ein kluger, listiger, stets wacher Feind Euch nicht beikommen könne, wenn Ihr ihm so viele verwundbare Stellen zeigt?

Nein, nein. — Wachet und betet, haltet Euch gleich entfernt vom Aberglauben, d. h. vom Glauben an Dinge, denen Euere gesunde Vernunft widerstreitet, und vom Unglauben. Seid Christen! Haltet am Geiste der christlichen Lehre fest, an der Liebe, die sie befiehlt, und nicht am Buchstaben. Laßt Euch nicht durch Finsterlinge irre leiten, denen unnütze Wortklauberei lieber ist, als praktische christliche Weisheit; die Euch nach Amerika locken und Euch unter dem Mantel der Heiligkeit betrügen, wie Stephan es gethan. Laßt aber auch nicht ab von der Lehre des Herrn, von der reinen Lehre Christi, wie er sie selbst Euch gab, wie sie ist, einfach, liebeverkündend und voll Weisheit. Ohne dieses Festhalten am reinen Glauben wäre die Reformation der Menschheit nie geworden, was sie geworden ist. Laßt Euch die Vernunft erleuchten, und sie wird Euch schon recht führen; mit ihrer Hülfe wird schon einmal Ein Hirt und Eine Heerde werden; das Festhalten an unverständlichen Glaubenssätzen, die der gesunden Vernunft widerstreiten, kann nur zur Fortdauer der Spaltungen dienen, bei denen jede Parthei die Blindheit der anderen belacht und bedauert. Glaubt Ihr denn, der Himmel habe Euch das Licht gegeben, um es

unter den Scheffel zu stecken? Was würdet Ihr zu Einem sagen, der am hellen Tage der Allen scheinenden Sonne durch Schließen der Fensterläden den Eintritt verwehrte, um sich ein Lichtlein für sich anzustecken? Gleichen nicht viele Glaubenssätze solchen Lichtlein, die aufhören zu scheinen, wenn sie verbrannt sind, oder bei denen man immer neues Oel zugießen muß, um sie zu erhalten, während die Sonne der Vernunft ewig leuchtet, wie die Alles belebende Sonne am Firmament?

Es giebt unter Protestanten und Katholiken mehr Leute, als man denkt, die das ihnen gegebene Lichtlein nicht mehr brennen mögen, sondern an der allgemeinen Sonne Licht und Wärme holen wollen. An ihr wird der Glaube an die Weisheit und Güte Gottes erst Ueberzeugung, das Leiden und der Tod des großen Stifters unserer göttlichen Religion erst ein Verdienst. Hört also auf, Ihr Geistlichen, Versteckens mit uns zu spielen: gebt der Vernunft die Ehre, wie es die Aufgeklärten unter dem Volke verlangen, und erlaubt auch ihnen, an Euern Vorträgen mit Andacht und Erbauung Theil zu nehmen.

Glaubt Ihr, der Religion zu schaden, wenn Ihr auch der Vernunft ihr Recht einräumt? O, nein; lebt nur so, wie Euer schöner, heiliger Beruf es Euch befiehlt, und wir wollen sehen, was einen größeren Eindruck beim Volke macht: ein vernunftgemäßer Glaube und eine exemplarische, würdige Aufführung, oder unverständliche Lehren und ein unordentliches Leben. — Ich habe da auf gutes Glück hin ein Dutzend Geistlicher, die ich kenne, ohne alle Auswahl auf einen Zettel geschrieben und darunter nur Zwei gefunden, durch die ich mir Vergebung meiner Sünden verheißen lassen möchte. Ist dies

ein trauriger Zufall, oder geht es anderen Leuten auch so, die den Versuch machen wollen? Das wäre freilich schlimm, und wir stünden auf sehr schwachen Füßen.

Jedenfalls möchte es gut sein, unser Heil nicht von unserer Geistlichkeit allein zu erwarten; denn diese ist nicht nur im Allgemeinen ziemlich unthätig, sondern sogar die Besseren unter ihr begünstigen das katholische Treiben, wenn ihr Vortheil es mit sich bringt, oder sie Gelegenheit haben, einem angesehenen Katholiken den Hof zu machen.

Ich will nur ein Beispiel aus ganz neuer Zeit mittheilen: Ein guter Freund von mir wurde zu einer Conferenz eines Zweigvereines der Zwickauer Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Volksschriften eingeladen. Der Vorsteher war einer der geachtetsten Geistlichen des Ortes, der eine Zeit lang auf energische Weise sich bemühete, in seiner Gemeinde und bei seinen Zöglingen auch in Religionssachen der gesunden Vernunft Eingang zu verschaffen, und deshalb nicht selten bei den hohen geistlichen Behörden und bei seinen Amtsbrüdern anstieß. Nach und nach war er etwas vorsichtiger geworden, und es war ihm gelungen, sich mit den hohen geistlichen Behörden, denen wohl etwas zu sehr an der Aufrechthaltung der symbolischen Bücher u. s. w. gelegen ist, wieder auf etwas besseren Fuß zu setzen. Das ist ihm nicht gerade übel zu nehmen; denn auch ein Geistlicher will leben, und ohne eine gewisse Unterwürfigkeit unter die bestehenden Kirchensatzungen möchte es doch auch nicht ganz gut gehen. Nur langsam gedeiht das Gute; aber vorwärts muß es gehen, nie rückwärts. — Der Zwickauer Vereinsvorstand hatte nun beschlossen, „Nieritz's Protestantische Salzburger" unter die zu vertheilenden Schriften aufzunehmen. Der Gegenstand ist

historisch und es schadet gewiß Nichts, wenn wir Protestanten es nie vergessen, daß ein katholischer Fürst auf eine unbarmherzige Weise dreißigtausend seiner besten Unterthanen von Haus, Hof und Vaterland vertrieb, weil sie ihren Gott nicht auf die Weise anbeten wollten, wie er es befohlen. Der Wahrheit stets die Ehre, ohne Ansehen der Person! Bedecken wir die bösen unchristlichen Thaten unserer Gegner mit Vergessenheit, so wird das Volk leichter ihren gleißnerischen Einflüsterungen Gehör geben und die Pfeiler der Gewissensfreiheit bald wankend werden. — Der Pastor war jedoch anderer Meinung: er war in einer vornehmen katholischen Familie gern gesehen und gab Unterricht in derselben, für den er gut bezahlt wurde. Das Haupt dieser Familie war Mitglied des Zweigvereines und zahlte einen Beitrag von zwei Thalern jährlich. Uebrigens war dasselbe einer der aufgeklärtesten und vorurtheilsfreiesten Katholiken, der gern alles Gute ohne Unterschied förderte und gewiß in geistiger Hinsicht viel zu hoch stand, als daß er an einer Verbreitung der Nieritz'schen Schrift den mindesten Anstoß hätte nehmen sollen. Der Pastor dachte aber anders und schlug den anwesenden Mitgliedern des Vereines vor, den Hauptvereinsvorstand gemeinschaftlich zu bitten, von dem Ankaufe der „Protestantischen Salzburger" abzustehen, weil der Herr von *** Anstoß daran nehmen und — vielleicht dem Verein seine Unterstützung entziehen könnte. Die Anwesenden, theils von Respect gegen den abwesenden Herrn von *** durchdrungen, der diesen gewiß verdiente, theils von dem besseren Urtheile des geachteten und geistig bevorzugten Pastors überzeugt, waren von der Nothwendigkeit und Weisheit der vorgeschlagenen Maßregel überzeugt und stimmten sofort gefälligst dafür. Unter ihnen Allen — lauter Protestanten — wagte es nur mein Freund, dagegen zu protestiren.

Seine Protestation wurde aber, da er in socialer Hinsicht den meisten der Anwesenden nachstand, kühl aufgenommen oder mit dem Grunde, daß der Verein zunächst das Beste des Vereins im Auge zu behalten habe und diesen nicht der Gefahr aussetzen dürfe, einen so bedeutenden Beitrag zu verlieren, zurückgewiesen. Die Protestation des Einzelnen, der vergebens versicherte, man thue dem Herrn von *** Unrecht, wenn man ihn so engherziger Gesinnungen fähig halte, half Nichts: man war von einer Seite entschlossen, dem Herrn von *** den Hof zu machen, und Viele der anwesenden Mitglieder benutzten die ihnen gebotene Gelegenheit, sich dem Vorsitzenden zu diesem Zwecke anzuschließen. Ich glaube nicht, daß der freisinnige Mann es ihnen besonderen Dank gewußt hat; wenigstens hat er meinen Freund, welcher auf eigene Kosten mehrere Exemplare der „Protestantischen Salzburger" zur unentgeldlichen Benutzung für das Volk anschaffte und dies bekannt machte, seitdem stets mit freundlicher Achtung behandelt und ihm Aufmerksamkeiten erwiesen, die Jener kaum von niedriger stehenden Personen erwartet hätte*).

Ein großer Uebelstand in der protestantischen Kirche ist übrigens die Einrichtung, daß unsere Geistlichen für ihre Amtsverrichtungen, und gerade für die heiligsten derselben,

*) Wenn ich den Namen meines Freundes nicht nenne, so geschieht dies nicht etwa, weil er sich fürchtet, bekannt zu werden, sondern weil er gern Andeutungen vermeiden möchte, welche die anderen bei dieser Sache Betheiligten errathen lassen könnten. Er selbst tritt gern für eine öffentliche Sache öffentlich auf, wenn es nothwendig ist, und bittet, man möge ihm diese Mittheilung nicht gar zu tief anrechnen, da er sie aus keinem anderen Grunde macht, als weil es sich um das Wohl und den Fortschritt einer Sache handelt, der von so vielen Seiten Gefahr droht.

von denjenigen Individuen, welche daran Theil nehmen, sich bezahlen lassen und das Geld selbst eincassiren müssen, ja daß überhaupt der Geldpunkt eine Sache ist, um deren Einzelnheiten sie sich gezwungen sehen, sich persönlich zu bekümmern. Setzen wir unsere Geistlichen nicht herab, indem wir ihnen zumuthen, mit derselben Hand, die eben den Segen austheilte, das Beichtgeld in Empfang zu nehmen und wenn die Hand voll ist, es in die Hosentasche zu stecken; wenn derselbe Mund, der uns Barmherzigkeit predigte, harte Worte gegen einen Unglücklichen aussprechen muß, der das Begräbnißgeld für seine gestorbene Frau, für seine ihm entrissenen Lieblinge nicht bezahlen kann?*) Manchmal ist er es auch ohne Noth, denn unter den Geistlichen giebt es eben so gut herzlose Menschen, wie in den anderen Ständen. Allein mit oder ohne Herz, der protestantische Geistliche ist dazu verurtheilt, in ewigem Conflicte mit seinen Beichtkindern zu leben, um das zu erhalten, was ihm gesetzlich zukommt. — Warum bringen die Gemeinden nicht einen festen Gehalt des Pfarrers durch eine Einkommensteuer unter sich auf und bezahlen ihm diesen Gehalt in monatlichen oder vierteljährlichen Raten? Es würde durch diese Maßregel zugleich die gegen zu reich gesegnete Familienväter begangene himmelschreiende Ungerechtigkeit vermieden

*) Die Vertheilung der Lasten, welche zur Erhaltung der Geistlichkeit dienen, ist, so wie sie jetzt Statt findet, eine Ungerechtigkeit. Der Hagestolz, reich oder arm, giebt fast Nichts; der Vater, dessen Ehe der Himmel mit Kindern gesegnet hat, muß in demselben aufsteigenden Verhältnisse, in welchem die Zahl derselben und ihre Erhaltung seine Kräfte erschöpft, auch die Geistlichkeit, Kirche und Schule erhalten helfen. Und der Geistliche ist oft genöthigt, hart zu sein, wenn seine und seiner Kinder Existenz nicht selbst bloßgestellt werden soll.

und dem Geistlichen eine ehrenhaftere Stellung angewiesen, die seiner Würde und der Religion, deren Lehrer er ist, nur nützen könnte, ohne der Gemeinde irgend einen Nachtheil zuzufügen.

Die Gewohnheit, dem Seelsorger Beichtgeld einzuhändigen, entwürdigt die heilige Handlung an und für sich schon; allein sie führt auch zu allerhand Mißbräuchen und wird zur Speculation von Seiten der Geistlichen, welche durch die Vorzüge, die sie den Besserzahlenden zu Theil werden lassen, ihre Einnahme zü steigern wissen. Hiervon Ein Beispiel:

Einer meiner Bekannten, der nach einem bewegten Leben und einer sorgenvollen Vergangenheit zu einer ruhigeren und etwas bequemeren Existenz gelangt war, hatte seinem Beichtvater, bei seiner zweimaligen Communion im Jahre, samt Frau, lange das gewöhnliche Beichtgeld, wie er es von Anderen gesehen, bei der Beichte eingehändigt und, obwohl ihm diese Einrichtung stets mißfiel, doch nie einen eigentlichen Anstoß daran genommen. Da sich durch Fleiß und Betriebsamkeit seine Verhältnisse etwas gebessert hatten, so wünschte er, dem Beispiele seiner wohlhabenderen Bekannten zufolge, auch dem Beichtvater etwas mehr als das bisherige Viergroschenstückchen zu geben und sandte ihm daher, als er die Communion bestellte, einen Thaler. Er freuete sich, hierdurch, wenigstens für seine Person, des Geldgeschäfts bei der Beichte überhoben zu sein, und ging am anderen Morgen wohlgemuth und gut vorbereitet zu der heiligen Handlung nach der Kirche. Nachdem einige Verse des gewöhnlichen Liedes gesungen worden, gab der Kirchner das gewöhnliche Zeichen und die Beichtenden machten sich auf den Weg nach der Sakristei. Mein Freund war zufällig mit seiner Frau der Letzte, oder vielmehr nicht zufällig, sondern weil er an heiliger Stätte gern bescheiden

zurückblieb. Als er sich der Thür der Sakristei näherte, winkte ihn der Kirchner höflich zurück. Er glaubte, die Zahl der Beichtenden wäre zu groß und er solle sich einer zweiten Abtheilung anschließen, trat also in seinen Stand zurück und wartete, bis man ihn rufen würde. Nachdem die erste Abtheilung absolvirt war und der Geistliche seine Groschen und Zweigroschenstückchen in der Hosentasche richtig verwahrt hatte, winkte der Kirchner meinem Freunde und dessen Frau, einzutreten. In der Meinung, daß von irgend einer anderen Seite her noch mehrere Personen folgen würden, folgte er dem Winke. Wie erstaunte er aber, als er sich mit seiner Frau in der Sakristei allein befand und nun für seinen Thaler eine besondere Rede, eine besondere Beichte erhielt! Er hatte nicht daran gedacht, daß man eine der heiligsten Ceremonieen der christlichen Kirche zu einer Geldspeculation herabwürdigen könne. — Anstatt auf die Rede des Pfarrers zu achten, verirrte sich sein Geist zu Grübeleien über den Grund dieses plötzlichen Alleinbeichtens. Es fiel ihm ein, daß er bisher immer nur mit armen Leuten zusammen gebeichtet und daß man ihm gesagt hatte, die Vornehmen ließen sich an einem Wochentage „abspeisen.“ Er begriff plötzlich, daß dies nur deswegen geschähe, damit die seidenen Kleider und feinen Fracks nicht mit den kattunen Röckchen und groben Ueberröcken zusammentreffen sollten. Er sah ein, daß es eine Privat-Communion gäbe, so wie es eine Beichte für zwei Groschen und eine für einen Thaler gab. — Seine Andacht war gestört. Unerbaut, unzufrieden mit sich und dem Pfarrer verließ er die heilige Stätte. Dieser war übrigens der beliebteste und geachtetste Geistliche der Stadt, hatte sich durch manches gemeinnützige Werk bekannt gemacht, die Aufmerksamkeit der hohen Behörden auf sich gelenkt und wurde späterhin verdientermaßen zu einem höheren

Posten befördert. Mein Freund erfuhr, auf Befragen, daß diese Nachgiebigkeit gegen den Hochmuth der Vornehmen oder der sich vornehm Dünkenden, diese Auszeichnung für die Besserzahlenden allgemein sei. Er konnte sich nie wieder entschließen, zu communiciren. Wollte er es, um seiner Frau nachzugeben, oder der Leute wegen versuchen, so stellte sich ihm stets der „Beichthandel" (wie er es nannte) der Geistlichen so lebhaft vor die Seele, daß er fühlte, er werde, ein Heuchler, die heilige Handlung entheiligen, an der er fortan nur mit Andacht Theil nehmen konnte, wenn er keinen Unterschied der Stände, kein unwürdiges Geldgeklingel mehr bemerkte. — Da er nun von sich zu bescheiden dachte, als daß er hätte hoffen sollen, man werde die gerügten Mißbräuche seinetwegen abschaffen, so fügte er sich in die Nothwendigkeit, für den Rest seines Lebens von Zeit zu Zeit „seine Rechnung mit Gott selbst abzumachen und die Unterhändler bei Seite liegen zu lassen."

Ich enthalte mich weiterer Bemerkungen über diesen Fall, der Stoff genug zum Nachdenken giebt. Man tadle nun den Laien oder den Geistlichen; man sage, der Geistliche muß das so machen, wenn er nicht einen Theil seiner Einnahme verlieren soll; er muß das Geld bei der Beichte selbst in Empfang nehmen, wenn ihm seine frommen Beichtkinder nicht „böse Dreier" in das Becken legen sollen; er muß Väter und Wittwen drücken, wenn er seine Gebühren haben will; er muß mit der Gemeinde processiren, wenn er den Rechten „seines Nachfolgers" nichts vergeben soll: — an all diesen Mißverhältnissen ist einzig die Art Schuld, wie man dem Seelenhirten seinen Lohn zuweist. Man heilige ihre Stellung und sehe streng darauf, daß sie dieselbe nicht selbst durch Geiz und Habsucht, durch Zank- und Streitsucht, durch das

Spiel, den Trunk, durch Unzucht und andere Laster entheiligen, sondern so leben, daß ihre Beichtkinder nicht nur „nach ihren Worten“ sondern auch „nach ihren Werken“ thun können; und der Friede und der Segen der Religion wird in manches Herz einziehen, das desselben bedarf, das nicht stark genug ist, des äußeren Cultus zu entbehren, oder sich über Anstößigkeiten bei demselben hinwegzusetzen.

Unglücklicherweise ist auch bei den protestantischen Gemeinden in katholischen Ländern das Mein und Dein eine Veranlassung zu mancherlei unglückseligen Streitigkeiten, welche unter den Augen unserer Widersacher vorkommen. Die Geistlichen aller Confessionen im Allgemeinen stehen, wohl nicht ganz mit Unrecht, in dem Rufe, daß sie sich Nichts nehmen lassen, und den Spruch. „Geben ist seliger denn nehmen“, nicht gar zu gern im activen Sinne auf sich anwenden. Sie würden freilich auch nicht 'gar zu Viel bekommen, wenn man ihre Besoldung dem guten Willen der Einzelnen überlassen wollte. Allein gerade aus diesem doppelten Grunde ist eine fixe Besoldung das beste und einzige Mittel, alle Reibungen zwischen den Dienern und den Kindern Gottes zu vermeiden, die sich immer wiederholen werden, so lange Etwas zu geben und Etwas zu nehmen ist.

In Grätz hatte die evangelische Gemeinde 1839 einen Streit mit ihrem Pfarrer, dem man einen Garten für zwanzig Gulden jährlicher Miethe überlassen hatte, den dieser aber nun umsonst haben wollte. Nach den Erzählungen eines Gemeindevorstandes, der mit mir nach Wien fuhr, zu urtheilen, hatte die Gemeinde Recht. Wahrscheinlich hat, nach denen des Pfarrers, die Gemeinde Unrecht gehabt. Bei seinen Vorgesetzten in Wien schien er übrigens als ein streitsüchtiger,

unbilliger Mann bekannt zu sein. Ich habe ihn nicht besucht, weil mir schon in Grätz dergleichen Gerüchte zu Ohren kamen und es mir leid that, daß ein Geistlicher unserer Confession mitten in einem katholischen Lande einen elenden Geldstreit mit seiner Gemeinde führen konnte, durch welchen er nicht nur sich selbst, sondern die ganze Parthei, zu der er gehörte, und die „gereinigte Lehre" selbst herabwürdigte.

Ich könnte noch Manches über diesen Gegenstand sagen und erzählen. Ich denke aber, das Gesagte ist für einen Wasserarzt schon viel zu viel. Es wird mir keine Freunde verschaffen, das weiß ich; allein ich konnte es auch nicht bei mir behalten, und dann handelt es sich ja nicht um mich, sondern um eine allgemeine Sache, die uns Alle angeht. — Uebrigens fühle ich mich nicht etwa durch eigene Reinheit berufen zu einem hin und wieder strengen, aber gewiß nicht ungerechten Urtheil: meine eigene Sündhaftigkeit läßt mich im Gegentheil wünschen, in den Dienern der Religion Männer zu sehen, an deren Beispiel mein Gemüth sich erheben, der gute Wille erstarken, durch deren salbungsreiche Worte mein Glaube und Vertrauen auf die Vorsehung sich befestigen könne, ohne daß ihre Dogmatik meiner gesunden Vernunft Zwang anlege und mich störe in der Mitte eines brünstigen Gebetes durch dunkle, unverständliche Worte und durch Glaubenssätze, die in einem Zeitalter der Finsterniß und des Aberglaubens durch Menschen gemacht wurden, die es noch nicht vermochten, den hellen Sonnenschein der einfachen Wahrheit zu ertragen.

Ich hoffe, meine Mittheilungen gehen nicht ganz für die Sache des Protestantismus, oder, was mir lieber wäre, für die des Christenthums verloren. Durch vieles Reden über die hier gerügten Uebelstände wird doch

nach und nach mancher Mißbrauch abgeschafft. Ich werde mich glücklich schätzen, Etwas, wenn auch Wenig, dazu beigetragen zu haben.*)

---

*) Etwa drei Wochen, nachdem ich diesen Artikel niedergeschrieben, finde ich in der Beilage zu Nr. 93 der Leipziger Zeitung, von Mittwoch dem 17. April d. J., folgenden Aufsatz:

„Oesterreich.“

„Aus Oesterreich im April. So eben wurde uns eröffnet, daß Se. Majestät unterm 23. Dec. v. J. allerhöchst zu bestimmen geruht haben, daß bei gemischten Paaren alle gottesdienstlichen Handlungen im protestantischen Bethause verboten bleiben. Wir haben nämlich solche Paare, nachdem sie vom katholischen Priester unter passiver Assistenz getraut waren, in unseren Kirchen eingesegnet. Noch mehr, als jene allerhöchste Bestimmung, betrübt uns die im vorigen Jahre nur den betreffenden Stellen kundgemachte Verordnung, daß kein Katholik zur evangelischen Kirche übertreten dürfe, ohne vorher die Gründe dazu seiner Obrigkeit protocollariter eröffnet zu haben, welche sie dann zu prüfen und zu entscheiden hat, ob der Uebertritt gestattet werden könne. **Es ist damit factisch das Toleranzgesetz in seinem Princip aufgehoben.** (Kirchl. Anz.)“

Merkt Ihr nun, was sie wollen? Oder schlage ich falschen Lärm? Und dabei bleiben die protestantischen Fürsten in Deutschland, welche so ängstlich manche andere Bestimmungen der Bundesacte aufrecht zu erhalten bemüht sind, ruhig, als ob Nichts vorgefallen wäre!? — Ist denn der deutsche Bund blos der Fürsten, oder ist er auch der Völker wegen da?

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Inhalt. Bauprojecte. — Das Rosinenhäuschen. — Handlungsweise gewisser hochgeachteter Leute. — Der Chevalier de Baguer y Ribas. — Graf Woronzow. — Die Krimm. — Idee einer Wasserheilanstalt daselbst. — Neue Reise nach Gräfenberg. — Engagement nach der Krimm. — Contract. — Uebersetzung von Sauvan's „Wissenschaftl. Principien der Wasserheilkunst." — Verlust meines Gepäckes. — Erste Nachricht über Prießnitzens feindseliges Benehmen gegen mich. — S........ — Grenzstreitigkeiten. — Der Vater eines Arztes und Schwiegervater eines Apothekers. — Benzmer. — Ich kehre bei Weiß ein. — Alte Bekannte: Der Major Z..... — Interessanter Fall von Hämorrhoidalkopfschmerz. — Besuch bei Prießnitz. — Schnippischer Empfang von Madam Prießnitz. — Erstes Begegnen mit ihrem Manne in Freiwaldau. — Dr. N...... aus B. — Sein Urtheil über Prießnitz. — Urtheile der Freiwaldauer über ihn. — Geschichte von Prießnitzens ärztlicher Ausbildung: Die Kuh. — Vinzla. — Der Hölzladoctor. — Der Schwambladoctor. — Lächerliche Verfolgung des Prießnitz durch die Aerzte, und dessen Vertheidigung. — Analyse des Schwambla. — Anekdoten. — Der Wasserdoctor. — Es kommen Fremde. — Prießnitz barfuß und in Hemdärmeln. — Liebenswürdige Einfachheit der Prießnitzischen Eheleute. — Er trinkt mit Gichtkranken Ungarwein im Keller, während ärmere Kranke streng zur Milchsuppe angehalten werden. — Ausbildung der Curmethode durch die Kranken selbst. — Hahn's Buch. — Die Anstalt bevölkert sich immer mehr. — Auch Aerzte kommen und belehren Prießnitz. — Hat Prießnitz die Wasserheilkunst erfunden? — Charakteristik Prießnitzens. — Sein Schwanken in seinem Systeme. — Die Kranken haben keine Idee davon. — Pflicht zu reden. — Ob

Prießniß jetzt glücklicher ist, als damals, da er sich mit den Gästen in Hemdärmeln zu Tische setzte? — Seine Härte gegen seinen leiblichen Vetter Bartzsch. — Ist Prießnitz als Arzt stets zuverläßig? — Sein Aberglaube: Der Hexenschuß. — Oeffentliches Lob. — Ueble Behandlung syphilitischer Kranken: Rittmeister W. — Der Pole. — Prießnitzens Begriffe von Diät: „Ich will lieber, daß Sie sich zwei Mal in der Woche eine Indigestion an den Leib essen, als daß Sie Ein Mal nicht gesättigt vom Tische aufstehen." — Der arme Schneider. — Tod des Herrn von G.....w. — Seine Braut. — Dr. Med. S....r, ein Wolf im Schafskleide. — À trompeur trompeur et demi! — Prießnitzens Gleichgültigkeit und Unaufmerksamkeit bei Erörterung krankhafter Zustände. — Erklärung derselben.

Nach Freiberg zurückgekehrt beschäftigte ich mich sofort mit Bauplanen, unterhandelte mit der Gemeinde zu Bertelsdorf wegen des zu erkaufenden Grundstücks, ließ Anschläge machen, Baumaterialien aufsuchen und nahm mir fest vor, von dem bei der Gräfin verdienten Gelde den bestmöglichen Gebrauch zu machen. Leider blieb mir, nach Bezahlung meiner Schulden, nur eine mäßige Summe übrig, die bei Weitem nicht zu einem Neubaue hinreichte. Weit entfernt jedoch von dem Gedanken, mich in neue Schulden zu stürzen, griff ich sofort zu meinem früheren Auskunftsmittel, dem Actienplane, und fand, da ich nun selbst ein Capitälchen in das Unternehmen verwenden konnte, etwas mehr Anklang, als vorher. Doch reichten die mir versprochenen Zeichnungen noch lange nicht hin, um das zu dem Baue nöthige Capital zu decken. Indessen, ich hoffte, das würde sich schon finden, und ließ mich in meinen Vorbereitungen nicht stören. Eins war mir klar, das war mein Wille: es mußte eine anständige Wasserheilanstalt bei Freiberg bestehen, deren Director ich war. Ich hatte durch mein Engagement bei der Gräfin die Lust verloren, mich aufs Neue in eine abhängige Stellung zu begeben.

Mittlerweile fand ich Gelegenheit, einige Male mit dem Besitzer des schon früher erwähnten, schön und romantisch gelegenen Rosinenhäuschens, das, keine tausend Schritte von meiner bisherigen Anstalt entfernt, mit dieser leicht verbunden werden konnte, zu sprechen. Er wollte es verkaufen und sagte mir, daß er es mir zu einem gemeinnützigen Zwecke, der zugleich zur Vermehrung der Bevölkerung seines Patrimonialgerichtsbezirks und zur Verbesserung ihrer Einkünfte beitragen könnte, weit billiger als jedem Anderen überlassen wolle. Das Rosinenhäuschen bestand aus einem hübschen neuen Gebäude mit zwei großen Sälen, mehreren Zimmern, Kellern, Küche u. dgl., hatte einen Balkon mit reizender Aussicht nach dem Muldenthale, einen hübschen Garten und ein Paar Stallgebäude. Ein starkes Röhrwasser konnte unsere Wannen versorgen und mittelst eines Bassins konnte auch, bei dem vorhandenen Falle, eine Douche angelegt werden. Uebrigens war die alte Douche nebst Wellenbad von da aus sehr gut zu benutzen. Das Haus diente als Vergnügungsort für die Freiberger und war früher, da es noch ein erbärmliches Hüttchen war, recht häufig besucht, jetzt aber, seitdem der Herr Rath ein neues Gebäude hingesetzt, fast verlassen. Paßte das Hüttchen besser in die Natur; konnte der Wirth, bei wohlfeilerem Pachte, mehr für das Geld geben; vertrieben die Vornehmen, welche sich gern neuer derartiger Anstalten bemächtigen und die hauptsächlich den Besitzer zu dem Baue bewogen hatten, oder die schönen Wände die übrigen Gäste, welche Etwas aufgehen ließen, während die schlechten Mägen der feinen Welt nur eine halbe Portion Thee oder Kaffee, oder ein Glas Zuckerwasser vertrugen; oder war sonst ein Grund für den Verfall des neuen Rosinenhäuschens vorhanden: kurz es konnte kein Pachter darauf bestehen, Einer nach dem Andern ging fort und konnte den

Pacht nicht bezahlen und der Herr Rath war dieses Treibens endlich so herzlich müde, daß er beschloß, das Grundstück zu verkaufen, auch wenn er einen bedeutenden Verlust dabei haben sollte. Er sagte mir, es liege eine Gasthofsgerechtigkeit auf dem Hause, und ich hatte es immer geglaubt, da Niemand dem Uebernachten einzelner Fremder, die Freiberg vor der eintretenden Nacht nicht mehr zu erreichen vermochten, ein Hinderniß in den Weg gelegt hatte. Mir war diese Gasthofgerechtigkeit von Werthe. Mit ihr durfte ich logiren und bewirthen, wen ich wollte, auch wenn ich keine Concession zu einer Anstalt hatte, und ging das Unternehmen nicht gut, so konnte ich das Grundstück ohne bedeutenden Verlust immer wieder an den Mann bringen. Nach Beseitigung einiger von dem Besitzer gemachten Schwierigkeiten — ich sollte mich z. B. verpflichten, alle zum Betrieb der Anstalt nöthige Milch und Butter auf seinem nahe liegenden Gute zu holen ꝛc. — entschloß ich mich endlich zu dem Handel und wir setzten die Punctuationen des Vertrags auf. — Der Preis war viertehalbtausend Thaler. —

Ich sollte von dem anliegenden Felde und Birkenbüschchen noch ein Stück zu Gartenanlagen erhalten und wir hatten die Punkte, bis zu welchen dieses Feldstück reichen sollte, bereits festgesetzt. Ein Paar Tage darauf erklärte mir der Herr Rath, daß er mir nur etwa die Hälfte geben würde. Ich ließ mir dies nach einigem Hin- und Herreden gefallen, obwohl es mir unangenehm war. — Die Punctuationen, von dem Gerichtsverwalter des Herrn Raths aufgesetzt und mir übergeben, enthielten in klaren Worten, daß mir das Haus „mit darauf haftender Gast- und Schankgerechtigkeit, wie solches der Lehnbrief besagte und sie zeither darauf ausgeübt worden", verkauft werde, doch waren die Worte beigefügt: „jedoch sonder Gewähr." — Diese veranlaßten mich, mir im Freiberger

Stadt- und Landgericht, unter dessen Lehn das Gut des Herrn Raths gehörte, den Lehnbrief des Letzteren anzusehen; allein da stand denn nun auch kein Wort von einer Gast- und Schankgerechtigkeit und die Beamten in der Gerichtsstube versicherten mir, nach Durchsicht der Kaufbücher, daß eine solche Gerechtigkeit nicht existire; man habe den Schank darauf ausüben lassen, weil Niemand darüber sich beschwert und es allerdings eine geraume Zeit her sein möge, daß das Rosinenhäuschen als öffentlicher Ort benutzt werde; allein eine eigentliche Gerechtigkeit, die von einem Besitzer auf den andern übergehe und deren Dasein aus Papieren erhelle, sei durchaus nicht vorhanden und man begreife nicht, wie der Herr Rath und dessen Gerichtsverwalter sich auf eine solche in den Punctuationen habe beziehen können.

Ich machte natürlich meine Betrachtungen über diese Handlungsweise von zwei, wegen ihrer Wohlhabenheit und Geschicklichkeit angesehenen Männern und hatte nicht Lust, den Handel fortgehen zu lassen, wenn der Rath nicht entweder die mir versprochene Gerechtigkeit herbeischaffte, oder eine entsprechende Summe von dem Kaufpreise fallen ließ. Hätte mich nicht das Interesse an meiner Anstalt noch an dem Handel fest gehalten, so würde ich ihn sogleich abgebrochen haben. So aber machte ich noch einige Versuche, die Sache auszugleichen, selbst nachdem der Besitzer eine Ermäßigung des Preises verweigert und sich über die Herbeischaffung der Gerechtigkeit in so vagen Ausdrücken erklärt hatte, daß ich wohl merkte, er werde sich nach dem Abschluß des Handels keine besondere Mühe geben, seiner Verpflichtung nachzukommen. — Ich ging zu dem Herrn Amtshauptmann Just, welcher mir auf meine Frage sagte, er glaube durchaus nicht, daß die Kreisdirection eine Gasthofsgerechtigkeit ertheilen werde, da kein Bedürfniß dazu

vorhanden sei und sich die Behörden auf sogenannte Verjährung, die hier übrigens nicht nachzuweisen sei, nicht einließen. —

Nun erst stand ich von dem Kaufe des Rosinenhäuschens ab und sagte dem Gerichtsverwalter, welchem ich das Original seiner Punctuationen auf sein Verlangen zurückstellte, auf ganz höfliche Weise meine Meinung über das Verfahren seines Gerichtsherrn.

Wir sind seitdem außer aller Berührung geblieben und der Herr Rath hat mich, wenn wir uns zufällig ein Mal trafen, stets so unfreundlich angesehen, als ob ich ihn mit einer Gerechtigkeit hätte anführen wollen. Das ist mir nun zwar stets sehr gleichgültig gewesen; etwas weniger gleichgültig aber war es mir, als ich von einem neuen Käufer des Rosinenhäuschens ein Paar Jahre später hörte, es sei ihm mit seinem Kaufe ebenso gegangen, wie mir, und er begreife nun, warum „ihn der Rath gewarnt, mit mir umzugehen, und warum dieser bei seiner (sehr angesehenen) Familie allerhand Nachtheiliges über mich gesprochen.“ Dieses nachtheilige Sprechen über mich wurde mir späterhin von einem Paar anderen Mitgliedern dieser von mir hochgeschätzten Familie bestätigt und es hat mir eben so viel Freude gemacht, von ihr, sobald sie genauer mit mir bekannt wurde, zahlreiche Beweise von Achtung und Vertrauen erhalten zu haben, als es mich verletzte, zu hören, daß ein Mann, dem ich nie Etwas in den Weg legte, dem ich sogar mancherlei kleine Dienste leistete, blos deswegen, weil ich mich nicht von ihm anführen lassen wollte, sich für berechtigt hielt, übel von mir zu sprechen. — Die Art, wie sein zweiter Handel mit dem Rosinenhäuschen zu Stande gekommen, ist mir genau bekannt. Ich schweige jedoch darüber, da mich die Sache Nichts angeht und nicht

hierher gehört; und ich würde über diese ganze Angelegenheit geschwiegen haben, hätte mich nicht der meinem Rufe zugefügte Nachtheil zum Sprechen veranlaßt. Ich kann es Jemand verzeihen, wenn er einen Grundsatz der Rechtlichkeit mir gegenüber verletzt; aber es verdient eine Rüge, wenn dieser Jemand seinen pecuniären Vortheil und seinen eignen Ruf durch die Anschwärzung des Verletzten zu sichern sucht. — Fiat justitia!

Ueber diesem Hin- und Herhandeln waren der Winter 1839 und das Frühjahr 1840 vergangen und mir durch den spanischen Consul in Odessa, den Ritter von Baguer y Ribas, dessen Bekanntschaft ich in Gräfenberg gemacht hatte, Anträge gemacht worden, in der Krimm eine Wasserheilanstalt zu gründen und zu dirigiren, deren Kosten der Graf Woronzow, General-Gouverneur von Neurußland, bestreiten wollte. Der Graf Woronzow ist überall so sehr als Ehrenmann bekannt, daß es blos der Nennung seines Namens bedurfte, um mich mit Vertrauen zu erfüllen. Er ist in England, wo sein Vater Gesandter war erzogen, und hat sich durch seine trefflichen Eigenschaften nicht nur die Liebe und Verehrung Aller, die ihn kennen, erworben, sondern auch durch seinen Einfluß und die weise und großmüthige Verwendung seines bedeutenden Vermögens zur Belebung und Civilisirung des seiner Verwaltung anvertrauten Landes unendlich viel beigetragen. Die Krimm ist sein Schooskind; er hat Millionen darauf verwandt; er hat Reben und Winzer aus Frankreich, Italien, vom Rhein kommen lassen, eine Heringfischerei angelegt, die Küste durch Anlegung von Dörfern und Landhäusern verschönert, am Kaukasus Mineralbäder eingerichtet, um vornehme Russen dahin zu ziehen, den Ackerbau und die Viehzucht befördert, namentlich die Schafzucht, die der sächsischen und schlesischen Abbruch zu thun beginnt; er hat die Kaiserin bewogen, sich einen prächti-

gen Palast auf der Südküste bauen zu lassen; kurz er hat Alles gethan, was das Land in Flor und das Volk zum Wohlstande führen kann. Das Klima ist mild und fruchtbar; die Weinberge sind beträchtlich (der des Grafen zählt über 100000 Reben, wenn ich nicht irre); man baut jetzt über 600 Sorten derselben; Orangen und Feigen wachsen im Freien; die Krimm ist das Italien Rußlands. Nur an Baumaterialien fehlt es in ganz Südrußland und namentlich in der Krimm. Die Berge sind kahl, und die Ebenen mit Getraide oder Weiden bedeckt. Das Wasser ist durchgehends schlecht, doch giebt es einige schöne Quellen am Fuße der Gebirge. Eine davon, welche schon in der Mitte des höchsten Berges der Halbinsel, des Tschattürdagh, einen starken Bach bildet, enthält, wie mir gesagt wurde, ein klares und eiskaltes Wasser. Sie ergießt sich bei Yalta, einer kleinen Stadt am Fuße des Berges mit einem Hafen und vierzig bis funfzig Häusern, in das Meer, und sollte unserer Wasserheilanstalt das Wasser liefern. Der Graf besitzt auf einer Anhöhe dicht in der Nähe ein Schloß mit reizender Aussicht und großem Park, welcher zu Promenaden für die Kranken geöffnet werden sollte. War das Wasser nicht kalkhaltig, was von der dortigen Gebirgsformation allerdings sich fürchten ließ, so konnte die Anstalt recht wohl gedeihen, da bei der Schwierigkeit, Pässe ins Ausland zu erhalten, die vornehmen Russen in der schönen Jahreszeit nach der Krimm strömten und im Nothfalle wohl auch einen Winteraufenthalt in dem milden Süden einer Ueberwinterung auf dem rauhen Gräfenberge vorgezogen haben würden. Das ganz nahe Meer gestattete uns übrigens, Seebäder einzurichten und dadurch der Anstalt noch einen größeren Umfang zu geben. Der Ritter von Baguer, welchen der Graf mit Abschließung des Handels beauftragte, und durch ihn der Graf und ich, waren vollkommen von dem

Gelingen des Unternehmens überzeugt und wurden, nach einigem Hin- und Herschreiben, über die Hauptpunkte bald einig.

Auf eine Einladung des Consuls reiste ich am Ende des Monats Mai 1840 wieder nach Gräfenberg, um mit ihm, unter der Mitwirkung des kaiserlich russischen Staatsrathes, General Marini, welcher Instructionen von dem Grafen zu dem Zwecke mitbrachte, einen Contract ins Reine zu bringen, was ohne große Schwierigkeiten geschah. Der Contract wurde nach den vorhergegangenen Besprechungen in französischer Sprache von mir abgefaßt und lautet zu deutsch wie folgt:

„Im Jahre 1840, am 5. Juni, haben der Herr Ritter Franz Baguer y Ribas, spanischer Consul zu Odessa, und der Herr Dr. Carl Munde von Freiberg, folgende Privatübereinkunft (acte privé) abgeschlossen, welche späterhin zwischen dem Herrn Grafen Woronzow oder seinen Bevollmächtigten und Herrn Munde in einen ordentlichen Contract verwandelt werden soll, und durch den man über Folgendes sich vereinigt:

1) Da Seine Erlaucht, der Herr Graf Michael Woronzow, in der Krimm eine ähnliche Anstalt, wie die zu Gräfenberg, zu gründen wünscht, um darin die Kranken nach Prießnitzens Methode zu behandeln; so macht sich Herr Munde verbindlich, sich, sobald es der Herr Graf Woronzow wünschen wird, nach Rußland zu begeben, um die Localität zu untersuchen und zu bestimmen, ob sie zu dem angegebenen Zwecke tauglich ist.

2) Als Reisekosten werden Herrn Munde für die Hin- und Rückreise 300 holländische Ducaten bezahlt, und zwar die Hälfte in Dresden, bei der Ankunft des Herrn Baguer, und die andere Hälfte, wenn der Contract durch den Herrn Grafen Woronzow unterzeichnet und in Dresden gerichtlich bestätigt worden ist.

3) Wenn Herr Munde die ihm in der Krimm angewiesenen Localitäten zu einer Wasserheilanstalt passend findet, so macht er sich verbindlich, unter folgenden Bedingungen drei Jahre lang, vom Tage seiner Abreise von Sachsen gerechnet, dort zu bleiben, das Etablissement einzurichten und dasselbe zu dirigiren.

4) Der Herr Graf Woronzow, als Gründer der Anstalt, liefert das zum Baue und zur Einrichtung unumgänglich nöthige Geld, so wie freie Wohnung für den Director, Herrn Munde. — Die Kosten der ersten Einrichtung sollen sich darauf beschränken, die an dem, durch Herrn Munde im Einverständniß mit dem Herrn Grafen Woronzow gewählten Orte schon vorhandenen Gebäude zum Zwecke der Anstalt brauchbar zu machen (utiliser), und was die etwaigen Neubauten betrifft, so behält sich der Herr Graf das Recht vor, sie erst dann zu unternehmen, wenn er es für passend halten wird. Die Einnahme für die Miethe, sowie jede andere, mit Ausnahme der Honorare (gratifications) der Kranken, gehört dem Herrn Grafen Woronzow.

5) Der Herr Dr. Munde erhält als Gehalt (honoraires) für die drei ersten Jahre, als Director der Anstalt, eine Summe von Zweitausend holländischen Ducaten, worin das Lohn für einen Bedienten mit begriffen ist, den er auf seine Kosten unterhält und welcher ihn nach Rußland begleitet. Auf diese Summe sollen ihm, sobald er die Oertlichkeit in Augenschein genommen und bestimmt haben wird, daß die Wasserheilanstalt in der Krimm angelegt werden kann, Fünfhundert Ducaten sofort ausgezahlt werden. Der Herr Graf Woronzow hat übrigens für seinen Unterhalt zu sorgen, bis er nach der Küste (der Krimm) abreist. — Der Rest der Summe soll Herrn Munde, bis nach Verlauf der drei Jahre, in gleichen Raten mit 41 $^2/_3$ Du-

caten am Ende jeden Monats ausgezahlt werden. — Der Herrn Munde begleitende Diener muß die Abwartung der Kranken verstehen, und hat die Dienstleute der Anstalt darin zu unterrichten, ohne dafür eine Vergütung zu verlangen.

6) Im Falle die Anstalt angelegt wird und Herr Munde die Direction derselben übernimmt, sind seine Reisekosten blos auf 120 Ducaten festgesetzt, und die 180 Ducaten, welche ihm vor seiner Abreise nach Rußland darüber bezahlt worden, werden mit zu den 500 Ducaten geschlagen, die der vorstehende §. 5. bestimmt, so daß er statt ihrer nur 320 Ducaten zu erhalten hat.

7) Um die Unterhaltungskosten der Anstalt zu decken, zahlt jeder Kranke, welcher die Cur darin gebraucht, Einen Silberrubel wöchentlich in die Kasse der Anstalt. Dasselbe geschieht auch mit den Honoraren, welche die Kranken der Anstalt dem Herrn Diretcor für die ihnen geschenkte Sorgfalt geben. Der Kassirer wird vom Herrn Grafen Woronzow gewählt, aber Herr Munde überwacht und leitet die Bücher und Schriften. Die Art der Controle und der Einzahlung der Beiträge der Kranken, sowohl für die Unterhaltung der Anstalt, als die Honorare der Kranken, und überhaupt alle Einnahmen, welcher Art sie auch sein mögen, soll späterhin zwischen dem Herrn Grafen und dem Herrn Dr. Munde durch Uebereinkunft festgesetzt werden.

8) Die Ordnung der Rechnungen sowohl mit den Kranken, als mit Herrn Munde, besorgen er und der Kassirer der Anstalt wöchentlich ein Mal. Keine Ausgabe über 50 Silberrubel zur Verbesserung der Anstalt darf ohne vorgängige Genehmigung des Herrn Grafen Woronzow, oder dessen Bevollmächtigten, gemacht werden.

9) Alle Jahre werden ein Mal die Einnahmen und Ausgaben verglichen. Wenn die Einnahmen nicht den Betrag des

Herrn Munde zu zahlenden Gehaltes an 500 Ducaten, nach Abzug der ihm vorausgezahlten Summe, decken, so hat der Herr Graf Woronzow den Rest zuzuschießen. Wenn dagegen der Gehalt Herrn Munde's gedeckt ist und sich ein Ueberschuß vorfindet, welcher von den Honoraren der Kranken herrührt, so gehört dieser Ueberschuß, insofern er nicht die Summe von Sechstausend Gulden Conv.-Münze übersteigt, Herrn Munde. — Wenn endlich der von den Honoraren herkommende Kassenüberschuß diese letzte Summe übersteigt, so soll der fernere Ueberschuß zwischen dem Herrn Grafen Woronzow und Herrn Dr. Munde zu gleichen Theilen getheilt werden. Unter Krankenhonoraren wird übrigens Dasjenige verstanden, was jeder Kranke Herrn Munde für die ihm erwiesene Sorgfalt bezahlt; wogegen der von den Kranken allwöchentlich in die Kasse gezahlte Silberrubel zur Unterhaltung der Anstalt bestimmt ist.

10) Herr Munde richtet sich in Betreff der Direction der Anstalt nach den allgemeinen Bestimmungen (règlements généraux), welche in Rußland bestehen. Er nimmt keine Kranken an, wenn sie nicht mit dem Zeugnisse eines Arztes versehen sind, in welchem die Natur ihrer Krankheit auseinander gesetzt ist; allein er hat das Recht, jeden Kranken zurückzuweisen, auch wenn er mit einem solchen Zeugnisse versehen ist, sobald er glaubt seine Cur nicht unternehmen zu können.

11) Die Partheien sind darüber einig, daß Herr Munde allein die Kranken der Anstalt behandelt, und daß kein Arzt sich in die Curen derselben mischt.

12) Da die Dauer des gegenwärtigen Contractes auf drei Jahre festgesetzt ist, so hat Herr Munde die Bedingungen desselben zu erfüllen, selbst wenn die von den Honoraren herrührende Einnahme nicht die ihm durch diesen Contract zugesicherte Summe deckt. Auch soll der Contract nach Verlauf

der drei ersten Jahre noch um sieben Jahre verlängert werden, wenn der Herr Graf Woronzow denselben fortsetzen will, trotz dem, daß die Krankenhonorare den Betrag der Herrn Munde jährlich zugesicherten 666⅔ Ducaten nicht deckten.

13) Wenn im Gegentheile nach Verlauf der drei Jahre der Herr Graf Woronzow einsähe, daß die Anstalt sich nicht halten könnte, so hat Herr Munde nur eine Vergütung von 120 holländischen Ducaten als Reisekosten für seine Rückkehr nach Sachsen zu beanspruchen.

14) Wenn Herr Munde vor Ablauf der drei ersten Jahre sterben sollte, oder seine Gesundheit so sehr litte, daß er unfähig würde, die Anstalt ferner zu dirigiren, so verbleiben die ihm auf seinen Gehalt vorausgezahlten 500 Ducaten seiner Familie, und der Herr Graf Woronzow darf dieselben nicht zurückfordern. Im ersten Falle werden die §. 13. stipulirten Reisekosten seinem Sohne und seinem Diener ausgezahlt; im zweiten Falle empfängt er sie selbst, aber nicht eher, bis seine Unfähigkeit durch zwei Aerzte bestätigt worden ist, von denen der Eine durch den Herrn Grafen Woronzow und der andere durch Herrn Munde gewählt wird. Im Falle einer Meinungsverschiedenheit wählen die Aerzte selbst einen ihrer Collegen zum Schiedsrichter, und die Entscheidung dieses Letzteren wird für die Partheien verbindlich.

Geschehen und unterzeichnet in triplo, zu Freiwaldau am 5. Juni 1840.

François Baguer y Ribas.

Charles Munde.

Ich hatte bei Abfassung dieses Contractes, wie man sieht, alle mögliche Vorsicht beobachtet, doch aber einen Hauptfehler darin begangen, daß ich mich in Betreff der Honorare einer

Controle unterwarf und diese überhaupt mir an meinem Gehalte mit anrechnen ließ. Wie mich spätere Erfahrung lehrte, führt diese Berechnung der Honorare nicht nur zu mancherlei Mißverständnissen und Mißhelligkeiten, sondern sie ist sogar auf die Freigebigkeit wohlhabender Kranken nicht ohne nachtheiligen Einfluß. Uebrigens verminderte sie in vorliegendem Falle meine Einnahme bedeutend und machte mich abhängiger, als ich es gewesen sein würde, wenn ich den Kranken und dem Grafen gegenüber in dieser Hinsicht vollkommen freie Hand gehabt hätte. — Freund Weiß hat in England dieselbe Erfahrung gemacht und er, wie ich, rathen jedem Arzte, der ein ähnliches Engagement eingeht, sich stets die Honorare ganz frei zu halten. Der Unternehmer sowohl, als der Arzt und die Kranken befinden sich besser dabei, da Jeder von seiner Seite thut, was in seinen Kräften steht, um sich die Zufriedenheit des Andern zu erwerben. Der Unternehmer trägt Sorge für gute Einrichtung und Bequemlichkeit der Kranken, der Arzt wartet dieselben gut ab und zeigt ihnen alle mögliche Aufmerksamkeit und Theilnahme, und die Kranken suchen diese Aufmerksamkeit zu vergelten. Und so vereinigen sich alle Interessen, ohne sich zu durchkreuzen oder sich gegenseitig Zwang anzuthun. —

Der General reiste ein Paar Tage nach dem Abschluß unseres Contractes wieder ab, und der Consul und ich folgten ihm etwa vierzehn Tage später und fuhren zusammen nach Dresden. Ohne den ausdrücklichen Wunsch des Consuls, diese Reise, seiner Gesundheit wegen, mit ihm und auf seine Kosten zu machen, würde ich ebenfalls ohne Zeitverlust wieder zurückgekehrt sein; so blieb ich aber noch zwei Wochen in Freiwaldau und benutzte diese, so viel ich konnte, zu neuen Erfahrungen und zur Uebersetzung eines Schriftchens vom Dr. Sauvan in

Warschau über die wissenschaftlichen Principien der Wasserheilkunde, für welche mir Freund Hennings in Neisse zwanzig Ducaten zahlte. Ich fürchte, er hat nicht gar viel daran verdient; denn eine Menge anderer theoretischer Schriften, welche um diese Zeit erschienen und den Gegenstand vollständiger behandelten, auch die vierte Auflage meiner Schrift über Gräfenberg selbst, mögen dem Verkaufe jener Uebersetzung Eintrag gethan haben. — Es ist mein lebhafter Wunsch, den Schaden einmal gut machen zu können.

Auf meiner Hinreise nach Gräfenberg war durch die Schuld eines Kofferträgers mein Gepäck in der Dresdener Post liegen geblieben. Es war eine unangenehme Ueberraschung für mich, als ich diesen Verlust in Görlitz bemerkte. Ich hoffte jedoch, ein Paar Tage nach meiner Ankunft in Gräfenberg wieder in dessen Besitz zu kommen, und war froh, wenigstens den Nachtsack mit dem Allernöthigsten bei mir behalten zu haben. Ich bat auf der Post zu Neisse, wegen der Schwierigkeiten an der Grenze, das Gepäck dort zu behalten und mir Nachricht zu geben, worauf ich es entweder selbst abholen oder es durch eine sichere Gelegenheit abholen lassen würde. Herr Hennings hatte die Güte, mir dabei seine Dienste anzubieten, und ging selbst mit auf die Post. Allein ein Tag und eine Woche nach der andern verging, und kein Gepäck kam. Endlich holte ich es ein Paar Tage vor meiner Abreise von Zuckmantel ab, wohin man mich, als ich auf der Neisser Post persönlich anfragte, wies. Es hatte auf den beiden Posten herumgelegen, ohne daß man mir nur Nachricht gegeben hätte. Die Herren in Zuckmantel waren sehr höflich und ich bezahlte gern die drei oder vier Thaler Kosten, die mir durch fremde Schuld verursacht worden, froh, daß ich nur endlich Wäsche und Kleider bekam, ohne welche ich mich wochenlang

ganz erbärmlich hatte behelfen müssen. — Es war auf diesem kleinen Ausfluge, daß wir, wie ich weiter oben erzählt habe, wegen des Postscheines in Verlegenheit geriethen, aus der uns nur der Umstand rettete, daß die Postbeamten „nicht ins Buch“ wollten.

Ich habe kaum nöthig zu sagen, daß ich mich dieses Mal mit ganz anderen Gefühlen der Wiege der modernen Hydriatrik näherte, als es die beiden ersten Male geschehen. Ich hatte einige Vermuthung, daß Prießnitz die Gemüther gegen mich aufgeregt haben möchte und, obschon meine vierte Auflage, die gerade damals unter der Presse war, kein liebloses Urtheil über ihn enthielt, sondern nur in ganz ruhigem Tone einige Uebelstände rügte, so war ich doch fest überzeugt, daß er gethan was er konnte, um die Verbreitung derselben zu vermindern. Ich schwankte in der Wahl meiner Wohnung: zu Prießnitz mochte ich aus mehreren Gründen nicht ziehen, und that, wie mir die Erfahrung lehrte, wohl daran; und zog ich zu Weiß, so war ich sicher, daß dies auf dem Gräfenberge geradezu als eine Kriegserklärung angesehen wurde. Ich beschloß also, in Freiwaldau bei einem Bürger Quartier zu nehmen. Von diesem Entschlusse wurde ich jedoch durch die Mittheilungen abgebracht, die mir ein junger Mann, mit welchem ich auf dem Postwagen zusammen traf, über Prießnitzens und seiner Anbeter Verfahren gegen mich machte. Außer mehreren Umständen, die ich schon oben mitgetheilt, versicherte er mir, daß er selbst gehört habe, wie Prießnitz sagte: „in meinem Buche sei Alles falsch, man dürfe sich nur in Gräfenberg umsehen; ich werde in der neuen Auflage wohl recht schlecht von ihm sprechen, weil er sich nicht von mir habe betrügen lassen, so wie ich Andere betrogen“ u. s. w. Er schien anfangs selbst von der Wahrheit von Prießnitzens Ur=

theil überzeugt zu sein und vermied, obschon er meinen Namen gehört hatte, ziemlich lange, mit mir ein Gespräch anzuknüpfen. Ich hielt ihn für einen Misanthropen und war weit entfernt, den finsteren Blicken, mit denen er mich von Zeit zu Zeit ansah, die richtige Deutung zu geben, bis ich ihn endlich unweit Neisse aufthauete und nach und nach von ihm erfuhr, in welchem Credit ich in Gräfenberg stand. Er war es, der mir zuerst von der Niederträchtigkeit des Gutsbesitzers N........f sagte, welcher in Gräfenberg öffentlich behauptete, auch er habe mir zehn Thaler zu Errichtung meiner Anstalt gegeben und ich sei abgereist, ohne sie ihm zurückzustellen. — Mit demselben finsteren Gesichte, welches mir mein junger Reisegefährte anfangs machte, wurde ich in Gräfenberg fast überall empfangen, wo ich mich sehen ließ. Es war mir freilich nicht möglich, auf jedes derselben vierundzwanzig Stunden zu verwenden, um die üble Meinung, welche Undank und Verleumdung in die Gemüther gesäet, auszurotten, wie es bei dem ersten Gräfenberger Curgaste der Fall war, den ich traf.

Wir blieben die Nacht in Neisse und je mehr ich Zeit hatte, meinem Gefährten die Verhältnisse auf dem Gräfenberge und meine Bemühungen um das Beste der Kranken auseinander zu setzen, desto mehr verschwand sein Mißtrauen gegen mich, obschon ich ihn nicht davon überzeugen konnte, daß Prießnitz eigentlich auch ein Mensch mit Schwächen und Sünden sei, wie wir andern Leute. — Nach einem guten Frühstück bei Freund Hennings reisten wir gegen Mittag in einem gemietheten Wagen nach Gräfenberg ab.

Wir nahmen den nächsten, aber auch schlechtesten Weg, über die Gebirge. An der Grenze hatten wir einen Scherz, wegen dessen ich die dortigen Behörden um Verzeihung bitte. Mein junger Gefährte hatte vom Gräfenberge aus eigentlich

eine Lustreise gemacht und damit zugleich die Absicht verbunden, seinen abgelaufenen Paß in Neisse durch einen neuen zu ersetzen. Wegen Militairpflichtigkeit oder aus anderen Gründen, die ich vergessen, verweigerte ihm jedoch der dortige Landrath diesen Paß, und da er seine Cur nicht für beendigt hielt, so wollte er versuchen, mit dem abgelaufenen Passe noch einmal nach Gräfenberg zu gelangen. Allein damit war es nichts: hinaus hatte man ihn gern damit gelassen; aber herein sollte er nicht wieder.

Der alte griesgrämige Einnehmer war probefest gegen Vorstellungen, gute Worte, ja sogar gegen Bestechungen. Er wurde ordentlich böse, als man ihm Geld anbot. — Endlich legte ich mich ins Mittel und fing an zu bitten. Da wurde das Uebel aber nur ärger.

„Sie denken, Ihnen zu Liebe soll ich den Herrn passiren lassen. Da irren Sie Sich, mein Herr Mundt. Ihretwegen geschieht gar Nichts; gar Nichts. Ihnen würde ich gerade am Allerwenigsten zu Gefallen thun."

„„Aber was habe ich Ihnen denn in den Weg gelegt, Herr Einnehmer, daß Sie auf mich so bitterböse sind? Wir haben uns ja nie gesehen und ich habe Sie heute mit aller möglichen Höflichkeit behandelt. Daß wir in Hemdärmeln hereingekommen sind, ist dadurch entschuldigt, daß die Hitze kaum erlaubt, einen Rock anzubehalten und daß Sie selbst uns in demselben Costüm empfangen haben —""

„Ach davon ist die Rede nicht. Hätten Sie Ihr verdammtes Buch nicht geschrieben, so hätte ich gar Nichts gegen Sie."

„„Was hat Ihnen denn aber mein Buch gethan? Sie sind ja doch kein Apotheker.""

,,Aber mein Sohn ist einer und mein Schwiegersohn ist Arzt. — Ja ich hasse Sie des vielen Bösen wegen, was Sie den Aerzten und Apothekern zugefügt haben, und wenn sich ein einziges Exemplar bei Ihnen befindet, so wird es Ihnen weggenommen und Sie bestraft. — Es liegen schon hundert oben auf dem Boden, die Einer aus Neisse hereinpaschen wollte. Ich hab' sie ihm aber schön weggekapert, mein Herr Munde. Ja, ja, der Munde liegt auf dem Boden, ha, ha.''

,,,,Ei, ei, Herr Einnehmer; Sie verrathen da schöne Grundsätze. Also damit Aerzte und Apotheker bestehen können, wünschen Sie, daß die Leute krank bleiben, und weil Sie zufällig Verwandte dieser Stände haben, hassen Sie einen Mann, der sich der Menschheit nützlich zu machen sucht. Das sieht sehr selbstsüchtig, sehr engherzig aus.''''

,,Was da engherzig, was da selbstsüchtig. Drücken Sie Sich nicht unbescheiden aus, sonst —''

,,,,Sonst geben Sie mir wohl die hundert Munde wieder, die auf dem Boden liegen? Nein, die behalten Sie nur; denn je mehr Sie wegnehmen, desto schneller kommt eine neue Auflage heraus, und die bringt mir jedes Mal ein Honorar. Mir schaden Sie nicht, Herr Einnehmer, durch Ihren Haß, sondern dem, der die Bücher pascht oder paschen läßt. — Also ärgern Sie Sich nicht und lassen mir meinen Begleiter passiren.''''

Ich reichte ihm hierbei die Hand zur Versöhnung, die er aber ärgerlich von sich stieß.

,,,,Versuchen Sie Ihr Heil noch ein Mal bei dem gestrengen Herrn'''', sagte ich zu meinem jungen Freunde. Ich will unterdessen mein Gepäck zurück in den Wagen tragen,

wenn es der Herr Einnehmer sattsam visitirt und sich überzeugt hat, daß kein Munde darin ist.‚‘‘‘

„Ja das können Sie machen“, sagte der alte Griesgram, „aber Ihr Bitten können Sie Sich ersparen: Das Herrlein marschirt nach Preußen zurück.“

Auf einen Wink von mir fing Herr S.......d sein Bitten zum großen Aerger des Einnehmers wieder an, während ich dem draußen stehenden Grenzsoldaten ein Achtgroschenstück in die Hände drückte und ihm sagte, er möge meinen Begleiter passiren lassen. Hierauf kehrte ich in das Zimmer zurück und stellte mich, als ob ich nun auch die Geduld verlöre.

„„Verlieren Sie Ihre Worte nicht weiter an den alten gestrengen Herrn. Sie sehen wohl, Doctor und Apotheker stehen ihm zur Seite. Prenez votre paquet et faites semblant de vouloir vous en retourner; puis faites le tour et m'attendez à un quart de lieue d'ici sur la route. Je tâcherai d'occuper le vieil ours pour qu'il ne s'aperçoive de rien.‘‘‘‘*)

Herr S.......d sprach das Französische hinreichend, um mich zu verstehen, nahm sein Bündel und ging brummend und anscheinend ärgerlich fort, während ich einen neuen Angriff auf den Einnehmer machte, den er hitzig erwiderte. Ich drehete mich mit dem Gesicht nach dem Fenster, so daß er, um mir ins Gesicht zu sehen, sich mit dem Rücken nach dem Fenster stellen mußte und nicht sehen konnte, ob der Preuße richtig wieder umkehrte. Uebrigens sah ich, wie dieser klug genug ein Stück auf der Straße zurück ging, so weit er vom Zoll-

---

*) Nehmen Sie Ihr Ränzchen und thun, als ob Sie zurückkehren wollten; dann machen Sie einen Umweg zurück und erwarten mich eine Viertelstunde von hier auf der Straße. Ich will unterdessen den alten Bären zu beschäftigen suchen, daß er Nichts bemerkt.

hause aus gesehen werden konnte. Um mich zu überzeugen, daß der Einnehmer nicht französisch verstünde, was übrigens bei Subalternen in Oesterreich fast niemals der Fall ist, hatte ich, ehe ich meinem Gefährten die obige Weisung gab, ein Paar Mal ein französisches Wort in die Unterhaltung gemischt, dessen Sinn er nie beachtete. Ja er machte sogar bittere Anmerkungen über das Französischsprechen in einem Amtslocale. Wir stritten uns noch eine Weile über ein Subject herum, an dem er sofort giftig anbiß, wenn ich es ihm kaltblütig neckend hinhielt, so daß es ihm gar nicht einfiel, auch nur ein einziges Mal nach Herrn S.......d sich umzusehen.

Er hatte gar keine Zeit dazu. — Als ich nun glaubte, meinem Gefährten einen hinreichenden Vorsprung gelassen zu haben, empfahl ich mich, das Gespräch abbrechend, der ferneren Gewogenheit des erboßten Zollmannes und fuhr langsam von dannen. — Eine halbe Stunde vom Zollhause erwartete mich S........d hinter einem Weidenstrauche und stieg wohlgemuth in den Wagen. In Gräfenberg hat er sich dann als wohlbekannt noch mehrere Wochen lang ungestört aufgehalten und, wie mir gesagt worden, seine Cur beendigt.

Nicht weit von Gräfenberg trafen wir ein Paar abreisende Gäste, von denen Einer, der Kaufmann Venzmer aus Stettin, eine recht gute Cur gemacht hatte. Ich habe im vorigen Jahre die Bekanntschaft Herrn Venzmers in Stettin erneuert und mich herzlich gefreut, daß die Wassercur in ihm einen eben so braven und liebenswürdigen Menschen, als tüchtigen Geschäftsmann erhalten und ihn in den Stand gesetzt hat, manchen Schlag, den ihm das Schicksal durch lange und schwere Krankheiten beigebracht, wieder auszugleichen. Er hat jetzt in Gemeinschaft mit einem anderen stettiner Wasserfreunde die kleine Badeanstalt zu Frauendorf bei Stettin an

sich gebracht und gedenkt eine ordentliche Wasserheilanstalt daraus zu machen. Der Himmel gebe dem Unternehmen Gedeihen! —

Nach den mir gemachten Mittheilungen nahm ich keinen Anstand mehr, bei der Weiß'schen Anstalt vorzufahren und nach Quartier zu fragen, welches mir Herr Weiß mit aufrichtiger Freude gab. Ich fand mehrere alte Bekannte von 1836 bei ihm, die Prießnitzen abtrünnig geworden waren. Auch der Consul Baguer war von Prießnitz abgegangen, wegen zu großer Vernachlässigung und unhöflichen Begegnens. Herr von Baguer war sehr gegen Prießnitz aufgebracht und sprach ohne alle Achtung von ihm. Er lobte dagegen Weiß seiner Geschicklichkeit und seines gefälligen und sanften Wesens wegen. Hätte er mit Prießnitz auf gutem Fuße gestanden, so würde er mich schwerlich dem Grafen Woronzow vorgeschlagen haben.

Unter Weiß's Gästen befand sich, wie schon früher erwähnt, der brave und hochgebildete Husarenmajor Z...a, welcher durch einen längeren Aufenthalt auf dem Gräfenberge seine Meinung über Prießnitz auch bedeutend herabgestimmt hatte. Er lobte mich sehr, als ich ihm auf dem mitgebrachten Aushängebogen meiner vierten Auflage die Weiß betreffenden Stellen vorlas, durch die ich meine frühere Nichtachtung des braven Mannes wieder gut zu machen suchte, und wir besprachen jetzt Manches in ganz anderer Weise, als wir es im Jahre 1836 besprochen hatten, wo der Major schon klarer sah, als ich und viele Andere.

Eine interessante Beobachtung machte ich an einem jungen Menschen, welcher durch einen alle vier Wochen regelmäßig wiederkehrenden wüthenden Kopfschmerz an Fortsetzung seiner Studien gehindert wurde. Er brauchte die Cur eben erst in der fünften Woche und hatte in den ersten Tagen einen Anfall gehabt. Niemand wußte, was er aus den Schmerzen machen

sollte; die periodische Wiederkehr derselben brachte mich zuerst auf den Gedanken, daß versteckte Hämorrhoiden die Ursache derselben sein könnten. Außer den Anfällen befand sich der Kranke ganz wohl, aß mit gutem Appetite, war heiterer Laune und zeigte außerordentliche Geistesgaben. Der Tag, an welchem der Anfall kommen sollte, war da und der Kranke zitterte buchstäblich vor Angst. Allein die Schmerzen kamen nicht; statt ihrer zeigte sich ein Drücken in den unteren Theilen des Darmkanals und blutige Ausleerungen, wodurch der Krankheit eine andere Richtung gegeben und der Patient wahrscheinlich auf immer von seinen Kopfschmerzen befreit worden ist. — Er hatte bei Weiß einen besonders häufigen Gebrauch der von Prießnitz so verachteten Wellenbäder gemacht, welche bei Unterleibsübeln in den meisten Fällen ausgezeichnete Dienste leisten.

Ich hielt es für angemessen, Prießnitz meinen Besuch zu machen, fand ihn jedoch niemals zu Hause. Madam Prießnitz empfing mich ziemlich schnippisch. Ihre erste Frage war: „Nun, können Sie denn von Ihren vielen Kranken abkommen? Mein Mann kann keine Stunde von Gräfenberg weg, so voll ist es bei uns wieder.“ — Ich glaube in dieser Frage schon liegt der Schlüssel zu dem Standpunkte, auf welchem die Prießnitz'schen Eheleute mir gegenüber sich zu befinden glaubten: Sie hielten mich für einen Nebenbuhler und meinten, es sei mir darum zu thun, die Gäste von ihnen weg an mich zu ziehen. Wie doch der Mensch, der viel Geld verdient, sich so schwer aus dem Schmuze des Metalls zu erheben vermag. Es ist wirklich ein schmuziges Ding, das Metall; man braucht nur Geld zu zählen um schmuzige Finger zu bekommen. — Da mein erster Besuch kurz vor Tische Statt fand, so fragte sie mich zweitens, statt einer Einladung: „Sie essen wohl in Freiwaldau?“ was ich natürlich bejahete. — Ich befand mich unbehaglich auf dem

Berge und eilte, wieder hinab in das Thal zu kommen, wo ich freundlichere Gesichter fand.

Ein Paar Tage nach meinem zweiten Besuche bei Madam Prießnitz traf ich Prießnitzen selbst auf einer Gasse in Freiwaldau. Ich war mit einigen Freunden zusammen. Er kam zu Pferde hinter uns her und als er uns nahe kam, wendete ich mich um ihn zu begrüßen, in der Erwartung, daß er mir einige bedauernde Worte, daß ich ihn nicht zu Hause gefunden, sagen würde. Statt dessen aber gab er seinem Schimmel die Schenkel, zog als Dank für unseren Gruß den Mund ein wenig breit, etwa wie die Oeffnung einer Sparbüchse, und trabte schnell an uns vorüber. — Natürlich machte ich nun keinen Versuch mehr, ihn zu sprechen, besonders da mir unterdessen die Geschichte mit der Herzogin von A. und manche andere verleumderische Nachreden bekannt wurden.

Ich ging jedoch einige Male nach Gräfenberg, um Bekannte zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit fand ich den ersten Kranken meiner Freiberger Anstalt, einen Schwindsüchtigen, wieder, welcher, von einer Wasserheilanstalt zur andern reisend, endlich auch nach Gräfenberg gekommen war, wo er, wie er sagte, gerade so behandelt wurde, wie ich ihn in Freiberg behandelt hatte, d. h. er beobachtete eine angemessene Diät, schwitzte wenig und durfte blos kalte Abwaschungen nehmen. In Alexandersbad und Elgersburg hatte man ihn, auf die Gefahr hin ihn todt wieder herauszuholen, in die große Wanne steigen lassen. Prießnitzen war das aber schon begegnet, weshalb er dem guten H......, bei Strafe des Fortschickens, dieselbe verbot, wie auch ich es gethan.

Ein Arzt, Herr Dr. N. aus B., hatte sich in Gräfenberg eingeschlichen und galt allgemein als Dr. philosophiae dort. Er hatte sich Prießnitzens Vertrauen zu erwerben gewußt und

einen recht tüchtigen Beobachter gemacht. Sein Urtheil über Prießnitz war: „Er hat schöne Kenntnisse; allein Alles liegt verworren in seinem Kopfe. Es fehlt ihm Theorie, um sich selbst klar zu werden, und so kann er manchmal das rechte Mittel nicht finden. Ich möchte aber seine Erfahrung haben.“ Er sprach sich noch darüber aus, wie theuer diese Erfahrung erkauft sein müsse, da Prießnitz sicherlich nicht gleich Anfangs denselben Takt mit in seine Praxis gebracht haben könne, wie er ihn jetzt habe. „Wie manches Opfer mag da im Stillen gefallen sein,“ fügte er hinzu. — „„Leider fallen deren bei jedem angehenden Arzte““ erwiderte ich. —

Man hat den Arzt mit verbundenen Augen und einem Knüttel in der Hand dargestellt; vor ihm liegen die Krankheit und der Kranke mit einander im Kampfe. Er schlägt nun zu: trifft er die Krankheit, so ist es gut; trifft er den Kranken, so stirbt dieser. Auf jeden Fall wird die Cur beendet und der Arzt bezahlt. — Ich glaube, es ist viel Treffendes an diesem Gleichniß. Erst nach und nach wird die Binde um die Augen etwas locker und die Blindekuh (s. v. v.) lernt ein Wenig vorschielen.

Unser Gespräch über Prießnitzens Erfahrungen brachte uns auf die Art seiner Ausbildung als Arzt. Wir theilten uns gegenseitig mit, was wir davon wußten, und forschten in Freiwaldau, Lindewiese und Böhmischdorf nach. Man wußte, daß ich mit Prießnitz auf schlechtem Fuße stand und wagte nun, frei gegen mich zu sprechen, was man früher aus Geldrespect, der dort sehr zu Hause ist, gewiß vermieden haben würde. Uebrigens waren es größtentheils glaubhafte und achtbare Leute, welche ärgerlich über den „Unsinn,“ der auf dem Gräfenberge getrieben wurde, die Gelegenheit gern benutzten, ein Mal die Wahrheit zu reden. Selbst Angestellte freuten sich zu finden,

daß mir „die Schuppen ein wenig von den Augen gefallen" wären. — Die Vergleichung aller dieser, zum Theil von nahen Verwandten des Prießnitz gegebenen Nachrichten ergab Folgendes:

Ein reisender Hausirer kehrte eines Tages in dem kleinen Häuschen, welches Prießnitzens Großvater auf dem Gräfenberge gebaut, ein. Es war eben eine Kuh am Fuße mit der Sense verletzt worden und die Nachricht davon kam herein, während der Handelsmann sich in der Stube befand. „Ich will Euch Eure Kuh curiren," sagte der Mann. „Gebt mir ein Stückchen Holz." Man willfahrtete seinem Begehren. Er holte ein Messer aus seiner Tasche und schnitt drei kleine Hölzchen ab, ließ sich dann einen linnenen Hader und einen Krug mit Wasser geben und ging hinaus auf das Feld, wo die Kuh sich befand.

„Vinzla," sagte der alte Vater zu Prießnitz, „gieh ok un sieh, wie er's macht." Und Prießnitz ging und sah.

Der Mann tauchte die Hölzchen in die Wunde, den Lappen in den Wasserkrug, und verband erstere dann, nachdem er sie ausgewaschen unter dem Hermurmeln einiger unverständlicher Worte. Hierauf schnitt er von dem Lappen einen Zipfel ab, wickelte die Hölzchen hinein und empfahl, das Verfahren täglich wenigstens drei Mal zu wiederholen; besser wäre es, wenn es noch öfter geschähe. Die Hölzchen wurden dann mit dem Läppchen auf den Ofen gelegt und mußten abdorren. Die Kuh wurde bald hergestellt und als der Handelsmann wiederkam, kaufte man ihm das Geheimniß, d. h. die Worte, welche er hermurmelte, für ein Geldstück ab.

Der junge Prießnitz fing sogleich an, zu curiren. Das Volk ist dort abergläubisch; also wurde es ihm leicht in Kundschaft zu kommen, und bei seiner großen Vorsicht (denn Anfangs ließ er bloß Wasser trinken und verordnete Waschungen)

und den Heilkräften des kalten Wassers fehlte es nicht an recht glücklichen Erfolgen.

Man nannte ihn den „Hölzladoctor.“

Nach und nach wurde er auf die Idee gebracht, daß die „Hölzla“ eine sehr überflüssige Sache bei den Curen wären, und da er sich der wohlthätigen Wirkungen der kalten Waschungen bewußt geworden war, so schaffte er statt der Hölzchen einen Waschschwamm an, mit dem er die kranken Stellen selbst abwusch, wobei er Sorge hatte, den Leuten glaublich zu machen, daß die heilende Kraft in seinem Schwamme stecke, woran diese gern glaubten, da es ihnen ein Gräuel gewesen wäre, sich auf eine natürliche und einfache Weise durch bloßes Wasser heilen zu lassen.

Man nannte ihn nun den „Schwambladoctor.“

Die Kundschaft des jungen Arztes vermehrte sich mit seinen Erfahrungen, unter die der bekannte Rippenbruch gehört, den er selbst erlitt, den aber die Freiwaldauer Aerzte auf eine ganz andere Art erzählen, als ich ihn nach Prießnitzens eigner Mittheilung referirt habe. Mit seiner Kundschaft erwachte auch der Neid der Mediciner, welche sich so lächerlich machten, das „Schwambla“ vor Gericht zu zerschneiden und zu analisyren, um Heilstoffe darin zu entdecken und den Prießnitz als Pfuscher zu denunciren. — Man weiß nicht recht, soll man bei diesem Prozesse die Einfalt der gelehrten Herren, oder die Klugheit des ungelehrten Bauern mehr bewundern, welche diesem den Sieg über seine Gegner verschaffte. Man intriguirte auf jede Weise gegen ihn, konnte ihm aber nicht verbieten, den Leuten zum Abzuwaschen und Wassertrinken zu rathen. Spaßhaft ist es, Prießnitzen erzählen zu hören, wie ihn ein Arzt verklagte, sich fälschlicherweise die Heilung eines gichtkranken Müllers zuzuschreiben, während doch er, der Arzt, ihn geheilt habe, und wie der

Müller vom Gericht gefragt, wer ihm denn eigentlich geholfen habe, antwortet: „Je nun, sie haben mir Beide geholfen; der Prießnitz von der Gicht, und der Doctor vom Gelde."

Derselbe Müller brauchte vorher Heusaamenbäder gegen die Gicht, d. h. er setzte die Beine in das heiße Bad und wurde mit Decken behangen, um zu schwitzen. Der Arzt machte ihn auf den reichlichen Schweiß aufmerksam, der von ihm herabtroff. „Ja, sagte der Müller, da hat man gut schwitzen, wenn der Brodem aus dem Fasse in die Höhe steigt; da würde mein alter Pelz auch schwitzen, wenn ich ihn über den Stuhl hinge."

Er war Richter in Böhmischdorf. Einst kam ein Mädchen von einem Burschen des Orts in die Wochen, welcher lieber aß und trank, als arbeitete. Dieser schlug seine Geliebte, weil sie „ihm" das Wocheneßen weggegeßen, das Jemand geschickt hatte. Man holte den Richter, um in der Frage zu entscheiden. Der Bursche behauptete, die Wocheneßen gehörten ihm und nicht der kranken Mutter, der sie nur schadeten. Er müsse arbeiten und brauche Kräfte. Der Richter entschied die schwierige Frage durch folgenden Ausspruch: „Wenn bei meiner Mutter, sagte er, eine Kuh kalbte, so sagte sie stets: Macht der Kuh eine Siede. Ich habe niemals gehört, daß sie dem Ochsen Etwas hätte machen lassen."

Der Schwamm war indessen zerschnitten und Prießnitz hatte Ruf genug, um desselben nicht mehr zu bedürfen. Er curirte nun mit bloßem Wasser; doch wollte nun das Volk nicht mehr so recht daran. Dagegen kamen Leute aus der Nachbarschaft, und bald auch aus größeren Entfernungen und brachten Geld mit. Die Cur bestand hauptsächlich nur in Waschen, Trinken und Baden, neben einfacher Diät. Die Kranken wohnten bei Prießnitz und schliefen zum Theil auf dem Heuboden. Man genirte sich nicht. Prießnitz ging barfuß und setzte sich

in Hemdärmeln zu Tische. Sein freundliches und dienstfertiges Wesen und seine nette Frau machten den Leuten den Aufenthalt in seinem Hause angenehm. Er war übrigens damals noch nicht so streng in seinen Grundsätzen, als er es späterhin wurde. Im Jahre 1829 war ein Bekannter von mir aus Neisse bei ihm in der Cur, welcher als ein Lebemann den Wein ungern entbehrte, obschon er ihm, als Gichtkranken, schädlich sein mußte. Er ließ mit einem andern Freunde zusammen ein Fäßchen Ungarwein anschroten und, während die Anderen ihre Milchsuppe verzehrten, saßen die Beiden mit Prießnitz zusammen im Keller beim Weinfasse und frühstückten ein kräftiges Stück Fleisch. — Er erinnerte sich noch mit Vergnügen der Herzlichkeit des Prießnitzischen Ehepaares und der glücklichen Tage, die er bei ihnen zugebracht. — Ich glaube, jene Zeit war auch für Prießnitz die glücklichste! — Dann klagte er über Prießnitzens Undank gegen die Neisser, die ihn doch zuerst in Ruf gebracht; wie er sie zurückweise wenn sie nicht reich wären; wie er seine alten Neisser Freunde kalt und frostig empfange; wie ihn der Reichthum verderbe, denn er ließe alle Wochen eine Menge Staatsschuldscheine in Neisse einkaufen; übrigens mache er die Lebensmittel theuer, die er den Neissern vor der Nase wegkaufe; die Gräfenberger seien wie eine Heerde Heuschrecken; wenn sie einmal durch ein Land zögen, so würden sie eine Hungersnoth hervorbringen u. s. w.

Es scheint, Prießnitz hält gern die Leute von seiner Anstalt fern, welche ihn an die früheren Zeiten erinnern, oder von denen er fürchtet, daß sie die Art, wie er nach und nach herausgewachsen, den Gästen erzählen und dadurch den mühsam um sich gezogenen Nimbus zerstreuen möchten. Daher seine Kälte gegen alle Freunde. Sie ist kein Beweis eines guten Herzens!

Die Cur bildete sich nach und nach durch die Bemühungen

der Kranken selbst aus. Es ist leicht zu begreifen, daß eine Anzahl Kranker, der Behandlung eines ungebildeten Bauern hingegeben, nicht blindlings seinen Anordnungen folgt, sondern selbst denkt und verbessert, wo sich nur Gelegenheit zeigt. So erfand man das Schwitzen vor dem Baden, weil man bemerkte, das kalte Bad sei weniger unangenehm, wenn man es mit feuchter Haut nehme. Die erste Douche war nichts Anderes, als ein Stück Röhre, die im Walde liegen geblieben war und die man in den über den Berg herabstürzenden Bach steckte, um sich das Wasser über den Körper laufen zu lassen. Jemand brachte des alten Schweidnitzer Hahn treffliche Schrift über den heilsamen Gebrauch des kalten Wassers bei Krankheiten mit und nun wurde Alles durchprobirt, was im Hahn stand. Und darin steht Viel, und viel Gutes. Nach und nach bildete sich die Wasserheilkunde zu einem System aus, und man muß Prießnitzen nachsagen, daß er eine schätzenswerthe Geschicklichkeit bewies, alle die fremden gewagten Erfahrungen zu seinen eigenen zu machen und zum Nutzen Anderer anzuwenden.

Mehrere eclatante Curen machten Aufsehen. Prießnitz fand Gönner unter den Leuten von Einfluß. Nach und nach strömten immer mehr und immer reichere Kranke seiner Anstalt zu, die zu eröffnen ihm erlaubt worden war. Ein Mal im Zuge, konnte es ihm nicht schwer werden, Das zu werden, was er ist.

Die von Prießnitz so sehr verachteten und verunglimpften Mediciner haben übrigens das Ihre redlich zu seiner Ausbildung beigetragen. Sobald Prießnitz ein wenig bekannt geworden, machten es sich Mehrere, theils aus den nahe liegenden Ortschaften, theils aus dem entfernteren Breslau und Berlin, zur Pflicht und zum Vergnügen, ihn zu besuchen. Einige kamen auch um die Cur bei ihm zu gebrauchen, und machten, besonders

Gichtkranke, die Erfahrung, daß in den Bergen Schlesiens sich Heilmittel befanden, welche gegen mancherlei Uebel größere Wirkung zeigten, als die berühmtesten Specifica. Daß diese Aerzte zur Beseitigung von Mißbräuchen, zur Anwendung von manchem in der medicinischen Praxis längst bekannten, wenn schon vernachlässigten, Hülfsmittel, zur Einführung einer einfachen Diät, und überhaupt zur Ausbildung der Methode und zur Belehrung Prießnitzens wesentlich beitrugen, ist leicht zu begreifen. Mit dem herrlichen Buche des alten Hahn in der Hand mußten sie in kurzer Zeit den Prießnitz zu Anwendung aller darin angegebenen Hülfsmittel bringen, ohne daß er selbst genöthigt war, das Buch zu studiren. Wer Hahn gelesen hat, wird nur wenig von der Gräfenberger Methode darin vermissen: ich war überrascht, als er mir nach Herausgabe meines Buches zum ersten Male in die Hände fiel; es ist so viel Klarheit und Erfahrung darin, daß mau sich wundern muß, wie dieser Schatz unter dem Wuste medicinischer Schriften fast ein Jahrhundert lang hat begraben bleiben können. So ist es aber mit der Wahrheit: die Haarzopfperioden, welche von Zeit zu Zeit das Menschengeschlecht verblenden, erdrücken sie oft. Ein Trost ist es, daß sie immer wieder durchbricht.

Aus dieser Relation ergiebt sich, daß Diejenigen, welche Prießnitzen für inspirirt halten oder ihm allein die Erfindung der gesamten Wasserheilkunst zuschreiben, im Irrthum sind. Ich möchte ihn fast mehr als den Mittelpunkt betrachten, an welchem sich mehrere zufällige und glückliche Umstände häuften, die er mit einer bewundernswürdigen Klugheit und Ruhe festzuhalten wußte. Geholt hat er sich den Schatz seines ärztlichen Wissens nicht, wie es Andere mit vieler Mühe und großen Kosten thun; man hat ihm denselben gebracht, und er wußte es so geschickt anzufangen, daß man ihm nicht nur sein Wissen,

sondern auch das Geld noch dazu brachte. Dazu gehörte seine seltene Selbstbeherrschung und die unerschütterliche Ruhe, sein Scharfblick, sein gutes Gedächtniß, und so manche lobenswerthe Eigenschaft, ohne welche ein Mensch sich nie zu erheben vermag. Prießnitz würde unter verschiedenen, aber gleich günstigen Umständen, vor Jahrhunderten, vielleicht ein Mahomet geworden sein, und so wie er Millionen um den Dreizack gesammelt hat, vielleicht ganze Völkerschaften dem Vollmonde oder irgend einem anderen Gestirn haben nachwandern lassen. Unter ungünstigen Umständen wäre er vielleicht ein kluger Dorfrichter geworden, wie der oben beschriebene Müller, oder, da das in Gräfenberg nicht anging, ein ganz gewöhnlicher Landwirth geblieben sein, den man höchstens eine halbe Meile in der Runde kannte. In welchem Verhältnisse er aber auch gelebt hätte, so bin ich doch überzeugt, daß er stets unabhängig da gestanden und in dem kleinen oder großen Kreise um sich her befohlen haben würde. Seine Selbstbeherrschung, Ruhe und Klugheit und sein fester Wille mußten ihm die Herrschaft über Andere, die diese Eigenschaften in einem geringeren Grade besaßen, verschaffen. Er hat entweder des Jesuiten Gratian „Orakul" vom Grunde aus studirt, oder er würde selbst ein ähnliches Buch gemacht haben, wenn er schreiben gelernt hätte. Den einen Grundsatz des Jesuiten: „Suche weniger hundert Mal zu treffen, als kein einziges Mal zu fehlen," hat er bei Zeiten aus sich selbst geschöpft und stets befolgt, wenigstens so lange ich ihn kenne. Zur Zeit als er mit den Gästen Ungarwein im Keller trank, kannte er diesen Grundsatz wohl noch nicht; allein die Erfahrung und sein Scharfblick haben ihn noch zeitig genug damit bekannt gemacht, um ihn zu seinem Vortheil benutzen zu können.

Uebrigens glaube man ja nicht, daß das System der Was-

serheilkunst auf dem Gräfenberge auf so unwandelbare Weise fest gestellt sei, daß nicht zahlreiche und wichtige Veränderungen daran vorgenommen würden. So fest steht Prießnitzens Wissen nicht, daß es nicht hin und wieder dem Einflusse der Umstände wiche. Jedes Jahr beinahe zeigt Veränderungen und Moden in der Curmethode. Im Jahre 1836 war das unmäßige Schwitzen an der Tagesordnung; im Jahre 1840 mußten die nassen Tücher Alles thun und man schwitzte wenig. Bis 1839 hatten die Sitzbadfässer Beine und Prießnitz bewies die Nothwendigkeit derselben durch die größere Bequemlichkeit, die sie den Kranken gewährten; im Jahre 1840 waren lauter Sitzbadfässer ohne Beine vorhanden und Prießnitz bewies aus diesen Fässern, daß mein Buch Alles falsch angebe, weil darin nur die Fässer mit Füßen beschrieben waren. Bis 1839 bestand für sämtliche Kranke nur ein Tisch, und Prießnitz stellte den Grundsatz auf, daß Derjenige, welcher nicht Alles essen könne, auch noch nicht gesund sei;*) im Jahre 1840 hatte er endlich meinen Reclamationen und dem allgemeinen Verlangen nachgegeben und einen Diättisch für Unterleibs- und schwere Kranke eingerichtet. Dieser Diättisch war aber ein wahres Pasquill auf einen Krankendiättisch: Klöße und andere Mehlspeisen machten oft die ganze Mahlzeit aus. Ein Gewinn entsprang aus dieser Diät; er war aber ganz für Prießnitzens Geldbeutel. — Außer den Sitzbadfässern hatte Prießnitz vom Jahre 1839 bis 1840 übri-

*) Das Unlogische der Anwendung dieses an und für sich nicht ganz falschen Satzes auf Kranke, die in einer Heilanstalt sich befinden, um ihre Gesundheit herzustellen, wird wohl den Meisten meiner Leser von selbst auffallen. Wir waren nicht gesund, sondern wollten es werden. — Uebrigens ist die Gesundheit eine relative Sache, und nicht jeder Mensch ist krank, der nicht Alles verträgt.

gens noch mehrere Veränderungen in seinem Hauswesen und der Cur, wie mir versichert wurde, blos in der Absicht vorgenommen, um sagen zu können, daß mein Buch eine Menge Unrichtigkeiten enthalte, und dadurch zugleich die gerechten Rügen zu entkräften, die er in der vierten Auflage erwartete. Diese Rügen waren übrigens so mild und glimpflich, daß er sie kaum übel nehmen konnte. Er hatte sie sich vielleicht schlimmer erwartet, weil er so große und seiner unwürdige Vorkehrungen dagegen traf; oder er konnte überhaupt, wie ich zu glauben Ursache habe, die Wahrheit nicht mehr vertragen, seit man seine Nase mit Weihrauchdämpfen verwöhnt hatte. — Die neuen Badegäste ließen sich von dem Schwanken in der Methode und von den vorgenommenen Veränderungen Nichts träumen und schrieben alle Unrichtigkeiten dem Leichtsinne oder bösen Willen des Schriftstellers zu. Es reichte ja hin, daß Prießnitz sagte: „Der Munde lügt; er schimpft, weil ich mich nicht von ihm habe betrügen lassen" und dergleichen freundschaftliche Redensarten mehr, um ihm zu glauben und alle meine Warnungen zu entkräften. Es thut mir leid um die Leute; denn sieben Achtel von ihnen, die 1840 Prießnitzen aufs Wort glaubten, sagen gewiß jetzt, wenn sie meine vierte oder fünfte Auflage lesen: „Der Munde hat so Unrecht nicht gehabt." Daß sie mich eine Zeit lang verkannten, hat mir zwar weh gethan; allein ich vergeb' es ihnen gern: ich hätte es auch gethan und hab' es vor ihnen gethan mit Anderen, deren warnende Stimmen uns Vorsicht zuriefen. Das hilft nun aber einmal Nichts: so lange der Wein im Gähren ist, schmeckt er nicht gut, und wir Hitzköpfe haben ihn nun gerade während des stärksten Gährungsprocesses in langen Zügen getrunken. Es wäre aber Unrecht, nun den Leuten nicht zu sagen, daß wir uns den Magen davon verdorben, und ganz ruhig zuzusehen, wie sie ein Gleiches thun.

— Deswegen rede ich aber hauptsächlich, weil ich es für Pflicht halte, zu reden.

Prießnitz hat von Natur kein schlechtes Herz, das glaube ich gern. Er hat manches Gute gethan, besonders in den ersten Jahren seines Wirkens. Allein Ehr- und Geldgeiz haben ihn verblendet und die Stimme des Herzens zum Schweigen gebracht. Ob er jetzt mit all' seinem Gelde glücklicher ist? Ich sage nein, und wiederhole, daß seine glückliche Zeit jene war, wo er sich mit den Gästen in den Hemdärmeln zu Tische setzte und sich noch erlaubte, bei einem Gläschen Wein mit ihnen zu scherzen. Geschah Letzteres auch abseits, so hatte es doch noch sein Natürliches, während Prießnitz jetzt von früh fünf bis Abends zehn, vom ersten Januar bis zum letzten December, Schauspieler ist. So geschickt er auch seine Rolle spielt; sie muß ihn doch sehr angreifen, ihm recht lästig werden; und hätte er nicht zu viel Geschmack an dem alles Gute ertödtenden Metalle gefunden, so hätte er sich gewiß schon längst, dieses Zustandes müde, in das Privatleben zurückgezogen.

Im Jahre 1836 strömten um die Mittagszeit die Armen der Umgegend nach Gräfenberg und gingen gesättigt von den Ueberbleibseln, die von unserem Tische fielen, wieder fort oder nahmen ihren kranken Eltern und Kindern eine kräftige Mahlzeit mit. Im Jahre 1840 wurden die bezahlten Ueberbleibsel für die Bedienung der Fremden zugerichtet und man ging so weit, den Herrschaften, die im Dorfe wohnten, die Speisen zu verweigern, wenn sie für ihre Bedienung bei sich kochen ließen. Böhm hat dies wenigstens mehrmals gethan und gewiß mit voller Zustimmung seines Herrn. — Herr und Madam Prießnitz lieben sich herzlich und können als Muster von Eheleuten gelten. Früher konnten sie sich ihrer Zärtlichkeit hingeben, sie hatten Zeit dazu. Jetzt hat der unersättliche Geldgeiz jede Minute

ihres Lebens verschlungen und nur am Abende, wenn sie Beide müde und matt sind, ist es ihnen vergönnt, noch ein Wörtchen traulich mit einander zu kosen, wenn ihnen anders von den Mühen und Aergernissen des Tages noch Kraft und Laune genug dazu übrig bleibt. — Prießnitz hat sechs Töchter, welche ohne ihr vieles Geld auch brave Männer bekommen haben würden. Die Mädchen sind hübsch, obgleich zum Theil kränklich. Wie mancher Glücksjäger ohne Charakter wird seine Netze nach ihnen ausspannen und ihnen die süße Ueberzeugung rauben, daß man ihrer blos aus Liebe, nicht ihres Geldes wegen begehrt! —

Ich beneide Prießnitz nicht um sein Glück; es ist ein rein irdisches. Ich möchte wünschen, er hätte sich ein dauernderes geschaffen. Doch Schrott's Beispiel, wenn ich ihn hier citiren darf, ist allerdings nicht ermuthigend. Wer blos der Welt nützen will, muß nicht an sich denken; er muß blos „geben" und nicht „nehmen." Wer irdischen Lohn dafür verlangt, wird sich freilich täuschen; allein mich dünkt, das süße Bewußtsein in der eignen Brust, das Gute gewollt und gethan zu haben, wiegt elendes Gold und zweideutige Ehrenbezeugungen einer Welt, die oft selbst nicht weiß, was sie will, wohl auf. — Der Geiz ist ein unersättliches Laster; je mehr es verschlingt, desto hungriger wird es. Ich beklage Jeden, der sich ihm hingab: für ihn giebt es keine Ruhe, kein Glück. Und ganz frei von diesem Laster ist Prießnitz gewiß nicht. Ja es ist stark genug in ihm geworden, um ihn zu Härten und Ungerechtigkeiten hinzureißen.

Sein leiblicher Cousin Bartsch, von welchem weiter oben schon einige Male die Rede war, kann ein Beispiel seiner Härte erzählen; ich will nicht sagen, seiner Ungerechtigkeit, denn um zu wissen, auf welcher Seite das volle Recht war, müßte man

einer Untersuchung der Sache beigewohnt haben, die nie Statt gefunden hat. Ich habe weiter oben erzählt, daß Prießnitz seinen Vetter 1836 als Secretair zu sich nahm und daß dieser noch 1839 als Rechnungsführer auf dem Gräfenberge fungirte. Er war ein armer Weber, dessen ganzes Vermögen in einem Häuschen auf der böhmischen Gasse in Freiwaldau bestand und der seinen Schulunterricht besser benutzt hatte, als sein glücklicherer Vetter, denn er schrieb und rechnete für einen Handwerker ziemlich gut und hatte auch einen Anflug von allgemeiner Bildung. Dabei war er weit entfernt, den Posten eines Rechnungsführers, wie ihn die vielen verwickelten Geschäfte auf dem Gräfenberge verlangten, vollkommen auszufüllen. Er hielt Ordnung so gut er es vermochte, und ich bezweifle, daß Prießnitz durch bösen Willen seinerseits Etwas verloren hat, obschon die Bücher nicht allemal in der besten Ordnung sein mochten. Bartzsch hatte in seiner Stellung Gelegenheit, sich Etwas zu verdienen. Theils brachten ihm die Trinkgelder eine artige Summe ein, die die abgehenden Curgäste zu geben pflegten; theils war es der Handel mit verschiedenen kleinen Bedürfnissen der Kranken, der Etwas abwarf; theils das Vermiethen von Betten, Decken 2c., die ihm gehörten; kurz er hatte Etwas verdient und sich, nach Prießnitzens Beispiel und mit dessen Vorwissen, einige hundert Thaler preußische Staatsschuldscheine aus Neisse bringen lassen. Er war ein freundlicher, gefälliger und billig denkender Mann und mochte Manches nicht leiden, was Prießnitz und Böhm für recht hielten. Manchmal erlaubte er sich eine Bemerkung dagegen oder suchte ein unbilliges Ansinnen zu umgehen. Das machte ihn zuerst dem Böhm verhaßt und dem Prießnitz verdächtig. Denn Prießnitz ist mißtrauisch wie ein Despot und wittert in Jedem, der sich ihm naht, einen Verräther. Man beschloß, Bartzsch zu entfernen, da er lästig zu werden anfing.

Zu diesem Ende war ein Vorwand bald gefunden. Es wurde ein tüchtiger Rechner, ein kranker Kaufmann, der Prießnitzen mit Leib und Seele ergeben war, beauftragt, des Rechnungsführers Bücher zu revidiren, welche, wie sich vorher sehen ließ, voll Verwirrung und keineswegs darauf eingerichtet waren, eine solche Revision zu ertragen. Der gute Rechner rechnete, nach vieler Mühe, eine Differenz von 12000 Gulden heraus und Bartzsch wurde nun so derb vorgenommen, daß er selbst erklärte, er könne unter solchen Umständen und unter einer Verantwortlichkeit, von der ihm früher Niemand Etwas gesagt, nicht länger in Prießnitzens Diensten bleiben. Er zog nach Freiwaldau und machte wieder Leinwand, wie vorher, froh, daß er noch ein Paar hundert Thaler aus seinem Schiffbruche gerettet hatte. Da trat eines Tages Prießnitz in seine Stube und verlangte heftig, er solle ihm sofort zur Deckung des vorgefundenen Deficit seine Staatsschuldscheine ausliefern, sonst werde er ihn auf der Stelle fest nehmen lassen; alle Vorkehrungen seien schon getroffen und er wolle dann der Gerechtigkeit ihren Lauf und ihn hinbringen lassen, wohin er gehöre; liefere er ihm aber gutwillig seine Baarschaft aus, so wolle er es gut sein lassen und die Sache nicht weiter verfolgen. Der arme schüchterne Bartzsch, dem schon Ketten und Arbeitshaus vorschwebten und der da meinte, alle seine Rechnenfehler würden ihm als eben so viele Verbrechen angerechnet, jedenfalls aber der reiche Prießnitz gegen den armen Leinweber in Schutz genommen werden, ging zitternd und weinend nach seinem kleinen Schatze, die Frucht einer mehrjährigen Arbeit, und lieferte denselben dem reichen Vetter aus. Und der reiche Vetter fühlte die Thränen des armen Mannes nicht auf seinem Herzen brennen, sondern steckte kaltblütig die Papiere ein, schritt lächelnd über den gelungenen Fang zur niedrigen Thür des Webers hinaus,

bestieg sein Roß und trabte zufrieden seinem Palaste auf dem Berge wieder zu.

Diese Geschichte ist mir von Leuten erzählt worden, die sie kennen mußten. Bartzsch und seine Frau haben dieselbe, auf Befragen, in allen ihren Theilen gegen mich bestätigt. Ich gebe sie ohne Zusatz wieder, wie ich sie von drei verschiedenen Personen, die dabei betheiligt waren, übereinstimmend gehört.—

Wenn ich Prießnitzen als Naturarzt lobe und ihm in Bezug auf seine Geschicklichkeit und Erfahrenheit in seiner Kunst volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, so will ich doch damit nicht etwa gesagt haben, daß er sich nicht oft, selbst in der Hauptsache irre, oder gleichgültig das Geld der Leute einstecke, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie Nutzen oder Schaden von der Cur haben. Gar viele Beispiele außer denen, welche ich etwa gelegentlich schon angeführt habe, sind mir bekannt, wo Prießnitz ein ganz verkehrtes Verfahren einschlug und sich in Behandlung von Krankheiten einließ, die er nicht zu beurtheilen verstand. Manchmal zeigte er sogar bäuerische Vorurtheile, die gar sehr an die Redeformel des „Hölzladoctors" erinnerten. Den Skirrhus (Krebs) einer polnischen Gräfin M. behandelte er eben so verkehrt, wie er nachher den der Gräfin ††† zu behandeln angefangen. Die Folge davon war, daß der Skirrhus aufbrach und die Familie untröstlich wurde. Der Gemahl der Kranken machte ihm Vorwürfe, daß die Krankheit unter seiner Behandlung einen so üblen Ausgang genommen. Er aber entschuldigte sich damit, „es sei ein Hexenschuß, dafür könne er nicht" ꝛc. — Denjenigen, welche nicht wissen, was ein Hexenschuß für ein Ding sei, diene zu wissen, daß es ein Behextsein der Kühe ꝛc. bedeutet.

Herr W — r aus Wien wurde mir im Jahre 1836 von Prießnitz als schwindsüchtig und incurabel bezeichnet. Er wollte

ihn mehrmals fortschicken; allein der Kranke ließ sich nicht abweisen und blieb, fest entschlossen, entweder seine Gesundheit oder seinen Tod auf dem Gräfenberge zu finden. Ich verließ ihn ohne Hoffnung. Noch ein Paar Tage vor meiner Abreise sagte mir Prießnitz: „Aus Dem wird Nichts; ich wollt' ich wär' ihn los. Reden Sie ihm doch zu, daß er fort geht.“ — Etwa ein Jahr darauf ließ W — r dem Prießnitz eine Danksagung in die Augsburger Zeitung setzen, worin dessen Weisheit über alle Maßen gerühmt wurde, der er die Herstellung seiner Gesundheit verdanke. — Wie viel Mal mag wohl das der Ausdauer der Kranken und den Kräften des Wassers gebührende Lob auf Prießnitzens Rechnung gekommen sein, wo dieser es gerade am wenigsten verdient hatte! —

Der Rittmeister W. hatte sich anderthalb Jahr lang wegen Syphilis auf dem Gräfenberg behandeln lassen und war geheilt abgereist. In W — n angekommen zeigte sich kurze Zeit nachher die Krankheit wieder im Halse. Er kehrte sogleich nach Gräfenberg zurück, begann seine Cur von Neuem und setzte sie weitere sechs Monate lang fort. Nach dieser Zeit entließ ihn Prießnitz wieder als geheilt und der Kranke ging wieder nach W — n. Nicht lange nach seiner Ankunft wiederholte sich die frühere Erscheinung und im Sommer 1840 ließ sich der Rittmeister im Hospital behandeln, weil seine Krankheit einen so heftigen Charakter angenommen hatte, daß er es nicht wagte, sich Prießnitzens Händen aufs Neue anzuvertrauen. — Der Rittmeister hatte in Gräfenberg wenig geschwitzt, und fast nur Sitz- und Fußbäder genommen.

In der Krone in Freiwaldau traf ich einen jungen Polen, der mich, als er meinen Namen nennen hörte, bei Seite rief und mir sagte, er wolle mir auch Etwas zum Lobe Prießnitzens erzählen. Es war eine ähnliche Geschichte, wie die des Ritt-

meisters W. Der junge Mann war ein Jahr in Prießnitzens Behandlung und immer, wenn dieser ihm erklärt hatte, es sei nun gut, er könne abreisen, hatten sich wieder neue Spuren von dem Vorhandensein des Uebels gezeigt, bis ihm nun endlich die Geduld ausgegangen war. Er wollte den nächsten Tag abreisen. — Auch er hatte nur Fuß- und Sitzbäder genommen und dabei gar keine besondere Diät beobachtet. Prießnitz hatte ihm ruhig zugesehen, wie er ein Mal acht Stück Schweinebraten verzehrt hatte!

Wie Prießnitz Syphilis ohne Schwitzen und Diät heilen wollte, begreife ich wahrlich nicht. Diejenigen Heilungen dieser Krankheit durch die Wassercur, welche mir vorgekommen und selbst gelungen sind, wurden nur mittelst des Schweißes und einer magern Diät, nebst dem nöthigen vorsichtigen Wassergebrauche gehoben, und selbst die wenigen Beispiele glücklicher Curen, die mir auf dem Gräfenberge bekannt wurden, würde ich vielleicht nicht haben berichten können, hätten die betreffenden Kranken nicht selbst Einsicht und Festigkeit genug gehabt, um eine strenge Diät zu beobachten. In meiner „Hydrotherapie“ habe ich ein Paar interessante Beispiele erzählt, die ich, nach später erhaltenen Nachrichten, bestätigen kann. — Hatte Prießnitz 1840 das Schwitzen und die Diät bei solchen Kranken etwa auch deswegen abgeschafft, um eine Unrichtigkeit in mein Buch zu bringen, oder schwankte er in seinem Systeme so gewaltig, daß er das, was er im Jahre 1839 für unentbehrlich gehalten, ein Jahr später für überflüssig hielt? — Ich will nur an die Lieutenants P. und von K. erinnern, welche im Jahre 1836 fast nicht aus den Decken kamen und denen er Schweinefleisch, wie billig, untersagte. — Der Baron V., welchen ich im Jahre 1840 bei Schrott fand, erzählte mir, daß er, die Nothwendigkeit einer strengeren Diät einsehend, Prieß-

nitzen gefragt, ob er nicht lieber eine solche befolgen solle, daß aber Prießnitz darauf antwortete: „Ich will lieber, daß Sie sich zwei Mal die Woche eine Indigestion an den Leib essen, als daß Sie ein Mal nicht gesättigt vom Tische aufstehen.“ Und der Baron litt außerdem an einem so starken Unterleibsübel, daß er sich nur wohl fühlte, wenn er Nichts gegessen hatte. — Die Erfolglosigkeit seiner Cur führte ihn endlich zu Schrott.

Ein armer Schneider aus einer Stadt des preußischen Schlesiens borgte sich achtzig Thaler, um eine Cur bei Prießnitz zu gebrauchen, und reiste, als sein Geld zu Ende war, vom Gräfenberge ab. Prießnitz hatte ihm gesagt, es sei nun gut, er könne nun nach Hause gehen; das Uebrige werde sich ja dort vollends geben. — Er wurde veranlaßt, sich Schrott zu zeigen, ehe er die Gegend verließ. Dieser untersuchte ihn, fand seine Leber ganz geschwollen und erklärte, daß er nichts weniger als geheilt sei. Der arme Mann fing bitterlich an zu weinen und sagte, daß er Frau und Kinder zu Hause gelassen, die nun Nichts zu essen haben würden, wenn er bei fortdauernder Krankheit nicht im Stande sei, ihnen Brot zu verdienen und seine Schulden zu bezahlen. — Schrott behielt ihn auf eigne Kosten bei sich und behandelte ihn. Ich fand ihn 1840 dort, wo er mir seine Geschichte selbst erzählte. — Ich möchte Prießnitz auf sein Gewissen fragen, ob er wirklich die Hoffnung hatte, den leberkranken Mann durch sein Verfahren herzustellen, und ob ihm die Thränen des armen Menschen und — die achtzig Thaler nicht auf der Seele brennen.

Ein reicher Gutsbesitzer aus Pommern, ein junger kräftiger Mann, dessen Name sich auch auf der oben mitgetheilten Subscriptionsliste befindet, brauchte die Cur wegen der Anschwellung gewisser Drüsen mit vielem Erfolge, weshalb er ein

begeisterter Anhänger der Hydriatik wurde. Die Aerzte hatten ihn Jahre lang mit allerhand Mitteln ohne Nutzen gequält, und in Gräfenberg hatte er in einigen Wochen schon sein Uebel bis auf ein Geringes verschwinden sehen. Rausse's Schriften machten damals Furore. Man glaubte, mittelst des Wassers sich zum Riesen machen zu können. Man vergaß, daß auch die Reizung der Nerven durch Wasser, die Entziehung der Wärme des Körpers ihre Grenzen haben müßten, und setzte sich dem kalten Wasser, der eisigen Winterluft mit Lust und Freuden so oft aus, als es nur die Zeit gestattete. Herr von G. war Einer von den Bravsten dieser Helden. Er wurde leider das Opfer dieser Bravour. Bei einer mehrtägigen Jagdparthie während einer Kälte, wie sie in den Sudeten gar häufig ist, zog er sich eine Erkältung zu, welche eine Darmentzündung zur Folge hatte. Diese Entzündung wurde von Prießnitz mit kalten Sitzbädern, Klystiren und Wassertrinken behandelt. An schleimige Mittel und Hervorrufung der Transpiration dachte Niemand. Der junge Mann mußte sterben und die Welt verlor an ihm einen braven, hochherzigen Bürger, seine Eltern einen Sohn, der ihr Stolz war, und seine bildschöne und liebenswürdige Braut, deren Leben ich späterhin zu retten das Glück hatte, einen heißgeliebten Gatten. Letztere war nicht zu trösten und reiste mir in mehrere Wasserheilanstalten nach, um unter der Leitung eines Bekannten des verlornen Freundes wie er zu sterben, und wenig fehlte, so hätte ein Nervenfieber ihrem blühenden Leben ein Ende gemacht. — Diese Beiden wären das schönste und liebenswürdigste Ehepaar von der Welt geworden; denn auch G. ragte, eine schöne kräftige Gestalt, in der ein gerader, biedrer Sinn, ein gutes Herz und ein himmelanstrebender Geist wohnte, unter der Männerwelt hervor, wie seine Braut ein Muster weiblicher Schönheit war. — Ein etwas bejahrter Offizier, der sie

zum ersten Male sah, sagte mir hastig: „Sagen Sie ihr, sie soll eine Einfriedigung um ihre Augen machen lassen: man denkt, man fällt hinein.“ Ich habe wirklich nie schönere, seelenvollere Augen, nie schöneres schwarzes Haar und nie eine vollendetere schlanke Gestalt gesehen, als die des Fräuleins von S. — Der Tod des Herrn von G., welcher das schöne Band zerriß, brachte mir einen empfindlichen Schlag bei und schärfte meine Waffen, wenn ich gegen die Uebertreibungen und den mannichfachen Unsinn in den Wasserheilanstalten zu Felde zog.— Trotz dieser Beispiele wollte man dennoch nicht glauben, sondern erst durch eigne Erfahrung klug werden! —

Diese Beispiele dürften hinreichen, um zu beweisen, daß Prießnitzen nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht wird, sein Streben habe hauptsächlich zum Zwecke, ihn zu bereichern, so wie daß er, trotz seiner natürlichen Anlagen zum Arzte und seiner mannichfachen schätzbaren Kenntnisse, es doch nicht weiter als zu einem rohen Empiriker gebracht hat, der von seinem Instinkte nicht immer richtig geleitet wird, sondern eben so gut, wie Gelehrte ohne Erfahrung, beim Zuschlagen den Kranken statt der Krankheit trifft.

Ich habe Eingangs dieses Capitels schon erwähnt, daß mich die Prießnitzianer*) nicht gerade sehr freundlich empfingen, wenn ich ja Einem vorgestellt wurde. Ich war für sie der Feind ihres Gottes. Und ich hatte manche Unannehmlichkeit deshalb auszustehen. Indessen fehlte es auf der anderen Seite, d. h. von Seiten Derer die Prießnitzen durchschaut hatten, nicht an Umgang. Alle, welche es früher nicht gewagt haben würden, ein zweideutiges Wort über Prießnitz in meiner Gegenwart hören

*) Die Kranken wurden in der dortigen Gegend in Prießnitzianer, Weißianer und Schrottianer eingetheilt.

*

zu lassen, schlossen sich jetzt an mich an und erzählten mir eine Menge Geschichten, welche ich theils aus Mangel an Raum, theils weil sie mir nicht hinreichend bestätigt sind, nicht wieder gebe. Noch einer Thatsache erlaube man mir Erwähnung zu thun, welche ich, ohne diese Stimmung, nicht erfahren hätte, da sie Prießnitz geheim hielt und der Held der Geschichte abgereist war. Sie wurde mir von dem oben erwähnten Doctor Medicinae, der sich als Doctor philosophiae eingeschlichen hatte, mitgetheilt.

Dr. S., Kreisarzt zu N — n, wurde oft angegangen, ein Urtheil über die Wassercuren abzugeben und, da er zu verständig war, um ohne gehörige Sachkenntniß zu loben oder zu tadeln, so nahm er sich vor, einige Monate den stillen Beobachter auf dem Gräfenberge zu machen. Er verschaffte sich von einer Gräfin, welche die Cur bei Prießnitz ein halbes Jahr gebraucht und diesem sechshundert Thaler Honorar bezahlt hatte, Empfehlungen an Prießnitz unter dem Titel eines reichen Privatmanns, der von seinen Renten lebe. Durch ein Paar Eingeweihete brachte er es dahin, daß ihm der Ruf eines steinreichen Mannes vorherging und ihn Prießnitz mit Freuden aufnahm. Dr. S. zeigte großes Interesse an Allem was Prießnitz that, und dieser, in der Erwartung eines eben so großen Honorars, als das der Gräfin, saß halbe Stunden lang an seinem Bette und gab ihm über Alles Auskunft, was er zu wissen wünschte, während ärmere Kranke wochen- und monatlang auf einen Besuch warteten. Nachdem der Dr. S. in drei Wochen Alles gesehen und gehört, was er für seinen Zweck nöthig hielt, nahm er von Prießnitz schriftlich Abschied, ließ ihm ein kleines Honorar in Golde zurück, erklärte ehrlich, wer er sei und was er gewollt habe, und — weg war er. — Prießnitz kam sofort ganz wüthend zum Dr. N. und erzählte ihm den Vorfall, nicht

ahnend, daß er es auch hier mit einem Wolfe im Schafskleide zu thun habe, und dieser bewahrte das Geheimniß still in seinem Herzen, bis er es mir ein Paar Tage vor seiner Abreise erzählte. —

A trompeur trompeur et demi!

Von Prießnitzens Gleichgültigkeit gegen seine Kranken habe ich schon oben gesprochen und ich komme nur deswegen darauf zurück, um eine Erklärung seines für Viele geheimnißvollen Schweigens und seiner Zerstreuung bei wichtigen Erörterungen zu geben. Die Kranken können ihm Stunden lang vorerzählen, ohne mehr als ein trocknes „Hm,“ „Ja,“ „Nein“ oder am Schlusse der Unterredung ein ruhiges: „Es wird schon besser werden,“ zu erhalten. Ja, manchmal passen seine Antworten gar nicht auf die ihm vorgelegten Fragen. — Ein ziemlich schwer kranker Offizier, der in Böhmischdorf wohnte, wünschte nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte endlich zu wissen, was er von seiner Cur zu erwarten habe. Er bat den Prießnitz zu sich und unterhielt sich mit ihm über seine Krankheit, seine Schmerzen und die Nachtheile, die dadurch für seine Familie herbeigeführt würden. Er sprach mit Wärme und glaubte Prießnitzen's Theilnahme erregt zu haben, obgleich dieser sich abwechselnd nach dem Fenster drehete und hinaus sah, und zuletzt in dieser Stellung beharrte. Endlich war der Kranke mit seinen Erörterungen zu Ende und erwartete nun mit Spannung Prießnitzens Ausspruch. „Was doch in dem Böhmischdorf für schlechte Wege sind“ sagte Prießnitz, und nun erst bemerkte der Kranke, daß Prießnitz gar nicht auf ihn geachtet hatte, und verzichtete nun freiwillig auf eine Erklärung, die ihm Nichts nützen konnte. Er ging zu Weiß über.

Nun giebt es aber Leute, welche diesen und ähnliche Züge noch bewundern und ich weiß nicht was für eine Weisheit darin erblicken; und Diejenigen, welche dies nicht thun, denken nicht weiter darüber nach, sondern freuen sich, daß Prießnitz gegen sie aufmerksam ist, oder daß ihre Krankheit nicht von der Art ist, daß „er sich solcher Mittel zu bedienen braucht, um sie los zu werden." Denn das macht er manchmal die Leute glauben, so wie er immer einen guten Grund für sich anzuführen weiß, wenn ein Mal Jemand abtrünnig geworden ist.

Diese Gleichgültigkeit aber und diese Unaufmerksamkeit haben eine ganz einfache Ursache: Prießnitz langweilt sich bei der ewigen Wiederholung ähnlicher Geschichten; seine Phantasie verirrt sich gegen seinen Willen, und er beobachtet bei den anziehendsten Erörterungen ein tiefes Schweigen, weil — er Nichts zu sagen weiß.

Man irrt sich gewaltig, wenn man der Meinung ist, daß Prießnitz Alles verstehe, was ihm von dem Verfahren der Aerzte und den gelehrten Untersuchungen mitgetheilt wird. Er verachtet die medicinische Gelehrsamkeit, weil er sie nur von der schlechten Seite kennt, und giebt sich gar nicht ein Mal die Mühe, in den Sinn der ihm so häufig gemachten Mittheilungen einzudringen. Je länger die Krankengeschichte, desto größer seine Langeweile. Ist der Kranke fertig, so thut er ein Paar Fragen seiner eignen Fabrik an ihn und erfährt dadurch mehr, als durch eine lange Erörterung, von der ihm das Meiste zu gelehrt ist oder unrichtig und unnütz erscheint.

Alle Erklärungen dynamischer Störungen sind ihm lächerlich: er ist reiner Materialist und hat es nur mit Krankheitsstoffen zu thun, an deren Austreibung Alles gelegen ist. Ein Paar Fragen und eine oberflächliche Prüfung des kranken Körpers reichen ihm hin, um zu wissen, was er demselben zumuthen

kann und von welcher Seite er seinen Angriff einzurichten hat. Alles Uebrige ist ihm unnütz und verdrießlich. Und man muß gestehen, daß sein Scharfsinn bewundernswürdig sein würde, wäre seine Theorie von den Krankheitsstoffen alle Mal richtig und handelte es sich in der That um Nichts weiter, als um Austreibung derselben.

Hierauf komme ich am Schlusse dieses Bändchens zurück, indem ich von Prießnitzens Persönlichkeit hiermit Abschied nehme.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Inhalt. Reise nach Dresden mit dem Consul. — Sparsystem. — Rußland. — Der Graf Woronzow. — Warnungen. — Bedenklichkeiten. — Hypochondrische Stimmung. — Einladung nach Elgersburg. — Reise dahin. — Schmeichelhafter Empfang. — Reflectionen. — Anträge, die Direction dieser Anstalt zu übernehmen. — Meine Weigerung, dies zu thun, wenn dadurch der zeitherige Director verdrängt werde. — Vermittelnder Vorschlag. — Gründe dazu. — Ein Luftschloß! — Reise nach Gotha, Reinhardsbrunn und Liebenstein. — Ich werde den Herzögen von Gotha und Meiningen vorgestellt. — Rückkehr nach Elgersburg und Abschluß der Contracte. — Eine Lebensrettung. — Der Herzog. — Reise nach Carlsbad, um den Grafen Woronzow zu sprechen. — Ich komme zu spät. — Raubanfall an der böhmischen Grenze. — Antwort des Grafen auf mein Gesuch, mich der gegen ihn übernommenen Verbindlichkeiten zu entheben. — Noch ein Mal Rußland. — Der Oekonomie-Director St. — Abgang nach Elgersburg. — Das Schwarzathal. — Düstere Ahnungen. — Warnungen. — Kühler Empfang. — Kurze Geschichte der Elgersburger Anstalt. — Ich erhalte von der Regierung die Erlaubniß zur hydriatischen Praxis und werde als herzoglicher Badedirector angestellt. — Verwickelte Verhältnisse, in denen die Anstalt sich befindet. — Die Spielklike. — Mädchen für die Gäste gehalten. — Unzucht und Völlerei. — Ich fange an, Unkraut auszujäten, und treffe dabei auf Hindernisse. — Aenderungen in der Diät. — Meine Maßregeln machen mir Feinde. — Charakteristik einiger derselben. — Lieutenant von G — r. — Major S. — Junker Kröger. — Der Oekonom. — Referendar Gift. — Der Kammerherr. — Der Hofmeister. — Gräsers. — Advocatenkniffe. —

Unnütze Nachgiebigkeit. — Unkluges Verzichtleisten auf das Recht, die Gäste willkührlich zu entlassen. — Piutti's stilles Wirken. — Sein Mangel an Vertrauen zur Wassercur an sich selbst, trotz seiner Ostentation desselben. — Meine Kopfgicht kommt wieder und verschlimmert meine Lage. — Meine bisherige Standhaftigkeit beginnt zu wanken, als man Einen nach dem Anderen meiner Freunde von mir losreißt. — Entschluß, Elgersburg zu verlassen. — Der Regierungsrath G—e vermittelt eine Auseinandersetzung. — Piutti's Klugheit. — Abdankung. — Nothwendigkeit derselben. — Planmäßiges Handeln meiner Feinde. — Kluge Freundschaftsbezeigungen Piutti's. — Uebermüthige Freude über das Gelingen seines Planes. — Idee, noch Medicin zu studiren. — Anerbieten in Leipzig. — Ich schlage ein Darlehn von 10,000 Thalern zur Errichtung einer Anstalt bei Dresden aus. — Rückkehr nach Freiberg. — Redaction des Wasserfreundes. — Meine Stelle an der Academie der Wasserheilkunde zum Opfer gebracht. — Mein Cornaro. — Privatleben und Entschluß, darin zu bleibne.

Ich reiste mit dem Chevalier de Vaguer über Fürstenstein, Salzbrunn, Warmbrunn und den Kynast nach Dresden und machte unterwegs, da er wenig deutsch sprach, den Haushofmeister. Er war mit meiner Verwaltung nicht eben sehr zufrieden, obschon ich meinte, Alles so sparsam und genau einzurichten, als es nur anging. Mein Sparsystem paßte nicht ganz in seine Ansichten: Ich wollte lieber uns eine Entbehrung auferlegen, als den Leuten, mit denen wir in Berührung kamen, Dasjenige abdrücken, was uns zur Befriedigung dieses oder jenes Gelüstes dienen sollte. Er beobachtete lieber, nach Art meiner seligen Gräfin †††, das entgegengesetzte Verfahren. Besonders waren es die unbedeutenden Trinkgelder, die mich oft in Verlegenheit setzten, obschon er sie, an das Reisen in Rußland gewöhnt, für mehr als hinreichend hielt. Im ersten Nachtquartiere, zu Johannisberg, wo wir den Leuten mit unserer Wassercur sechs Mal mehr Arbeit gemacht hatten, als andere

Reisende, wollte er für uns Beide, trotz der sehr billigen Rechnung, nur einen Zehnkreuzer Trinkgeld geben. Ich sah mich genöthigt, aus meiner Tasche zuzulegen, wenn mich die unzufriedenen Gesichter der Bedienung nicht Tage lang verfolgen und mir jeden Genuß verbittern sollten. — Mit den Lohnkutschern, die wir mietheten, war es eben so. Ich glaubte ein Meisterstück gemacht zu haben, wenn ich von zehn geforderten Thalern einen abgehandelt, und der Chevalier zankte mich nachträglich aus, daß ich nicht die Hälfte geboten. Er sagte mir, wenn ich seine ganze Reise über Hamburg, Petersburg und Moskau nach Odessa zurück mit ihm machte, so würde diese ihn vierhundert Thaler mehr kosten, die Zehrung für meine Person ungerechnet. — Ich ärgerte mich und lachte über seine Bemerkungen.

„Was helfen Ihnen" sagte er, „die freundlichen Gesichter der Kellner und Dienstmädchen? Sie fahren fort und kommen nie wieder, und am Ende der Reise können Sie mit dem ersparten Gelde sich ein schönes Möbel oder ein Tafelservice kaufen."

„Wem's gleichgültig ist", erwiderte ich, „ob er Freude und Zufriedenheit oder Mißvergnügen und Traurigkeit auf seinem Wege zurückläßt, für Den mag Ihre Maxime taugen; ich gestehe, daß mir die anderen Menschen nicht so gar wenig gelten, daß ich sie über dem eigenen Ich ganz vergessen könnte. Es mag allerdings Jemand, der zwanzig Jahre in Rußland gelebt und gelernt hat die Menschen als willenlose Maschinen zu betrachten und zu behandeln, schwer fallen, zu begreifen, daß ein Kellner oder Hausknecht eben so gut ein Mensch ist, wie er selbst, und das Recht hat, von seinen Mitmenschen Rücksichten zu verlangen. Dergleichen Leute sind so gestellt, daß sie ohne die Trinkgelder der Reisenden nicht leben, oder doch nie Etwas

verdienen können. Nach Ihrem Systeme müßte ein Hausknecht immer und ewig Hausknecht bleiben und nie das Glück kennen lernen, sein eigener Herr zu sein, ein Glück, zu dem der Trieb in jedes Menschen Brust liegt, ja ich glaube sogar in der Brust eines Russen."

Daß ich von den Russen so viel sprach, kam daher, daß fast unsere ganze Unterhaltung sich um Rußland und die Krimm drehete und der Consul, trotz aller diplomatischen Vorsicht, mir alle Augenblicke eine nackte oder wunde Stelle zeigte, die mir vor dem Eintritte in Rußland bange machte. Selbst bei Vertheidigung der russischen Einrichtungen lieferte er mir häufig die Waffen für meine Angriffe. Ich begriff, daß es dort mehr als anderswo „Herren und Knechte" gäbe, daß ein eisernes Joch auf dem ganzen Volke liege und daß es keine Macht in dem großen Reiche gebe, welche im Stände wäre, dieses Joch hinwegzunehmen, selbst die des alleinherrschenden Kaisers nicht. Ich fühlte, daß Jahrhunderte hingehen müßten, ehe das russische Volk nur fähig würde, das glänzende Licht der Freiheit zu ertragen, und — daß ich, dem schon der Corporal mit seinen „vielen Tausend Straach" Entsetzen eingeflößt, höchst unglücklich in einem Lande sein würde, wo die Knute die große Triebfeder der Handlungen der niederen Volksclassen ist.

Ich verbarg die Ideen, die mich durchkreuzten, schlecht und der Consul bot alle seine Beredtsamkeit auf, um sie zu bekämpfen; allein, ohne es zu ahnen, lieferte er immer wieder neuen Stoff dazu. So erzählte er mir, wie väterlich er für seine Leute sorge; er habe seinen Koch an einen reichen Russen in Odessa vermiethet, der ihm dafür eine monatliche Abgabe zahle; denn der Koch sei sein Eigenthum,

er habe ihn von Dem und Dem gekauft; wenn er sich fortwährend gut aufführe, so werde er ihm eine Frau geben.

Ein Mensch des anderen Eigenthum, so daß er ihn vermiethen oder verkaufen, verheirathen oder ledig bleiben lassen kann? Und das in einem christlichen Staate! — Ich vermochte es kaum, den Gedanken zu ertragen.

Er erzählte mir Manches von der Art, in Rußland zu reisen, daß man die Postillions für die Person der Reisenden verantwortlich mache und, wenn diese beraubt oder erschlagen würden, mit der Knute halb oder ganz todt prügele; daß man von Brody bis Odessa keinen einzigen ordentlichen Gasthof finde, sondern im Wagen oder auf Stroh mit Ungeziefer schlafen müsse; dagegen aber auch sehr wohlfeil reise, da man von den mitgenommenen Vorräthen lebe; daß die Wägen bis an die Achsen im Schlamme gingen, die Straßen halbe Meilen breit wären; in Odessa Alles zu enorm theueren Preisen verkauft werde, in der Krimm dagegen fast gar Nichts zu haben wäre; und das Alles sagte er unter der Versicherung, daß ich mein Glück machen und ein recht angenehmes Leben führen werde.

Je mehr er Rußland rühmte und je mehr er davon sprach, desto mehr verlor ich die Lust, hinzugehen.

Unter solchen Gesprächen durchstrichen wir die wonnigen Thäler und die herrlichen Höhen des Riesengebirges und langten endlich wohlbehalten in Dresden an.

Hier wurde ich dem russischen Gesandten als „Einer der Ihren“ vorgestellt, von Diesem mit der den vornehmen Russen eigenthümlichen feinen Höflichkeit empfangen, zu Tisch geladen und in dem Hause Seiner Excellenz theilweise mit dem Lande versöhnt, welches mir für längere Zeit zum Aufenthalte dienen,

ja vielleicht für mich und die Meinigen ein zweites Vaterland werden sollte.

Der Banquier Schulze zahlte mir auf die Anweisung des Herrn Geheimraths von Schröder die contractlich stipulirten **150** Ducaten, als Hälfte meines Reisegeldes, aus; ich miethete einen Diener, der Lust hatte, mich zu begleiten; kaufte einen Reisewagen; nahm meine Empfehlungsbriefe nach Brody und Odessa in Empfang; bestellte wegen der theueren Preise in Rußland einen Vorrath von Kleidern und Wäsche; richtete, nach Freiberg zurückgekehrt, meinen Diener in meiner kleinen Anstalt ab und mich zur Abreise ein und erwartete nur noch die Befehle des Grafen Woronzow, um mich an den Ort meiner Bestimmung zu begeben.

Seine Erlaucht traf Ende Juli selbst in Dresden ein, wo ich mich schon befand, um mich ihm vorzustellen und unser Geschäft vollends in Ordnung zu bringen. Der Graf ist ein hoher Mann von einfachem Wesen und einnehmenden Gesichtszügen, welche mich sofort mit dem Vertrauen erfüllten, das er so sehr verdient. Er empfing mich herzlich mit der Hand, setzte sein Approuvé und seinen Namen unter den Contract und gab mir die zweite Hälfte meines Reisegeldes. Am nächsten Morgen unterhielt er sich mit mir über die Einrichtung der Anstalt und über die Wahrscheinlichkeit des Gedeihens derselben, lächelte über meine Hoffnung, auch die Pest, welche ich in der letzten Zeit studirt hatte, mit Wasser zu curiren, und versprach mir von Carlsbad aus, wohin er reiste, bestimmte Nachricht wegen meiner Abreise, welche einstweilen auf die Mitte Septembers festgesetzt wurde, zukommen zu lassen. Ich hatte die Ehre, bei dieser Unterredung den Herrn Justizminister Panin und den Herrn General Titoff kennen zu lernen, welche nebst dem Herrn Gesandten und dem Herrn Hofrath Abendroth gekommen

waren, um dem Grafen ihren Besuch zu machen. — Der Hofrath hatte als Arzt zwölf Jahre in Odessa gelebt und schien eben nicht sanguinische Hoffnungen über das Gedeihen unserer Anstalt zu nähren, so wie er auch gegen mich offen seine Zweifel an der Möglichkeit aussprach, bei der enormen Theuerung der Bedürfnisse an der Küste bedeutende Ersparnisse machen zu können.

Dieser Ausspruch eines Mannes, welcher mit voller Seele dem Grafen Woronzow ergeben war und die Verhältnisse des Landes in medicinischer Hinsicht besser kennen mußte, als ein Hydropath, der im Schooße der Wasserheilkunst überall blühende Wasserheilanstalten träumte, wie ich es vor dem Mißlingen meines Unternehmens zu Freiberg auch gethan, machte auf mich einen ziemlich starken Eindruck, welcher bald noch durch verschiedene Nachrichten, die ich einzuziehen Gelegenheit fand, verstärkt wurde.

Es befanden sich damals in Dresden mehrere Personen, welche längere Zeit in Odessa gelebt und zum Theil ihre Geschäfte noch dort hatten. Eine Familie, welche sich daselbst ein ansehnliches Vermögen erworben und die wegen des heißen trockenen Clima's die Gegend verlassen hatte, welches auf die Mutter den nachtheiligsten Einfluß ausübte, redete mir ab. Auch die Hoffnung, daß meine Gesundheit sich in dem wärmeren Clima der Krimm erholen und ich endlich von meinen Gichtschmerzen gänzlich befreit werden könnte, verschwand bei näherer Erkundigung. Die Erziehung meines zwölfjährigen Sohnes mußte, wie ich einsehen lernte, entweder sehr vernachlässigt werden oder mich Summen kosten, die meine Kräfte überstiegen. Beim Nichtgelingen der Anstalt, oder gar im Falle meines Todes, befand sich meine Familie um Nichts besser gestellt, sondern litt, wenn die Paar hundert

Thaler, die ihr blieben, aufgezehrt waren, Hunger. Uebrigens mußte die Erziehung meiner anderen Kinder, bei einer längeren Abwesenheit des Vaters, leiden. Diese und manche andere Betrachtungen machten, daß ich manchmal bereute, das Engagement angenommen zu haben, ja daß ich zu Zeiten in einen Zustand von Muthlosigkeit verfiel, der mich auf die Idee brachte, den Grafen um Auflösung unseres Contractes zu bitten. Ich habe jedoch nie gern einen Schritt rückwärts gethan, obschon mich Uebereilungen mehr als Ein Mal dazu nöthigten. Es gab auch wieder Augenblicke, wo mich wieder das Vertrauen auf mein Glück aufrichtete und ich muthig den Dingen, die da kommen sollten, entgegen zu gehen beschloß.

Dieser Zustand eines inneren Kampfes rieb mich auf. Ich fühlte mich krank und ließ mich nun mehr durch die Umstände treiben, als daß ich selbst mit kräftiger Hand mein Geschick leitete. Meine hypochondrische Stimmung gewann an Dauer und manchmal hatte ich Tage lang die fixe Idee, ich verkaufe mein Leben für die fünfhundert Ducaten, die ich vorausgezahlt erhalte, um diese meiner Familie zuzuwenden. Mein Gewissen sagte mir, daß ich bei dieser Vorahnung eines baldigen Todes den Grafen um sein Geld betrüge und daß es rechtlicher sei, ihm von meinem Gesundheitszustande Nachricht zu geben, um unseren Contract aufzuheben. Dann betrachtete ich auch einmal wieder alle diese traurigen Ideen als thörichte Grillen und beschloß, das angefangene Werk zu vollenden.

Während dieser Stimmung erhielt ich einen Brief von dem Badewirth Gräser in Elgersburg, worin Dieser, als Besitzer der dortigen Anstalt, mich aufforderte, die Direction seiner Anstalt zu übernehmen, da weder er noch die Kranken mit seinem jetzigen Arzte, dem Dr. med. Piutti, zufrieden wären. Diesem Briefe folgten bald mehrere von Kranken,

unter denen sich Einige befanden, die mir bekannt waren und die mich näher kannten. Diese hatten meine philanthropischen Ideen kennen gelernt und hofften, durch die Reformen, welche ich jedenfalls in einer mir anvertrauten Anstalt vorzunehmen entschlossen war, Elgersburg, bei seiner günstigen Lage und seinem schönen Wasser, zu einer der vorzüglichsten Anstalten Deutschlands heranwachsen zu sehen. Ein junger Studirender, welcher von Elgersburg zu mir gekommen war, an meinen Ansichten über Diät, Lebensweise und Cur Geschmack gefunden und mich lieb gewonnen hatte, verbreitete unter seinen Bekannten die vortheilhafteste Meinung von mir. Man dichtete mir allerhand Vollkommenheiten an und hatte keine Ahnung, daß ich auch Fehler, und zwar viele Fehler, haben könnte. Kurz man war glücklich in der Idee, mich zu erlangen, und that Alles, was man konnte, um diesen Zweck zu erreichen.

Ich dachte Anfangs nicht ernstlich an die Möglichkeit einer solchen Veränderung, da mich mein Contract an den Grafen Woronzow band. Endlich aber gab ich den wiederholten Einladungen nach und beschloß, nicht nur Elgersburg, sondern noch einige andere Wasserheilanstalten zu besuchen und daselbst noch Manches zu sehen, was mir bei Einrichtung der unsrigen nützlich werden könnte. Eine solche Reise versprach zugleich meine Stimmung zu erheitern und meine Gesundheit zu verbessern.

Ich reiste also in Gesellschaft meiner Sohnes über Hohenstein, Blankenburg und Ilmenau dahin ab und traf am 16. Aug. 1840 Abends spät in Elgersburg ein.

Mein Empfang war der eines sehnlichst Erwarteten. Alles strömte mir entgegen; Alles wollte meinen Rath hören. und drei Tage lang hatte ich kaum einen Augenblick, wo ich ausruhen konnte. Bei Tische wurde mir von Piutti selbst, der sich

öffentlich meinen Schüler nannte, ein Lebehoch ausgebracht; des Abends hatte ich eine Serenade unter meinen Fenstern; Wirth und Bedienung harrten meines Winkes; auch der herzogliche Commissarius überhäufte mich mit Höflichkeiten und suchte mich für die Anstalt zu gewinnen.

Das war für einen schwachen, an solche Ehrenbezeigungen und Aufmerksamkeiten nicht gewöhnten Menschen zu Viel. Vergebens erklärte ich laut, daß ich mir bewußt sei, derlei Auszeichnungen nicht zu verdienen, daß ich eine Menge Fehler habe, die alle bald genug zum Vorschein kommen würden, daß ich an Piutti keine Schuld finde und nicht einsehe, warum man ihn entfernen wolle. Mein aufrichtiges Geständniß wurde für ein Uebermaß von Bescheidenheit, mein Urtheil über Piutti für eine ehrenwerthe Großmuth angenommen. Es half Nichts: ich mußte der vollkommene Mann sein, den man sich in mir gedacht hatte, und hätte diese Stimmung ausgehalten, so wäre ich, wie Prießnitz, vielleicht nach und nach, bei einigem Glücke, selbst so weit gebracht worden, an meinen hohen Werth zu glauben.

Nun gebe ich zwar gern zu, daß mein Wille durch und durch gut war und es mir nicht einfiel, die Wasserheilkunde zu egoistischen Zwecken zu benutzen, sondern daß ich mich mit Reformplänen trug, die den Kranken nur von Nutzen und der Heilkunde förderlich sein mußten. Allein zwischen Wollen und Vollbringen ist noch eine große Kluft. Je mehr man mich auszeichnete, desto schmerzhafter fühlte ich meine Schwäche und die vielen Lücken in meiner wissenschaftlichen Ausbildung. Ich sah vorher, daß ich oft genug in den Fall kommen würde, in meinem Urtheile über diese oder jene Krankheit zu schwanken und mancher Anforderung nicht entsprechen zu können, die man bei der hohen Meinung von meinen Kenntnissen machen

würde. Ich sah Manches voraus, was späterhin eintrat. Indessen der Weihrauch war mir ein wenig in den Kopf gestiegen und das Vertrauen und die Liebe, mit denen man mir entgegen kam, hatten mir das Herz warm gemacht und den Wunsch in mir erregt, unter Menschen zu leben und zu wirken, die mich so lieb hatten. Ich sehnte mich danach, ihnen ihre Liebe zu vergelten und alle meine Kräfte anzustrengen, um ihnen nützlich zu werden. Ich dachte an die Möglichkeit, von Seiten des Grafen meiner Verbindlichkeiten enthoben zu werden.

Ein Ausschuß der Gesellschaft versammelte sich und hielt im Beisein des herzoglichen Commissarius und des Badewirths eine geheime Sitzung, zu welcher ich eingeladen wurde. Piutti wußte Nichts von dem Gewitter, was über seinem Haupte zusammenzog. Es war gegen meinen Charakter, hinter seinem Rücken Etwas gegen einen Mann zu unternehmen, der mir so freundlich, fast demüthig entgegen gekommin war. — Ich erklärte der Versammlung, daß ich mich nie entschließen würde, einen Anderen zu verdrängen, um mir eine Stellung zu schaffen, und schlug vor, Piutti zu fragen, ob er mit mir die Anstalt in Gemeinschaft dirigiren wolle. Man mißbilligte dieses und prophezeiete mir, ich werde meine Großmuth, wie man es nannte, bereuen; es sei vorherzusehen, daß Piutti einwilligen würde, weil er wohl fühlen müsse, daß man mit dem Plane umgehe, ihn zu entfernen, und ihm, wolle er da bleiben, kein anderer Ausweg übrig wäre, als der, meinen Vorschlag anzunehmen; er werde jetzt in meinen Vorschlag mit Freuden eingehen und späterhin alle Mittel aufbieten, um mich wieder los zu werden. Ich erwiderte, daß, wenn ich geneigt wäre, die üble Meinung der Herren über den Doctor zu theilen, mir nichts Anderes übrig bleiben würde, als auf den

Plan ganz zu verzichten; denn obschon ich geneigt sei, irgend eine mir zusagende offene Stelle in Deutschland meiner Anstellung in Rußland vorzuziehen, so müsse ich doch wiederholen, daß es mir nimmer einfallen werde, einen Andern aus der seinen zu verdrängen. — Ich fügte noch hinzu, daß aus einer solchen Vereinigung, wenn sie von beiden Seiten in der aufrichtigen Absicht geschähe, der Sache der Menschheit zu dienen, Gutes hervorgehen müsse, da unsere Kenntnisse und Erfahrungen sich gegenseitig unterstützen würden. Ich gestand offenherzig, daß es mir doch sehr an theoretischen Kenntnissen fehle und, obschon ich eine Menge Erfahrungen gemacht und in den meisten Fällen mit vieler Sicherheit zu Werke zu gehen mir getraue, dennoch auch Manches vorkommen könne, was mir fremd und einem durchgebildeten Arzte bekannt sein müsse. Auch schien es mir im Interesse der Anstalt, daß ein Arzt vom Fache derselben erhalten würde, da viele Personen weit lieber sich einem Solchen als einem Empiriker anvertrauen möchten; wenn aber beiden Anforderungen entsprochen werde, wenn man einen wohlunterrichteten Arzt und einen bekannten eifrigen Hydriaten zugleich fände, so stehe zu erwarten, daß die Anstalt sich eines Besuches erfreuen würde, der im Stande sei, uns Alle anständig zu erhalten, wenn auch nicht zu bereichern.

Der Gedanke, daß wir in Gemeinschaft manche schöne Entdeckung machen, unsere Kenntnisse gegenseitig austauschen und vermehren und dadurch die Wasserheilkunde auf einen höheren Standpunkt bringen würden, beschäftigte mich hauptsächlich. Auch kam es mir vor, als ob man mit Piutti wohl fortkommen könne: Er schien sanft und nachgiebig; ich hatte mehr Energie und war ein Hitzkopf; er war gewandt und fein; ich gerade und ohne Umstände; von Dem, was man mir über seine Anmaßung und Falschheit sagte, glaubte ich nur die Hälfte

und hoffte, daß die Art, wie ich mich gegen ihn benommen, ihm Veranlassung geben würde, mich mit aufrichtigem Wohlwollen zu behandeln. Kurz, ich baute mir ein schönes, glänzendes Gebäude — in die Luft, und begeisterte mich für die Idee, aus Elgersburg eine der ersten Wasserheilanstalten der Welt zu machen, ohne daran zu denken, daß dazu bessere Elemente gehörten, als ich sie zum Theil vorfand.

Zwar willigte Piutti mit Freuden in meinen Vorschlag; zwar zeigte man von allen Seiten die größte Nachgiebigkeit gegen alle meine Wünsche und machte mir allerhand schöne Versprechungen; zwar wurde meine Stellung durch Contracte höchst vortheilhaft gesichert; zwar empfing mich Se. Durchlaucht der regierende Herzog mit Auszeichnung, verlieh mir, dem Nichtarzte, die hydriatische Praxis und sagte mir seinen Schutz und sein Wohlwollen zu; zwar schien Gräser glücklich, mich erobert zu haben, und alle Gäste waren zufrieden, mich bald an der Spitze des Etablissements zu sehen; — die Elemente taugten Nichts und die Interessen durchkreuzten sich, und meine Täuschung verflog nur zu bald. Ich hatte die Anderen und mich selbst überschätzt; wir hätten Engel sein müssen, um unserer Verbindung Dauer zu geben.

Ich reiste auf Kosten Sr. Durchlaucht nach Gotha, wurde dem Herzog in dem schönen Reinhardsbrunn vorgestellt, folgte einer Einladung nach Liebenstein, wo ich die Ehre hatte, bei dem liebenswürdigen Herzog von Meiningen eingeführt zu werden, hielt dort unter den Augen Sr. Durchlaucht einen Strauß gegen ein halbes Dutzend Gelehrter aus, in welchem ich in der Hauptsache Sieger blieb, machte mehrere ehrenvolle Bekanntschaften, die mir auch jetzt noch lieb und theuer sind, leistete durch meine Schrift dem herzoglichen Hause selbst einen

nicht unwichtigen Dienst*) und kehrte nach Elgersburg zurück, um nach erhaltener Einwilligung des Landesherrn die Angelegenheit vollends in Ordnung zu bringen.

Meine Meininger Freunde hatten es an Warnungen nicht fehlen lassen. Ich beschloß, sie zu benutzen, und suchte mich durch die Contracte so sicher zu stellen, als es nur möglich war, erweckte aber vielleicht gerade durch diese weit getriebene Vorsicht das Mißvergnügen und den Verdacht der anderen Contrahenten. Indeß, man willigte in Alles und die Contracte wurden gerichtlich abgeschlossen. Ich war offenbar bei dem Handel im Vortheile; denn mit Piutti theilte ich contractlich die eingehenden Honorare und mit dem Badewirth die eingehende Zimmermiethe in gleiche Theile. Dagegen übernahm ich außer der allgemeinen Leitung der Anstalt die Behandlung derjenigen Kranken, welche sich an mich wandten, und überließ dem Badewirth den größten Theil der Zimmer des herzoglichen Schlosses, welches mir auf zwölf Jahre unentgeldlich abgetreten wurde und zu dem vorliegenden Zwecke noch auf Kosten Sr. Durchlaucht besonders eingerichtet werden sollte. Piutti übernahm die ärztliche Oberaufsicht über die Anstalt und die Behandlung derjenigen Kranken, die sich lieber

*) Die Frau Herzogin war um jene Zeit sehr leidend und man zweifelte allgemein an ihrem Aufkommen. Man übergab ihr mein Buch, welches sie aufmerksam durchlas, worauf sie, für das Wasser gewonnen, eine Veränderung in ihrer Lebensweise vornahm und eine gelinde Wassercur brauchte. Sie befindet sich seitdem ganz wohl und hat, wie bekannt, im vorigen Jahre ihren Gemahl mit einer Tochter beschenkt, ein Ereigniß, woran im Jahre 1840 kein Mensch zu denken gewagt hätte. — Ich schätze mich glücklich, bei jener Gelegenheit die Bekanntschaft des herzoglichen Leibarztes, des gelehrten und aufgeklärten Herrn Medicinalraths Jahn, gemacht zu haben.

von ihm, als von mir behandeln lassen wollten. — Gingen unsere Hoffnungen auf bedeutende Vermehrung des Besuchs der Anstalt in Erfüllung, so gewannen wir Alle; geschah dies nicht, so verloren sie. Meine Existenz hatte ich auf alle Fälle gesichert, sonst wäre ich den Handel nicht eingegangen. Auch war dies nothwendig; denn Piutti konnte durch ärztliche Praxis und der Badewirth durch seine Wirthschaft im schlimmen Falle seinen Unterhalt erwerben; ich aber hatte keine Aussicht zu irgend einem Erwerbszweige in einem Dorfe des Thüringerwaldes. — Uebrigens hatten die betreffenden Partheien freiwillig in die Bedingungen der Contracte gewilligt und ich ohne alle Ueberredung blos einfach erklärt, daß ich im entgegengesetzten Falle nach Rußland gehen würde, wo meiner eine gesicherte Existenz warte. — Es fiel mir nicht ein, daß von allen Seiten schon während des Handels der Entschluß gefaßt wurde, von den Bedingungen des Contractes nur diejenigen zu halten, welche mit dem Vortheile des einen oder des anderen mit mir contrahirenden Theiles übereinstimmten.

Ich hatte das Glück, eine Nervenfieberkranke, die im vorigen Capitel erwähnte Freiin von S., die Braut meines in Gräfenberg verstorbenen v. G—w, vom Tode zu retten. Piutti hatte, unter Zuratheziehung des Herrn Medicinalraths Fitzler in Ilmenau, Umschläge und homöopathische Pülverchen angewendet und die Krankheit nahm einen immer bösartigeren Charakter an. Ich kam eben von Liebenstein und Gotha zurück und fand die Kranke in höchster Gefahr. Ich tadelte das unsichere, unzureichende Verfahren und verordnete Halbbäder von Dreiviertelstunden, welche, trotz des Einredens der Gesellschafterin des Fräuleins, angewendet wurden. Schon nach dem ersten Bade kehrte diese auf zwei Stunden zum Bewußtsein

zurück, und bei fortgesetztem kaltem Verfahren, gehörigem Oeffnen der Fenster, die ich, bei geheizter Stube, geschlossen gefunden hatte, wurde sie binnen einigen Tagen außer Gefahr gebracht.

Der Fall machte Aufsehen, und als uns der Herzog ein Paar Tage darauf mit seinem Sohne, dem Erbprinzen, und einem zahlreichen Gefolge besuchte, machte er mir bei Tafel ein artiges Compliment über mein „Debüt mit einer Todtenauferweckung." Seine Durchlaucht sicherte mir bei dieser Gelegenheit nicht nur wiederholt die Bewilligung aller von mir schriftlich gestellten Bedingungen zu, sondern ließ mir auch, auf mein Bitten, durch den Badecommissarius, den Herrn Kammerrath von S—, diese Versicherung schriftlich übergeben. Nach Tische unterhielt sich der Herzog mit mir über unsere Vergrößerungsplane und schien sogar die Hoffnung zu haben, daß durch mein Hinkommen die Gegend umher sich mehr bevölkern könne. — Wie schwer ist es doch, allen Erwartungen zu entsprechen, wenn man von allen Seiten überschätzt wird! — Ich sollte dies bald erfahren.

Ich sprach Sr. Durchlaucht meine Befürchtungen aus, daß mich der Graf Woronzow beim Worte halten könne: der Herzog bezweifelte dies bei der bekannten Humanität des Grafen und trug mir auf, ihn, als seinen „guten Freund", herzlich zu grüßen und ihm zu sagen, daß er ihm einen Gefallen thun würde, wenn er mich ihm abträte.

Ich schrieb von Elgersburg aus an den Grafen nach Carlsbad und ersuchte ihn, unseren Contract aufzuheben. Als Hauptgrund dieser Veränderung meines Entschlusses führte ich, der Wahrheit gemäß, meine schwankende Gesundheit, die Sorge für die Erziehung meiner Familie und meinen Wunsch an, im

Vaterlande leben und wirken zu können. Ich bat Seine Erlaucht, mir nach Freiberg zu antworten, fand aber, dahin zurückgekehrt, nicht nur keinen Brief, sondern erhielt auch keinen bis zum 14. September, wo mir der Herr Legationssecretair von Richter in Dresden, dem ich von meiner Absicht gesagt hatte, die Nachricht ertheilte, daß der Graf am nächsten Morgen Teplitz verlassen würde. Es war schon fünf Uhr Abends, als ich diesen Brief bekam, und es stand zu erwarten, daß der Graf frühzeitig aufbrechen würde. Ich hatte also keine Zeit zu verlieren, sondern ließ schnell meinen Wagen in Stand setzen, schickte nach Postpferden und fuhr um sechs Uhr in Begleitung meines Sohnes Adolf nach Carlsbad ab.

Trotz der guten Trinkgelder, welche ich zahlte, kam ich doch erst Morgens neun Uhr in Carlsbad an. Fast überall auf den Stationen hatte ich einen Aufenthalt von Dreiviertelstunden und die Berge erlaubten nicht, sehr schnell zu fahren, was überhaupt nicht der Fehler unserer deutschen Postillions ist.

Bei meiner Ankunft erfuhr ich, der Graf sei Tags vorher schon abgereist. Ich ging schnell nach seiner Wohnung, wo mir diese Nachricht bestätigt wurde. Der Erzherzog Stephan hatte seine Wohnung gemiethet und wollte an demselben Tage eintreffen, was den Grafen, um all das Gewirr des Aus- und Einpackens und des Complimentirens zu vermeiden, bewogen hatte, seinen Aufenthalt um einen Tag abzukürzen.

Ich war so ärgerlich über diesen Querstrich in meiner Rechnung, daß ich nach dem Gasthof zurückkehrte, mich ein Paar Stunden auf das Sopha legte, zu Mittag aß und, ohne den berühmten Badeort, den ich nie gesehen, eines Blickes zu würdigen, mit dem nämlichen Postillion wieder abfuhr, der mich hingebracht hatte.

Auf dem Sonnenwirbel, unweit der Grenze, hatte ich das dort nicht seltene Schicksal, von Dieben angefallen zu werden, welche auf meinen am Wagen fest geschraubten Koffer stiegen und ihn aufzuschneiden versuchten, da er sich nicht losmachen ließ. Ich hatte beim schnellen Vorüberfahren drei Männer an der Straße gesehen und gleich darauf bemerkt, daß die im flüchtigen Trabe begriffenen Pferde etwas fester auftraten. Ich machte die Tuchklappe meines Fensterleins auf und sah bei mattem Mondschein ein Paar Gesichter und ein blankes Messer in einer Hand. Ich wollte anfangs den Postillion halten lassen und hatte nach meinem Reisemesser gegriffen; doch schnell überlegend, daß der Postillion, mit seinen raschen Pferden beschäftigt, mir nicht Viel helfen würde, änderte ich meinen Angriffsplan und ließ die Pferde ungestört forttraben. Ich nahm meinen derben Stock, lehnte mich zum linken Schlage des Wagens hinaus, so weit ich konnte, und führte, indem ich mich mit der linken Hand festhielt, einen so kräftigen Streich über den grauen Hut des mir zunächst befindlichen Spitzbuben, daß ihm der Hut weit über die Ohren ins Gesicht fuhr und er, beschäftigt, ihn mit beiden Händen empor zu ziehen, von seinem unbequemen Platze herab auf die Straße stürzte. Der Zweite, mit seiner Arbeit beschäftigt und bei dem Gerassel des Wagens, hatte von dem Vorgange gar Nichts bemerkt und sah sich verwundert nach seinem fallenden Spießgesellen um. Dadurch aber bot er mir sein Profil dar, über dessen Nase ich denn auch meinen gewichtigen Stock so gut herzog, daß ihr Besitzer im Augenblicke rücklings auf die Straße stürzte und, ohne sich zu regen, da liegen blieb. Der Dritte hatte wahrscheinlich keinen Platz finden können und war zurückgeblieben. Er wird wohl seine beiden Gefährten nach Haus geführt haben, wenn er nachgekommen ist, um den Fang zu theilen.

Ich beruhigte meinen Adolf, der über meiner starken Bewegung aufgewacht war, mit einem: „Es ist Nichts" und sagte dem Postillion erst an der Grenze von dem Vorfalle, von welchem er auf seinem Bocke keine Ahnung gehabt hatte. In dem österreichischen Zollhause, wohin mich der Einnehmer, bei Lesung meines Namens auf meinem Passe, eingeladen hatte, um seiner gichtkranken Frau Rath zu ertheilen, erzählte man mir mehrere ähnliche Anfälle, die in der Gegend vorgefallen und nicht immer zum Vortheil der Reisenden abgelaufen waren. Dem Controleur des Amtes hatte man ein Paar Wochen vorher seinen Koffer abgeschnitten gehabt, und nur der Umstand, daß er ein geladenes Gewehr bei sich führte, mit welchem er Feuer gab, rettete ihm seine Effecten; denn der Dieb war schon über funfzig Schritte vom Wagen entfernt, als der Raub bemerkt wurde.

Ich fand erst in Annaberg, wo ich mir den Koffer in mein Zimmer bringen ließ, eine unbedeutende Beschädigung daran, die ich in Freiberg wieder ausbessern ließ. Man hatte das Leder und den Riemen weggeschnitten, die das Schloß bedeckt hielten.

Ich schrieb nun nochmals an den Grafen nach Odessa und reiste, den dringenden Bitten der Elgersburger nachgebend, immer an meinen neuen Bestimmungsort ab, um die Antwort des Grafen dort zu erwarten, welche, wie ich hoffte, bewilligend ausfiel und nicht den leisesten Vorwurf enthielt. — Wie würde sich mancher kleine Bürgermeister geberdet haben, wenn eines seiner Lieblingsprojecte an dem Willen eines von ihm bezahlten Mannes gescheitert wäre!

Der Graf schrieb mir:

Odessa ce $^{4}/_{16}$ Octobre 1840.

Monsieur,

J'ai reçu avant-hier la lettre du 21 du passé, par laquelle vous me faites part des engagemens que vous avez pris envers S. A. le Duc de Cobourg-Gotha; vous me demandez d'annuler notre contrat, et vous m'offrez de vous charger du choix d'une personne qui vous remplacerait chez nous. Par le double engagement que vous avez contracté, Monsieur, vous vous êtes placé dans une position trop difficile pour que je veuille l'aggraver. D'autre part vous devez sentir que je ne saurais faire pour une personne qui m'est inconnue, et dont au besoin je veux me réserver le choix direct, les sacrifices que je m'étais imposés en votre faveur à la recommandation de Mr. Baguer et dans la persuasion que l'établissement projeté en Crimée, aurait pu être ouvert dans le courant de ce mois. Vous trouverez donc très naturel, que je vous demande la restitution de la somme que je vous ai fait compter en vertu de notre contrat. Vous voudrez la remettre à S. E. Mr. de Schroëder à Dresde, auquel je transmets aujourd'hui même le contrat original avec la faculté de l'annuler du moment que vous lui aurez compté la somme en question.

Vous voudrez en conséquence vous rendre chez

Odessa am $^{4}/_{16}$ October 1840.

Mein Herr,

*) Ich habe vorgestern den Brief vom 21sten des vergangenen Monats erhalten, durch welchen Sie mir die Verbindlichkeiten

Mr. de Schroëder, à la réception de la présente, et vous entendre avec Son Excellence sur la résiliation de notre contrat.

Recevez, Monsieur, l'assurance de ma parfaite considération.

Cte. Woronzow.

---

anzeigen, die Sie gegen Se. Durchlaucht den Herzog von Coburg-Gotha übernommen haben. Sie bitten mich, unseren Contract aufzulösen, und erbieten Sich zu der Wahl eines Mannes, welcher Sie bei uns ersetzen könne. Durch das doppelte Engagement, welches Sie eingegangen sind, mein Herr, haben Sie Sich in eine zu schwierige Lage versetzt, als daß ich dieselbe Ihnen noch erschweren möchte. Auf der anderen Seite müssen Sie begreifen, daß ich für einen Unbekannten, dessen Wahl ich mir für den Nothfall selbst vorbehalten will, nicht die Opfer bringen möchte, welche ich mir zu Ihren Gunsten auf des Herrn von Baguer Empfehlung und in der Ueberzeugung, daß die in der Krimm projectirte Anstalt noch im Laufe dieses Monats eröffnet werden könne, auferlegt habe. Sie werden es daher ganz natürlich finden, wenn ich von Ihnen die Rückzahlung der Summe erwarte, welche ich Ihnen kraft unseres Contractes habe auszahlen lassen. Haben Sie die Güte, dieselbe Sr. Exc. dem Herrn von Schröder zu Dresden zuzustellen, welchem ich zugleich heute den Original-Contract mit der Vollmacht einhändige, ihn zu anulliren, sobald Sie ihm die fragliche Summe bezahlt haben werden.

Begeben Sie Sich also nach dem Empfange des gegenwärtigen Briefes zu dem Herrn von Schröder und machen das Nöthige wegen der Auflösung unseres Contractes mit Seiner Excellenz ab.

Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

Graf Woronzow.

Ich zahlte, nach dem Wunsche des Grafen, meine dreihundert Ducaten an Seine Excellenz den russischen Gesandten in Dresden zurück und war nun meiner Verbindlichkeiten quitt und ledig. — Obschon ich nun jetzt der Meinung bin, dem Grafen durch die Veränderung meines Entschlusses eine Summe von zwanzigtausend Thalern erspart zu haben, so sagt mir doch eine innere Stimme, daß es nicht Recht war, seinem und des Consuls Vertrauen nicht entsprochen zu haben. Namentlich Letzterem, welcher die ganze Sache veranlaßt hatte, mußte meine Sinnesänderung höchst unangenehm sein. — Und doch kann ich nicht bereuen, mich nicht zum Russen gemacht zu haben. Ja, wenn meine Leser alle die Geschichten gehört hätten, die mir in den letzten Tagen von Leuten erzählt wurden, die längere Zeit dort gelebt hatten, so würden sie es ganz natürlich finden, daß ich alle Lust verlor und ein geringeres Einkommen in unserem schönen Vaterlande dem möglichen Reichwerden in jenem Lande vorzog. Ein Gutsbesitzer aus der Gegend von Berlin, welcher über zwölf Jahre als Oeconomiedirector in der Gegend zwischen Moskau und Odessa gewirkt hatte, konnte nicht genug von den Bedrückungen und Ungerechtigkeiten erzählen, von welchen er Zeuge oder selbst Opfer gewesen war. Er hatte, wie er versicherte und aus seinen Papieren nachwies, noch sechzigtausend Rubel von der russischen Regierung zu fordern. Diese schob die Schuld auf einen Beamten, der seitdem vom Amte entfernt sei, und als Herr St—t sich nicht dabei beruhigte, so wurde er eingeladen, persönlich seine Ansprüche zu beweisen und sein Geld dann in Empfang zu nehmen, von welcher Einladung er aber keinen Gebrauch machen mochte. „Ich habe nicht Lust,“ sagte er, „mein Geld in Sibirien zu verzehren.“ — „Sie haben keine Idee,“ sagte

der Director weiter, „wie in Rußland fast jeder Beamte seine Stellung zu Bedrückungen mißbraucht, wenn sie sich anders dazu eignet. Ich lag einmal am Fieber krank und verschrieb mir, aus einer ziemlich entfernten Apotheke, China. Die Arznei kam auf dem letzten Postamte an, wurde dort aber meinem Boten nicht verabfolgt, weil der Adressat selbst über den Empfang quittiren müsse. Vergebens stellte der Bote vor, daß ich krank im Bette liege und die Medicin höchst nöthig brauche; vergebens schickte ich eine eigenhändige Quittung nach dem mehrere Meilen entfernten Postamte. Erst nachdem ich fünfundzwanzig Rubel als Geschenk für den Postmeister beigefügt, erhielt ich meine China.“ — „Man hält in Rußland Nichts, was man versprochen,“ sagte er wiederholt, „und benutzt jede unklare Clausel eines Contractes gegen den Ausländer. In meinem Contracte war mir ein Dolmetscher zugesagt. Den erhielt ich, mußte ihn aber bezahlen und erhalten, weil nicht ausdrücklich in klaren Worten bestimmt war, daß er von der Krone bezahlt werden solle. Und so geht's in allen Stücken.“

Ich habe in meinem Leben die russischen Grenzen nicht überschritten und auch noch keine Neigung, es zu thun; ich kann also nur das wiedergeben, was man mir erzählt hat. Hat man übertrieben, so thut es mir leid, zur Verdunkelung des Ruhmes einer großen Nation beigetragen zu haben. Hat man aber die reine Wahrheit gesagt, so ist es mir lieb, daß ich sie mit verbreiten half, und bitte deshalb keinen Menschen um Vergebung. — Uebrigens war ich mir die Mittheilung einiger dieser Umstände, deren mir noch gar viele zu Gebote stehen, schuldig, damit man die Zurücknahme meines gegebenen Wortes mir nicht höher anrechnen möge, als sie mir wirklich anzurechnen ist. Hätte ich es übrigens

mit einem Anderen zu thun gehabt, als mit einem so vollendeten Ehrenmanne, wie es der Graf Woronzow ist und dem ich, trotz der übeln Gerüchte aus Rußland, keinen Augenblick aufhörte mein volles Vertrauen zu schenken, so würde ich mir die Mühe einer solchen Vertheidigung erspart haben, da ich es für eine Thorheit halten würde, ohne solche Garantie nach einem unter der Macht des Despotismus seufzenden Lande zu gehen.

Die geistige Marter der letzten Monate hatte mich sehr abgespannt und mit traurigen Ahnungen erfüllt, die, leider, nur zu bald in Erfüllung gingen. Schon unterwegs wurde ich krank und mußte einen Tag in Rudolstadt liegen bleiben. Das himmlische Schwarzathal und der Besuch einiger Bekannten, unter denen sich die Prinzessin von B......g befand, die mich in Elgersburg freundlich eingeladen hatte, erheiterte mich etwas. Das Schwarzathal erschien mir schöner und ist jedenfalls viel romantischer, als unser plauenscher Grund, und die hübschen freundlichen Schwarzburgerinnen, welche — es war gerade am Sonnabend — schön geschmückt nach der Stadt gehend die schöne Landschaft belebten, geben unseren Dresdner Landmädchen gewiß Nichts nach. Das Schloß Schwarzburg selbst hat eine der schönsten Lagen, die ich gesehen habe, und die Menge zahmer Hirsche, die in den Gründen und Wäldern dicht in der Nähe der Menschen weiden, erhöhen das Idyllische der Gegend. Leider empfand ich in meiner Verstimmung all diese Schönheiten nur halb.

Meine düsteren Ahnungen fingen schon auf dem Wege zwischen Ilmenau und Elgersburg an, sich zu verwirklichen.

Einer meiner Freunde, der junge L......., welcher in meiner Anstalt zu Freiberg die Cur gebraucht hatte, kam mir entgegen und warnte mich. „Piutti ist entschlossen, sich zu behaupten, sagte er, und wird Alles aufbieten, um Sie wieder los zu werden. Schon hat er einen Anhang um sich gesammelt, der ihm gute Dienste leisten wird. — Werden Sie mit Gräsern uneinig, so haben Sie einen schweren Stand und sind jedenfalls den größten Gemeinheiten ausgesetzt. Und schon hat es einen Anschein, als ob im Gräserschen Hause nicht Alles in Ordnung wäre. Seine Frau ist mit den zwischen Ihnen abgeschlossenen Contracten ganz unzufrieden und verlangt die Aufhebung derselben. Die haben Sie auch schon auf dem Halse. Sie haben nicht gut gethan, daß sie den Piutti dagelassen haben.“ —

Piutti empfing mich kalt und bei Gräsers vermißte ich ganz die frühere Herzlichkeit und Zuvorkommenheit. Gegen unser Uebereinkommen fand ich in meinen Zimmern weder Tisch noch Stuhl und mußte diese selbst erst holen helfen. Kein Mensch fragte nach einem Bedürfnisse.

Piutti's erste Worte waren, daß er auf jeden Fall entschlossen sei, auch in Elgersburg zu bleiben, worauf ich einfach erwiderte, daß dies mit meinen Wünschen übereinstimme, wie er selbst wisse. — Er hatte hierauf die Freundlichkeit, mir und meinem Sohne ein Paar Tassen Cacao bereiten zu lassen, die wir in seiner Gesellschaft tranken.

Ein Paar Tage darauf kam mein Gepäck an und ich richtete mich ein, so gut ich konnte.

Nun hätte ich Stoff genug, um ein besonderes Buch über meine Erlebnisse des nächsten Jahres zu schreiben und Mittheilungen zu machen, welche in ihrer Art vielleicht interessanter sind, als das Meiste, was diese Bändchen enthalten. Allein man erlaube mir, diese Geschichte en résumé zu behandeln und

nur Dasjenige zu geben, was nöthig ist, um mein Weggehen von Elgersburg zu begreifen. Die Erinnerungen an jene Zeit sind für mich ohnehin so unangenehmer Art, daß ich sie mir gern bis auf den Augenblick erspare, wo man mich zwingt, von den in meinen Händen befindlichen Actenstücken, welche mehrere Hundert Seiten betragen, Gebrauch zu machen und dem Publikum im Einzelnen mitzutheilen, mit was für Menschen und mit was für Erbärmlichkeiten ich dort zu kämpfen gehabt habe.

Die ganze Zusammenstellung der Anstalt war verwickelt: man wußte nicht recht, wer Herr darin sei. Gräser, ein gewöhnlicher ungebildeter Bauer und Brantweinbrenner, war durch speculative Köpfe zu Einrichtung von Dampfbädern und später, da sie nicht Viel einbrachten, durch einige aufrichtige Wasserfreunde, die es mit ihm gut meinten, zu Errichtung einer Wasserheilanstalt bewogen worden. Der Dr. phil. Martini, seit einigen Jahren Director der Liebensteiner Anstalt, übernahm, da er medicinische Studien gemacht hatte, die Direction der Anstalt und gab sich so viel Mühe, daß nicht nur die Anlagen umher sich sehr verschönerten, sondern Gräser auch bald auf seine Rechnung kam, so daß er ein neues großes Haus mit Saal zu seinen vorhandenen Gebäuden fügen konnte. Der Herzog interessirte sich für das Unternehmen, verlegte sein Rentamt nach dem Dorfe Liebenstein und überließ Gräsern das Elgersburger Schloß auf eine bestimmte Zeit, die 1840 zu Ende ging, zur Aufnahme von Kranken. Der Herzog ernannte ferner einen Badecommissar und schickte nach dem Abgange des Dr. Martini den Dr. Piutti als Arzt an die Anstalt, welcher durch einen dreiwöchentlichen Aufenthalt in Gräfenberg sich eine oberflächliche Kenntniß der Wasserheilkunde erwarb und der Anstalt vorstand, ohne von dem Werthe der Methode überzeugt und mit der Anwendung derselben hinreichend vertraut zu sein.

Einige unvorsichtige Aeußerungen und einige dem Anfänger leicht verzeihliche Curfehler wurden ihm hoch angerechnet und erzeugten ein Mißtrauen, was ihm in seiner Stellung nichts weniger als vortheilhaft sein konnte. Materielle Interessen brachten ihn bald mit Gräsern in Uneinigkeit, welcher bei der Errichtung der Anstalt keinen anderen Zweck im Auge gehabt hatte, als Geld zu verdienen, und dem jedes Mittel um diesen Zweck zu erreichen recht war. Piutti zeigte sich schwach und taktlos, wurde auch vielleicht von der Regierung nicht recht unterstützt, welche, wie er mir selbst sagte „wie ein lederner Schleifstein" überall schonen und Keinen verletzen wollte. Auch wurde derselben von mehreren Seiten das Recht bestritten, sich in die inneren Verhältnisse der eigentlich doch Gräsern gehörenden Anstalt zu mischen.

Es fanden sich bald Feinde und der Plan wurde entworfen, Piutti zu entfernen und mich an seine Stelle zu setzen. Da dieser Plan im Einverständnisse mit dem herzoglichen Commissar entworfen wurde und der Herzog schon für mich gewonnen war, ehe ich noch ein Wort davon wußte; so lag es nur an mir, darein zu willigen oder nicht. Eine Bittschrift, von dem größten Theile der Curgäste und den angesehensten unter ihnen unterzeichnet, hatte dem Herzog bewiesen, daß meine Anstellung nicht blos der Wunsch Gräsers, sondern auch der der Gäste war.— Ich habe bereits erzählt, wie ich mich unter diesen Umständen benahm.

Ich kam nach Elgersburg. Die Regierung hatte mir die Erlaubniß zur Praxis gegeben und mich als Director angestellt. Statt des Gehaltes hatte man mir das Schloß unentgeldlich überlassen und außerdem es meinem eignen Ermessen anheimgestellt, meine Existenz durch Contracte mit Gräser und Piutti zu sichern. Ich hatte es also mit drei verschiedenen Partheien

zu thun: mit der Regierung, die sich zur Protectorin der Anstalt gemacht hatte und die oberste Gewalt ausübte; mit Piutti, der als Arzt und in medicinischer Hinsicht, de facto, als Mitdirector fungirte; und mit Gräser, der in seiner Eigenschaft als Gründer und Besitzer der Anstalt den Herrn im Hause machen wollte und außerdem noch als Wirth die Verpflegung, Einquartierung und Bedienung der Gäste über sich hatte. Ich war nun der Director der Anstalt und sollte, als solcher, in ihr commandiren, so wie die Anderen commandiren wollten. Dadurch, daß mir der Herzog das Schloß abgetreten, trat ich in ein Compagnieverhältniß mit Gräser und dieser war nicht mehr der alleinige Besitzer der Anstalt, sondern hatte nur einen Theil derselben als Eigenthum zu beanspruchen. Er hatte sich durch seinen Contract mit mir förmlich eines Theiles seines Rechts begeben, das man ihm schon früher bis zu einem gewissen Grade ohne seine Zustimmung streitig gemacht hatte, indem man ihm über manche innere Einrichtung seiner Anstalt Vorschriften gab. Der Herzog unterstützte dagegen die Anstalt nicht nur mit Geld, sondern that auch, auf Verwendung des Commissars, der sich große Verdienste um die Verschönerung der Anstalt erwarb, Alles zum Gedeihen derselben. Er wünschte, daß in diesen Winkel des Thüringerwaldes mehr Leben käme.

Gräser nahm alle ihm zu Theil gewordenen Unterstützungen mit Vergnügen an, wollte es aber nie gern leiden, wenn man manche ihn beschränkende, übrigens nützliche, Verordnung gab. So zufrieden er anfangs gewesen war, mich acquirirt zu haben, so unzufrieden wurde er doch bald, als er bemerkte, daß nicht Alles mehr im alten Gleise gehen sollte.

Ich fand eine Spielklike vor, welche ihr Wesen Tag und Nacht trieb. Ein Paar der Herren waren offenbar nur deswegen in der Anstalt, um andere gutmüthige Gäste auszubeuten.

Mehrmals schon waren Scandale vorgekommen. Schon in den ersten Tagen meines Dortseins kam es zwischen einem sehr unbekannten Rittmeister und einem Magdeburger Juden wegen einer Spielschuld zu einem Exceß, der fast mit einer öffentlichen Prügelei endigte; denn der Rittmeister verfolgte den Juden mit einem Rapier durch den Speisesaal und einen Theil des Hauses.— Gräser hielt Mädchen für die Gäste. Innerhalb eines Jahres hatte man das Scandal von zwei Schwangerschaften und von manchen Seiten wurden die unzüchtigen Zusammenkünfte so weit getrieben, daß selbst auf dem Speisesaale sich am nächsten Morgen Spuren davon vorfanden. — Auch über Damen, welche zum Gebrauch der Cur da waren, liefen bösartige Gerüchte um. Nach ihrer Abreise fanden im Ohrdrufer Gasthause von Gotha und Elgersburg aus Zusammenkünfte statt, bei welchen unsere Kranken in Einer Nacht zweiundvierzig Thaler für Champagner bezahlten. —

Statt einer angemessenen Diät, lebten die Gäste herrlich und in Freuden. Bei den Elgersburger Bäckern wurde täglich nach dem Mittagsessen der im Magen etwa noch übrig gebliebene Platz mit Kuchen gestopft und von Einzelnen ganze Teller dieses Gebäcks abgeräumt.

Alle diese Dinge wußte man weiter oben. Einzelnen der Beamten konnten sie nicht entgehen. — Mir waren sie bis zum Antritte meines Amtes fremd geblieben. Aber schon in der ersten Woche durchschaute ich das ganze Treiben.

Meine erste Sorge war, die Spielklike zu vertreiben und den Badewirth zu Abschaffung der Mädchen zu ermahnen, deren Tugend am meisten verdächtig war; meine zweite, eine bessere Diät einzuführen und namentlich das Kuchenessen abzubringen.— Man weiß in Gotha welche Mühe es mich gekostet hat, um das Erste zu erreichen, da die Spieler größtentheils „Leute von

Stande" waren. Hätte ich blos den Juden fortgeschickt, so hätte kein Mensch Etwas dagegen eingewendet. Meine Festigkeit siegte jedoch über alle Rücksichten: Ich erklärte, ich würde selbst wieder fort gehen, wenn die Regierung Parthei gegen mich ergriffe. — Auch mit den Mädchen wurde die Sache sehr leicht genommen und trotz der Scandale, die vorfielen, gelang es mir erst gegen das Ende meines Dortseins, die Letzte, als H—e bekannte aus der Anstalt zu entfernen. — Auf meine vielen Klagen erhielt ich häufig keine andere Erwiderung, als die, daß es in anderen Bädern auch nicht anders wäre und Seiner Durchlaucht so energische Maßregeln, wie ich sie anzuwenden für gut fände, gewiß nicht angenehm sein würden. —

Mit der Diät machte es sich schneller, da eine große Anzahl Kranker in ihrem eignen Interesse mir selbst entgegen kamen und es eigentlich nur an einer gehörigen Beaufsichtigung des Tisches gefehlt hatte, um Die, welche gesund werden wollten, von Genüssen, die ihnen schädlich waren, abzuhalten. Gewisse Dinge, wie Schweinefleisch, fettes Backwerk, Saures &c. verbot ich ganz und für den Kuchen fanden die Bäcker vom Tage meines Eintreffens an so wenig Abgang, daß sie aufhörten, welchen in Vorrath zu backen. — Im Frühling erst fand sich wieder ein edler Stamm, größtentheils Offiziere, zusammen, denen der Bauch ihr Gott war und die nur hingekommen zu sein schienen, um allen Lüsten zu fröhnen. Sie baten sich mehrmals bei mir die Erlaubniß aus, einen Schweinebraten für sich auf den Tisch bringen zu lassen, die ich ihnen unter der Bedingung gab, daß ihr Arzt, Piutti, damit zufrieden sei. Sie waren es, welche vorzugsweise den Keim der Immoralität in der Anstalt erhielten und nebst einigen anderen für Piutti eingenommenen Personen eine Art Leibwache um diesen bildeten, die sich zu den

größten Gemeinheiten, den erbärmlichsten Intriguen, den feigsten Verläumdungen hergab.

Ich darf mich solcher Feinde nicht schämen, und bin stolz auf meine mir bis zum letzten Augenblicke treu gebliebenen Freunde, die der Himmel segnen möge für den Trost und die Unterstützung, die sie mir unter den täglich sich wiederholenden Kränkungen und verletzenden Angriffen gewährten. Damit man sie gehörig würdige, gebe ich eine ganz kurze Charakteristik dieser Feinde, von denen ich um keinen Preis möchte, daß sie meine Freunde gewesen wären:

Der eingefleischteste unter ihnen war ein verabschiedeter Lieutenant, welcher, seinem eignen Geständnisse zufolge, durch unnatürliche Jugendsünden seinen Körper und seinen Verstand in Unordnung gebracht hatte, und den der Herzog, als ich ein Mal mit ihm über diesen Menschen sprach, selbst als den „verrückten G — r" bezeichnete. Er hatte Nichts als dumme Streiche gemacht, war vom Militair weg Schauspieler geworden und wurde selbst von seiner Familie, die ihn unterhielt, gefürchtet. — Er bildete sich ein, eine Methode erfunden zu haben, die alle Welt gesund machen müsse, und mischte sich in die Curen der Anstalt, in welche er, des Ersparnisses wegen, sich gar nicht hatte aufnehmen lassen, in der er aber bis zur Lächerlichkeit den Prediger machte, trotz seiner Verrücktheit aber dennoch mehreren der ungebildeten Kranken den Kopf verdrehete. Besonders hing er sich an Diejenigen, deren Verstand durch ähnliche Sünden, wie der Seinige, geschwächt worden, widerrieth ihnen den Gebrauch der von mir verordneten Cur und beredete sie zu Verkehrtheiten, die ihnen nur Nachtheil bringen konnten. — Ich hielt es für nöthig einzuschreiten, machte ihn aber durch meine höflichen, wenn gleich ernsten, Erinnerungen so wüthend, daß er allen Anstand vergaß und ich mich genöthigt sah, ihm die Thüre zu

weisen und ihm den Eintritt in die Anstalt zu untersagen. Er schwor mir von diesem Augenblicke an Rache und sagte, er werde nicht eher ruhen, bis er mich aus Elgersburg wieder fortgebracht habe. Er hat Wort gehalten; denn so erbärmlich der Mensch auch an und für sich war, so wurde er doch als ein scharfes Werkzeug in der Hand eines geschickten Meisters trefflich benutzt und trug durch seine Niederträchtigkeiten großentheils mit zu meiner Abdankung bei. — Dieser Mensch war nicht zufrieden, mich überall wo er sich sehen ließ, auf die schmählichste Weise zu verleumden und ganz wüthend anzugreifen; sondern er suchte mich auch auf eine Weise, deren nur die raffinirteste Bosheit fähig ist, an Stellen zu verwunden, welche am empfindlichsten waren. Ein Mal ging er so weit, eine sehr junge Dame, welche mit ihrer Mutter unter meiner Leitung die Cur gebrauchte und die mir wegen ihres unschuldigen natürlichen Wesens und ihrer Anhänglichkeit besonders lieb war, auf einen etwas entlegenen Spaziergang zu verlocken und ihr da auf eine entehrende Weise zu begegnen. Erschrocken riß sich die Arme von ihm los und erzählte laut weinend einer Freundin, die sie unterwegs fand, wie man ihr begegnet sei. Obgleich die Damen die Sache verschwiegen hielten, so hatte sie doch so allgemeine Entrüstung unter ihnen hervorgebracht, daß Eine mir sie mittheilte. — Diese Niederträchtigkeit brachte mich außer aller Fassung. Ich schwor den Herrn Lieutenant durchzuprügeln, wo ich ihn auch fände, und erklärte ihn in Gegenwart seiner eben erwähnten Herren Kameraden für einen „elenden Schurken,“ wobei ich bemerkte, daß ich bereit sei, Genugthuung zu geben, wenn sie verlangt würde. Sie wurde nicht verlangt, weil man, wie man zu verstehen gab, mich nicht für ebenbürtig hielt, was ich mir aber, wie ich laut aussprach, ganz einfach durch die einem gemeinen Menschen, weß Standes er auch sei, fast immer innen wohnende Feigheit

erklärte. Die Herren Kameraden gingen fortwährend mit dem „elenden Schurken" um, der sich jedoch in eine größere Entfernung von Elgersburg zurückzog, als er vernahm, daß der Herr Director alles Ernstes, mit einem tüchtigen Stocke bewaffnet, ihn aufsuche und durchzubläuen beabsichtige.

Ich muß bemerken, daß dies zu einer Zeit geschah, wo ich schon alle Mittel vergeblich angewendet hatte, um diesen Menschen aus der Nähe der Anstalt zu entfernen, und wo man mich schon fast auf das Aeußerste gebracht hatte. Ich war bei der Regierung, den Ministern und beim Herzog selbst gewesen, ja dieser hatte sogar den Badecommissar mit mir ohne Verzug nach Elgersburg geschickt, um den „verrückten G—r" wegzuweisen; allein der Commissar hatte aus Rücksichten gegen den Edelmann, aus allzugroßer Liebe zum Frieden und wer weiß aus was noch für Gründen, sich damit begnügt, dem G—r sein Ehrenwort abzunehmen, daß er die Anstalt nicht mehr betreten wolle, eine halbe Maßregel, die, wie gewöhnlich, zu Nichts führte, und hier am allerwenigsten; den v. G—r hielt sein Wort nicht.

Der Zweite meiner Feinde war gar ein Major auf Halbsold, ein gemeiner sinnlicher Mensch, der, wie er mir selbst sagte, sich deswegen von Piutti behandeln ließ, weil er fürchtete, ich möchte ihn fortschicken, wenn er etwa ein Mal „einen dummen Streich" mache. Und deren machte er viele. Hätte er nicht auch schlechte gemacht, so möchte es wohl mehreren seiner ehemaligen Kameraden nicht eingefallen sein, mit ihm nicht an Einem Tische sitzen zu wollen; er würde nicht wegen grober Betrügereien in Untersuchung gekommen und vergangenes Jahr im Gefängnisse gestorben sein. — Er war der Patriarch der Klike! — De mortuis nil nisi bene. Ich weiß aber Nichts Gutes von ihm und schweige daher ganz.

Der Dritte war ein junges Männlein, das eben seinen Uebergang vom Fähndrich zum Lieutenant gemacht hatte und zum dritten Male wegen galanter Krankheiten sich behandeln ließ. Sein Vater hatte durch bürgerliche Geschäfte so viel Geld verdient, daß er sich mit dem bürgerlichen Gelde in den Adelstand erheben ließ und der Herr Sohn war so adelig, daß er es für gemein hielt, wie andere ehrliche Leute zu sprechen, sondern statt **i** stets **ö** sagte. So sagte er z. B. anstatt: er kriegt (bekommt) den Schnupfen, „hör krögt den Schnoppen.“ Auf diese Weise sprach er auch das i seines eignen Namens aus. — Er hatte keine Meinung für sich selbst, sondern bewunderte blos den Major in seinem Glanze, sagte zu allen Aeußerungen seiner verehrlichen Herren Kameraden „ja“ und sprach sich entschieden für den alten Adel des Lieutenants v. G — r aus. Er war es auch, welcher zuerst den Gedanken laut werden ließ, daß G— wegen des Unterschieds der Geburt nicht nöthig habe, sich mit mir zu schlagen. — Wenn ich den Herrn nur erwischt hätte, ich würde ihn zwar nicht haben zwingen können sich zu schlagen, wohl aber sich schlagen zu lassen! — Dieser junge, dem Hofmeister zu früh entlaufene Fant hatte es besonders über sich genommen, die Damen zu Gunsten Piutti's zu bearbeiten, worin er sich auch nicht ganz ungeschickt zeigte.

Der Vierte war ein Oeconom aus der Gegend von Magdeburg, dessen geführtes Leben aus seinen schlotternden Knieen, seinen glanzlosen Augen, seinen grauen Wangen, der Frivolität aller seiner Scherze und der Gemeinheit seines ganzen Wesens, auf den ersten Blick zu erkennen war. Er wurde benutzt, wenn ein recht pöbelhafter Angriff zu machen war, an dem sich Niemand die Finger beschmuzen mochte. — So heftete er einst einen vom Herrn von G — r in den allgemeinen Anzeiger gelieferten mich beleidigenden Aufsatz in meiner und der versammelten Ba-

degesellschaft Gegenwart, während des Mittagstisches an die schwarze Tafel im Saale und die ganze Klike lachte gar lustig, wenn Einer nach dem Andern hinging und das Libell las. — Ich nahm es ab und gab es zur bequemeren Circulation herum; es wurde jedoch vom Dritten zu dem es gelangte, einem braven Artilleriecapitain aus Berlin, der es sich zum Gesetz gemacht hatte, mit dem Major, den er einen Kerl nannte, kein Wort zu wechseln, mit dem Ausdrucke des lautesten Unwillens vernichtet.— Irre ich nicht ganz, so bekleidete der Oeconom ebenfalls eine Charge bei der Landwehr.

Der Fünfte war der Respectabelste unter der Klike. Er war Jurist und nebenbei auch Landwehroffizier, oder doch Letzteres gewesen; denn er ließ sich auch Herr Lieutnant nennen. Meine Freunde nannten ihn den Referendar Gift, wegen seines wirklich giftigen Wesens. Sein im Ganzen anständiges Benehmen machte ihn mir nur um so gefährlicher; denn man glaubte das Nachtheilige, was er über mich verbreitete, um so eher. Er war die Seele des Ganzen, oder vielmehr der Kopf; denn die Seele war eigentlich Piutti, durch und für den Alles geschah.— Er wußte alle juristischen Kniffe anzuwenden, leitete alle Intriguen, gab sich manchmal den Anschein, als ob er es gut mit mir meine, horchte mich aus und benutzte dann jedes von mir gutmüthig hingesprochene Wort, oft unter den schmählichsten Verdrehungen, zu seinen Zwecken. Er schien offenbar blos zu Leitung der Intriguen nach Elgersburg gerufen zu sein; denn seine Schwindsucht, die wahrscheinlich seinem Dasein nun bald ein Ende gemacht hat, eignete sich schlecht für die Cur. Er war aus Minden, wo Piutti's Schwiegervater Regierungspräsident ist, und, wie ich glaube, bei der Regierung als Referendar angestellt! — Sobald ich abgedankt hatte, verließ er Elgersburg.

Dies war die Elite meiner Feinde, bei deren Charakteristik ich, obschon mir die Galle bei ihrem Andenken anschwillt, Nichts übertrieben habe. — Sie waren aber nicht die Einzigen, die gegen mich machinirten. — Der Gothaische Hof ist wegen seiner Sittlichkeit nicht eben berühmt, und wer das nicht glauben will, dem will ich es durch Geschichten beweisen, die nicht zu widerlegen sind. Dieser Hof lieferte nun manches räudige Schaaf, das seinen Mercur ausgewaschen haben wollte und mit solchen Schaafen oder vielmehr Böcken hatte ich gar viele Noth. — Ein Kammerherr verführte die Magd einer fremden Herrschaft und ging, als ich dagegen Bemerkungen machte, von mir ab und zur Gegenparthei über. Er beschützte nun nicht nur das Unwesen der von Gräser gehaltenen Mädchen, sondern machte auch die andern Kranken glauben, es gehe mit seiner Gesundheit von dem Tage an besser, wo er sich in Piutti's Behandlung gegeben, und erleitete sie zum Abfalle von mir. — Kurz es gab deren noch Viele, welche mir zu schaffen machten, welche sich aber mit wenigen Ausnahmen wenigstens äußerlich in den Grenzen des Anstandes hielten, so daß ich nichts Besonderes über sie zu sagen habe. — Noch eines sehr naseweisen Hofmeisters eines jungen unglücklichen Barons muß ich gedenken, der, zum Danke für den ihm einen ganzen Winter hindurch unentgeldlich gegebenen Sprachunterricht, sich alle Mühe gab, mir zu schaden. Da jedoch seine Bestrebungen nur darin bestanden, daß er, Piutti zu Liebe, die Partheien an einander hetzte und mir selbst Rede zu stehen nicht den Muth hatte, so erregte er zuletzt den allgemeinen Unwillen so sehr, daß er selbst von seiner Parthei mit Verachtung behandelt wurde. — Ich will Nichts über die Rolle sagen, welche er bei der Schwangerschaft des einen Dienstmädchens von Gräser, zu welcher der Jäger des Barons sich bekennen mußte, gespielt hat. — Er führte immer schöne

Grundsätze im Munde, setzte seine Worte mit äußerster Zierlichkeit zusammen, war kriechend gegen Höhere und rauh gegen Untergebene und von seinem eignen Zöglinge gehaßt; dabei aber sicherte ihm sein geschicktes, kluges Benehmen und seine zur Schau getragene Ergebenheit das Zutrauen seines Principals, eines sehr achtbaren und hochgestellten Mannes. —

Meine Maßregeln gegen die Spieler, Fresser, gegen die Unzucht in der Anstalt, gegen das Trinken starker Getränke von allerhand Leuten, welche den Versammlungssaal der Kranken zu einem Bierhause machten und in Gegenwart unserer Damen und Brust- und Augenkranken Tabak dampften; meine Beschwerden über schlechte oder schlecht bereitete Nahrungsmittel; vor Allem aber die Vortheile, welche mein Contract mir sicherte, hatten mir die Gräserschen Eheleute bald zu Feinden gemacht, und so wie sie früher gegen Piutti machinirt hatten, so verbanden sie sich in gemeinschaftlichem Interesse wieder mit ihm und meinen Feinden, um mich wieder los zu werden. Ich übergehe mit Stillschweigen, was ich von dieser Seite zu leiden gehabt. Von eigennützigen und ungebildeten Menschen, die bei ihren Nachbaren ohnehin nicht wegen ihrer Verträglichkeit berühmt waren, war nicht viel Besseres zu erwarten. Gräser fing zuerst damit an, daß er den mir contractlich zukommenden Antheil der Zimmermiethe nicht zahlte und mich durch einen Advocaten angreifen ließ, der alle Kunstgriffe seiner edlen Kunst hervorsuchte, um mir begreiflich zu machen, daß ich Nichts bei einem Processe gewinnen könne. Einer dieser Kunstgriffe war, daß man mir begreiflich machen wollte, Gräser habe für seine Person fast gar Nichts; es gehöre Alles seiner Frau und ich habe den Fehler begangen, diese den Contract nicht mit unterzeichnen zu lassen. Gräser werde sich daher für insolvent erklären und das Geschäft im Namen seiner Frau fortgehen. — Ich ließ mich

durch dergleichen Vorstellungen wirklich zu Ermäßigung einiger Bedingungen des Contractes bewegen, von denen ich glaubte, daß sie in der Billigkeit lägen. Allein nach dieser Concession wurde es nicht besser; sondern man fing immer wieder von vorn an.

So begab ich mich unter Anderem auch des mir vorbehaltenen Rechts, die Gäste, welche mir nicht anstünden, fortzuschicken, blos in der Absicht, den vielen Reclamationen gegen dasselbe abzuhelfen und mir Frieden zu erkaufen. Kaum aber war dies geschehen, als meine Feinde, sich nun festeren Fußes fühlend, sofort nur nachdrücklicher operirten und unverschämter gegen mich wurden. — Es ging mir, wie dem Protestantismus mit seiner Toleranz der Intoleranz. Ich verlor einen Schritt nach dem andern des Bodens unter mir und meine Stellung wurde immer unangenehmer und gefährlicher. — Ich hatte jetzt nicht einmal mehr das äußerste Mittel in der Hand, mich von meinen bittersten Feinden im Nothfalle zu befreien.— Dieser Schritt war eine der Ideen des Referendar Gift: er war die Basis, auf der er operirte, denn ich mußte mir nun sogar persönliche Beleidigungen gefallen lassen, ohne eine entscheidende Maßregel dagegen anwenden zu können.

Piutti arbeitete im Stillen, wie es seine Art ist. Hier und da erschienen in öffentlichen Blättern Angriffe auf mich von Seiten seiner Freunde. Er drängte sich den von mir behandelten Kranken auf, suchte meine Curmethode zu verdächtigen und sich ihnen so angenehm als möglich zu machen. Er gab Gesellschaften, zeigte sich öffentlich gegen mich freundlich und friedfertig, besuchte mich während meines Krankseins, erfüllte pünktlich die Bedingungen des mit mir abgeschlossenen Contractes und zeigte überall den aufrichtigen Wasserfreund, obschon er während der Zeit, da er an den Varioloiden (unächten Pocken)

darnieder lag, mit gänzlicher Hintenansetzung des Wassers, nicht nur sich selbst Medicin verschrieb, sondern auch noch den Dr. Fitzler und einem dritten Arzt aus Ohrdruff bei seiner Behandlung mit Medicin zu Rathe zog, und ich jedes Mal, wenn ich ihn besuchte, Arzneiflaschen neben seinem Bette stehen fand.

Eine den ganzen Winter hindurch anhaltende schmerzhafte Krankheit, meine fürchterliche Kopfgicht, vermehrte das Traurige meiner Lage und fesselte mich Wochen lang an das Zimmer. Alle dagegen angewendete Mittel, selbst die Cadet de Veaux'sche Warmwassercur, waren vergebens. Letztere vermehrte noch das Uebel und führte neue herbei. Unter dem steten Aerger und bei dem sehr rauhen Clima des Thüringerwaldes war eine Genesung fast nicht möglich. Meine Krankheit vermehrte die Unzufriedenheit Gräsers, die Zweifler und meine Gegner, und diente Letzteren als ein Beweis, daß mit meiner Kunst Nichts sei, da ich mir selber nicht helfen könne. Der Beweis war nicht schlecht, obgleich unrichtig; denn eigentlich bewies meine Krankheit nur, daß es körperliche Leiden gebe, gegen die auch das Wasser Nichts oder nicht Viel vermöge, eine Wahrheit, die ich nie abgeleugnet habe.

Ich ertrug Alles mit Standhaftigkeit, wenn auch, bei meinem Hitzkopfe, nicht mit Ruhe; Krankheit, Beleidigungen, Intriguen, Contractsverletzungen. Als aber nach und nach die Wirkungen der geheimen Machinationen und Verläumdungen anfingen, mir einen Kranken nach dem Andern zu entfremden; als nach und nach auch Viele von Denen abfielen, die mir zeither Liebe, Achtung und Vertrauen bewiesen hatten; als ich von einem Paar Personen, die einen großen Platz in meinem Herzen einnahmen, unvermuthet verlassen wurde und die Bemühungen meiner Gegner, das Vertrauen der Kranken zu erschüttern, sich auch auf die wenigen mir treu gebliebenen Seelen zu

erstrecken begannen, da faßte ich den Entschluß, Elgersburg zu verlassen.

Einige eben wieder gemachte schmerzhafte Erfahrungen hatten mich auf das Aeußerste aufgeregt, als der neue Badecommissar, der sehr ehrenwerthe und humane Regierungsrath G—e in Elgersburg erschien und mich besuchte. Ich erklärte ihm im Zustande der höchsten Aufregung, daß es die höchste Zeit sei, der Sache ein Ende zu machen, und daß ich bereit sei, gegen eine angemessene Entschädigung für meinen gehabten Aufwand, den Platz zu räumen. Ich nannte tausend Thaler. Herr G—e übernahm es, die Sache zu vermitteln und Piutti und Gräser willigten in die Entschädigung, nachdem sie unter sich ein Abkommen verabredeten, wie sie es in Zukunft mit der Anstalt halten wollten. — Ich hatte denselben Tag keine Gelegenheit, mit dem Regierungsrath zu sprechen, welcher mein Interesse wirklich auf eine Weise in Obacht genommen hatte, die allen Dank meinerseits verdiente, hörte aber den Abend noch von mehreren Seiten, daß meine Abdankung bekannt sei und Piutti und Gräser mir eine Entschädigung von Tausend Thalern geben würden.

Am nächsten Morgen suchte mich Piutti früh auf dem Schlosse auf und als er mich da nicht fand, folgte er mir zu mehreren Kranken, die ich besuchte. Er, der nimmer Müde, wenn es sich um das Erhaschen eines Vortheils handelte, wollte mich noch abfangen, ehe ich Zeit gewann, mit seinem Advocaten zu sprechen, der das Instrument unserer Auseinandersetzung schon aufgesetzt hatte, und da ich nichts Gewisses über den Entschluß meiner beiden Gegner wußte, er aber die Sache durchaus nicht als abgemacht behandelte, so gelang es ihm wirklich, mir noch zweihundert Thaler abzuhandeln und mich zu bewegen, mit einer Entschädigung von achthundert Tha=

lern mich zu begnügen. — Ich ärgerte mich nachträglich über meine Einfalt, als ich sah, wie der Advocat auf Piutti's Erklärung die tausend Thaler wegstrich und achthundert daraus machte; denn ich würde auch bei den tausend Thalern noch Nichts gewonnen haben.

Unser Uebereinkommen wurde dem Herzog zur Bewilligung vorgelegt, welcher darein willigte, Piutti das Schloß, wie mir, unentgeldlich zu überlassen, und ich verließ mein Amt zwar mit zerrissenem Herzen, aber doch mit leichterem Muthe und besseren Hoffnungen, als ich es angetreten hatte.

Mein Weggehen war das einzige Mittel, um das Fortbestehen der Anstalt zu sichern; denn viele der Gäste hatten, des ewigen Haderns müde, die Anstalt verlassen, und es stand zu erwarten, daß, trotz unserer Bekanntmachungen und mancher neuen Anmeldung die von der Natur so begünstigte Anstalt ganz in Verfall gerieth, da selbst Diejenigen unter den Gästen, welche sich ganz neutral zu verhalten beschlossen, ihre Cur nicht ungestört gebrauchen konnten, da ihnen die böse Rotte keine Ruhe ließ.

Das Bestreben Piutti's und seiner Anhänger, meine Kranken von mir abwendig zu machen, hatte zum Hauptzweck, der Regierung zu beweisen, wie überflüssig ich der Anstalt sei und diese zu bewegen, mir den zeither stets gewährten Schutz zu entziehen, was vielleicht gelungen sein würde. Uebrigens gab man sich alle Mühe, mein entzündbares Temperament zu benutzen und mich zu Uebereilungen hinzureißen, welche beweisen sollten, daß ich nicht an die Spitze eines derartigen Unternehmens taugte. Und ich gestehe, daß diese Bemühung nicht ganz ohne Erfolg blieb, so daß ich, in steter Aufregung, und jeden Morgen schon die unangenehmen Dinge erwartend, die mir den Tag über begegnen würden, mich besonders in der

letzten Zeit mit solcher Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit benahm, daß ich selbst an meiner Befähigung zu meinem Amte zu zweifeln begann.

Ich glaube, es ist Piutti leicht zu verzeihen, wenn er allein Director in Elgersburg sein und die Einnahme allein beziehen wollte. Er hatte eine Frau aus vornehmer Familie genommen, hielt ein Paar Dienstmädchen und mußte nach seiner Einrichtung Ausgaben machen, zu welchen eine getheilte Einnahme nicht hinreichte. Auch hatte er sich den Titel eines herzoglichen Badedirectors angeeignet, ohne daß ihm derselbe gegeben worden war, und sah sich durch unsere Veränderung auf seine eigentliche Charge als Badearzt reducirt, wovon ich allerdings einen Theil der Schuld trug. Allein die Mittel, welche man anwendete, um mich zur Abdankung zu bewegen, waren eines Mannes von Ehre unwürdig und werden für mein ganzes Leben die Verachtung nicht aus meinem Inneren verwischen, die ich für Diejenigen fühle, welche sie anwendeten.

Einer meiner Freunde, welcher die allgemeine Liebe und Achtung in der Badegesellschaft genoß, machte dem oben erwähnten jungen Offiziere bittere Vorwürfe über die niedrigen Intriguen, zu denen er mit den übrigen Gleichgesinnten sich hergegeben, und bediente sich dabei einiger nicht eben schonender Ausdrücke. Der Herr Lieutenant erwiderte ruhig: „Es blieb uns ja nichts Anderes übrig; wir wären ihn sonst nicht los geworden“! — Auch Piutti hatte die Keckheit, mir bei unserer Auseinandersetzung ins Gesicht zu sagen: „Hätten Sie mich Mitdirector sein lassen, so wäre das Alles nicht erfolgt.“ Sich schnell eines Bessern besinnend, versicherte er jedoch gleich darauf, daß er keinen Theil an jenen Umtrieben habe, und als ich ihn darob einen Lügner nannte, wollte er mich auf Pistolen fordern. Da ich die Forderung annahm und darauf bestand,

uns auf der Stelle zu schießen, so änderte er jedoch seine Ansicht, wurde wieder ganz geschmeidig und führte mich fast gewaltsam zu seinem Advocaten, um unsern Handel abzuschließen.

Meine alte Mutter, die zu meiner Pflege nach Elgersburg gekommen, wurde bei unsrer Abreise von ihm und seiner Frau mit Freundschaftsversicherungen überhäuft. Ich meinerseits wies dieselben zurück, da ich in ihnen Nichts als Bestechungen unserer Leichtgläubigkeit und unzeitigen Gutmüthigkeit sah. — Uebrigens verbarg Piutti seine Freude über das Gelingen seiner Umtriebe schlecht; ja sie machte ihn sogar übermüthig. Man hatte mich zeither Director und ihn Doctor genannt. Den Abend vor meiner Abreise wünschte er noch über einen Gegenstand mit mir zu sprechen und schickte eines seiner Mädchen zu mir mit dem ausdrücklichen Auftrage, mir zu sagen: „Der Herr Director Piutti lasse sich dem Herrn Doctor Munde empfehlen und ihn fragen, wenn der Herr Director ihn sprechen könne.“ Das Mädchen, welche ihrem Herrn nicht gar zu gewogen zu sein schien, sagte mir, er habe ihr ausdrücklich mehrere Male diese Worte wiederholt und ihr befohlen, die Titel nicht zu verwechseln. — Zu bemerken ist hierbei übrigens, daß ihm erst ein oder zwei Jahre später der Titel eines Directors vom Herzoge förmlich ertheilt wurde.

Die letzte Nacht brachten wir bei meinem Freunde, dem braven und biedern Kaufmann Eberhard zu, welcher mit seiner Familie so Viel zur Linderung der manchfachen Qualen beigetragen hatte, die ich erdulden mußte. Gott segne die braven Leute dafür und lasse es ihnen immer wohl ergehen!

Meine Kranken verließen sämtlich die Anstalt vor meiner Abreise, bis auf zwei Damen, welche in der kurzen Zeit, die sie die Cur noch zu brauchen dachten, nicht erst eine Verände-

rung vornehmen wollten. Man wollte mir Schuld geben, daß ich sie dazu beredet hätte. Das war aber durchaus unnöthig; denn sie hatten mich zu lieb und verabscheuten das gegen mich beobachtete Verfahren zu sehr, als daß sie sich Piutti's Behandlung hätten anvertrauen mögen. — Auch sie mögen nochmals meinen herzlichen Dank für ihre treue Anhänglichkeit an meine Person empfangen, die ich ihnen nie vergessen werde! —

Ich reiste über Jena und Leipzig zurück; denn ich hatte die kühne Idee, noch Medicin zu studiren. Die Erkundigungen, die ich an beiden Universitäten einzog, machten jedoch meinen Entschluß schwankend. In Leipzig wurde mir von einem hochgestellten Manne freie Wohnung ꝛc. angeboten, wenn ich meinen Plan ausführen wollte*). Allein kaum war ich nach Freiberg zurück, so warfen mich die Folgen der in Elgersburg erlittenen Drangsale aufs Neue auf das Krankenlager und hielten mich abermals fast den ganzen Herbst und das darauf folgende Frühjahr im Bette fest. — Ueberzeugt, daß die Anstrengungen, welche das Studium einer so umfassenden Wissenschaft, wie es die Arzneikunde ist, erforderten, meine Gesund-

*) Bei meiner Durchreise durch Dresden, wohin mir meine Familie entgegen kam, wurden mir von einem mir ganz unbekannten Privatmanne, Herrn F—, zehntausend Thaler zu Errichtung einer Wasserheilanstalt in der unmittelbaren Nähe Dresdens angeboten. Ich hatte jedoch Alles, was ich in Elgersburg ertragen, in zu frischem Andenken, als daß ich mich hätte entschließen können, dieses mich ehrende Zutrauen zu benutzen. — Der Verlust der Adresse dieses großmüthigen Mannes hat mich gehindert, ihm bei meiner manchmaligen Anwesenheit in Dresden meinen Besuch zu machen. Sollte er diese Blätter lesen, so würde es mir Freude machen, wenn er mich in den Stand setzen wollte, ihm mündlich zu sagen, daß es nicht Mangel an Dankbarkeit war, der mich abhielt, ihm seitdem Beweise meiner Achtung zu geben.

heit vollends aufreiben würden, gab ich endlich meinen Plan auf und beschloß, hier zu privatisiren. — Meine Stelle an der Academie, welche das Oberbergamt mit dankenswerther Nachsicht über Dreivierteljahr mir offen gelassen hatte, war endlich besetzt worden und es blieben mir zu meinem Unterhalte nur Privatunterricht und einige literarische Arbeiten übrig, zu denen sich noch die Redaction des Wasserfreundes gesellte, die mir von dem Eigenthümer übertragen wurde.

Letztere werde ich aus guten Gründen nächstens aufgeben. Die Anträge, welche man mir seitdem gemacht hat, wieder die Leitung einer Anstalt zu übernehmen, habe ich mich nicht bewogen gefunden anzunehmen und außerdem, daß es mir nicht an hinreichender Beschäftigung mangelt, habe ich auch keine besondere Lust, mich aufs Neue in eine Lage zu begeben, der ich froh bin entronnen zu sein. — Meine kleine Anstalt in Freiberg, die ich dem Müller unter der Bedingung für eine Kleinigkeit überlassen hatte, daß er sie unter der Leitung meines Freundes, des Wundarztes Beckert, fortbestehen lasse, ist seitdem durch Verkauf in andere Hände gekommen, eine Concession zur Fortführung derselben von Seiten des jetzigen Eigenthümers noch nicht erlangt, und ich trage kein Verlangen, aufs Neue einen Theil meines sauren Verdienstes dabei zuzusetzen, wie es in den früheren Jahren der Fall war.

Mein Cornaro ist ein Werkchen, das ich theils in Elgersburg, theils in Freiberg gefertigt habe. Ich hoffe, er hat schon Etwas genützt und wird noch mehr nützen. Ich halte ihn für eine gute That, die ich gethan, und will mich damit für manches Gute trösten, was ich gern vollbracht hätte, wären mir die Umstände nicht entgegen gewesen und hätte es mir nicht an Kräften dazu gefehlt.

Meine bedeutende Correspondenz, die mir übrigens manches Opfer an Zeit kostet, erlaubt mir, meine geringen Erfahrungen in dem Fache der Wasserheilkunst anzuwenden, und dann und wann giebt es auch Gelegenheit, durch rechtzeitigen guten Rath Jemand vor den nachtheiligen Folgen einer fehlerhaften Lebensart zu warnen oder einem Kranken meinen Beistand angedeihen zu lassen. Auch als Lehrer fülle ich ja doch eine Lücke aus. Schätze werde ich freilich nicht sammeln in meinen jetzigen Verhältnissen; allein ich beneide Niemand um die seinigen, denn es reicht bei mir hin. Man kann in jeder Lage nützlich werden, und Reichthümer begründen ja doch kein wahres, dauerhaftes Glück!

Ende.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

S. Laing,

Reise in Norwegen.

Nach dem Englischen bearbeitet, mit Zusätzen, Anmerkungen und einem Anhange:

Ueberblick der Geschichte des norwegischen Grundgesetzes.

von

W. A. Lindau.

Mit einem lithographirten Titelblatte.

gr. 8. broch. 2½ Thlr.

R. Laing,

Reise in Schweden.

Nach dem Englischen bearbeitet, mit Zusätzen und Anmerkungen

von

W. A. Lindau.

Nebst einem lithographirten Titelblatt.

gr. 8. broch. 2 Thlr.

